
HEYNE
SABINE THIESLER
DIE TOTEN GRÄBERIN
ROMAN
Erstmals im Taschenbuch



Inhaltsverzeichnis

DAS BUCH
DIE AUTORIN
LIEFERBARE TITEL
Widmung
Inschrift

ERSTER TEIL

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13

Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40

ZWEITER TEIL

Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53
Kapitel 54
Kapitel 55
Kapitel 56
Kapitel 57
Kapitel 58
Kapitel 59
Kapitel 60
Kapitel 61
Kapitel 62
Kapitel 63
Kapitel 64
Kapitel 65

Kapitel 66
Kapitel 67
Kapitel 68
Kapitel 69
Kapitel 70
Kapitel 71
Kapitel 72
Kapitel 73
Kapitel 74
Kapitel 75
Kapitel 76
Kapitel 77
Kapitel 78
Kapitel 79
Kapitel 80

Vorschau
Copyright

DAS BUCH

Magda und Johannes haben sich mit ihrem Haus in der Toskana einen Traum erfüllt. Sie verbringen dort jedes Jahr mehrere Wochen und sind im Dorf bei den Einheimischen bereits gut integriert. - Doch in diesem Sommer ist alles anders: Magda fährt allein voraus und wartet auf ihren Mann, der ein paar Tage später aus Berlin nachkommen will. Sie weiß, dass er die Zeit bei Carolina, seiner Geliebten, verbringt. Magda ist nicht mehr bereit, dies länger zu ertragen. Johannes hat ihre Liebe zerstört, und jetzt ist die Zeit ihrer Rache gekommen. Sie geht ihren mörderischen Plan immer wieder in allen Einzelheiten durch und empfindet dabei unglaubliche Ruhe und tiefe Zufriedenheit.

An einem warmen Sommermorgen tötet sie ihren Mann, vergräbt ihn und meldet ihn als vermisst. Als ihr Schwager Lukas zu Besuch kommt, eskaliert die Situation. Er liebt Magda und erkennt erst viel zu spät, in welch tödlicher Gefahr er sich befindet …

DIE AUTORIN

Sabine Thiesler, geboren und aufgewachsen in Berlin, studierte Germanistik und Theaterwissenschaften. Sie arbeitete einige Jahre als Schauspielerin im Fernsehen und auf der Bühne und schrieb außerdem erfolgreich Theaterstücke und zahlreiche Drehbücher fürs Fernsehen (u. a. *Das Haus am Watt*, *Der Mörder und sein Kind*, *Stich ins Herz* und mehrere Folgen für die Reihen *Tatort* und *Polizeiruf 110*). Bereits mit ihrem ersten Roman *Der Kindersammler* stand sie monatelang auf der Bestsellerliste. Ebenso mit den beiden folgenden Büchern *Hexenkind* und *Die Totengräberin*.

LIEFERBARE TITEL

Der Kindersammler - Hexenkind

Für Nani und Egon.

BACI

Voll Furcht ist allezeit die Frau, sie scheut den Kampf und bebt, wenn sie ein Schwert erblickt; doch wenn man sie gekränkt in ihrer Liebe Recht, ist in der Gier nach Blut kein Herz dem ihren gleich.

EURIPIDES, »MEDEA«

ERSTER TEIL

1

Sie hatte die ganze Nacht geweint. Um zehn nach drei sah sie das letzte Mal auf die Uhr, und unmittelbar danach schlief sie vollkommen erschöpft ein. Gegen halb sechs war sie wieder wach. Ihr Kopf dröhnte, und sie spürte, dass ihre Augen zugeschwollen waren. Sie rollte sich von der Bauchlage auf den Rücken und versuchte, sich zu entspannen. Aber ihre Ängste verschlimmerten sich. Sie hatte keinen Strohhalm mehr, an dem sie sich festhalten konnte.

Johannes hatte von alldem nichts mitbekommen. Sein Atem ging gleichmäßig, er schlief tief und fest. Sie überlegte, wie es sein würde, wenn er nicht mehr da wäre, wenn sie seinen Atem nie wieder hören würde, und bei diesem Gedanken verspürte sie Panik. Sie konnte ohne ihn nicht leben, aber sie konnte auch mit ihm nicht mehr leben.

Um halb sieben ging die Sonne auf und warf einen rötlich goldenen Lichtstreifen auf den antiken Brotschrank dem Bett gegenüber, in dem Magda ihre Bettwäsche aufbewahrte. Johannes schnaufte leise und drehte sich auf die Seite. Gestern Abend waren ihr seine Bartstoppeln gar nicht aufgefallen, er hatte sich seit mindestens drei Tagen nicht rasiert. Sie hasste das. Wenn sie ihm über die

Wange strich, sollte seine Haut weich sein. Ohne jede Unebenheit, ohne jeden Makel.

Magda stand leise auf, zog sich ihren Bademantel über und ihre Hausschuhe an. Obwohl es Juli war, war es durch die vierzig bis achtzig Zentimeter dicken Mauern morgens im Haus regelrecht kühl. Vor zehn Jahren hatten sie das ehemalige Landgut La Roccia, das stark renovierungsbedürftig war, gekauft. Es hatte einen hufeisenförmigen Grundriss, war für Magdas Geschmack viel zu groß und noch dazu in einem erbärmlichen Zustand. Das Dach drohte einzustürzen, von den Innenwänden fiel der Putz, und der Fußboden hing beängstigend durch. Das Grundstück war verwildert und mit Brombeeren, Heckenrosen, Weißdorn und Erika zugewuchert.

Zum Verzweifeln, fand Magda. Aber Johannes war von dem Panoramablick fasziniert. Nach Norden sah man von Montevarchi bis hin zum Prato Magno, dem Gebirge, das das Arno-Tal vom Casentino trennt. Nach Westen blickte man auf ein kleines Bergdorf, nach Osten auf einen kahlen Hügel mit einem einzelnen Haus, und nach Süden auf den dichten Wald und den Weg, der nach Solata führte. Johannes hatte sich sofort in diesen Platz verliebt und war in jeder freien Minute nach Italien gefahren, hatte Handwerker und Freunde mobilisiert, sich selbst mit unermüdlicher Energie in die Arbeit gestürzt und das Landgut allmählich im Lauf der Jahre in ein Schmuckstück verwandelt.

Er hatte fünf Zimmer, zwei Bäder und die Küche ausgebaut, aber im westlichen Seitentrakt die teilweise eingestürzte Mauer im alten Zustand gelassen und die eingebrochenen Stellen durch Glas ersetzt. Eine ungewöhnliche Konstruktion, die dem Haus einen eigenwilligen Charakter gab und jede Menge Licht in Johannes' Arbeitszimmer brachte. Der Innenhof war mit alten Straßensteinen gepflastert, und eine metallene Lampe pendelte über dem schweren Holztisch. Magda hatte zahlreiche unterschiedlich große Terrakottatöpfe aufgestellt, in denen Hortensien, Hängegeranien, Rosmarin, Basilikum und Salbei regelrecht wucherten. Der Innenhof war archaisch und gemütlich zugleich, und sie liebte es, die Sommernächte hier zu verbringen, windgeschützt durch die Mauern des Hauses, die noch Stunden die Wärme des Tages abstrahlten.

Allerdings hatte sie immer das ungute Gefühl, nie wirklich unbeobachtet zu sein. Denn vom Weg aus, der nach Solata führte, konnte man an einigen Stellen den Innenhof gut einsehen. Das war der Punkt, der sie an dem Haus störte.

Magda verließ leise das Schlafzimmer und ging in das gegenüberliegende Bad. Ihre vom Weinen dick verschwollenen Augen sahen fürchterlich aus, die Wimpern waren hinter den dicken Lidern fast völlig verschwunden.

Sie beschloss, dies zu ignorieren, und putzte sich die Zähne. Als sie unter der Dusche stand und das warme Wasser auf ihrem Körper spürte, kreiste wie schon seit

Wochen nur der eine Gedanke in ihrem Kopf: Er hat alles kaputt gemacht.

Sie zog sich eine leichte Sommerhose und ein T-Shirt an und ging in die Küche. In einer Viertelstunde würde sich der Radiowecker im Schlafzimmer einschalten. Johannes stand dann meist sofort auf. Er wollte nichts vom Tag verlieren. Jeden Morgen hatte er den Kopf voller Pläne, was er in Haus und Garten reparieren oder verändern konnte, und verzweifelte fast daran, dass sein Urlaub nie reichte, um all das zu erledigen, was er sich vorgenommen hatte.

Genug Zeit, denn es würde noch mindestens eine halbe Stunde dauern, bis er zum Frühstück herunterkam.

Sie öffnete die Terrassentür und trat hinaus. Die Luft war klar und trocken, es würde wieder ein heißer Tag werden. Magda streckte sich und atmete tief durch. Es war vollkommen still, die Schotterstraße nach Solata lag verlassen da. Kein Auto fuhr, keine Stimmen waren zu hören. Noch nicht einmal eine Katze schlich durchs hohe Gras oder rekelte sich auf den durch die frühe Morgensonne schon aufgewärmten Steinen.

Einige Minuten stand sie beinah reglos. Ein leichter Wind wehte durch den Hof, der jetzt noch im Schatten lag. In ihrem dünnen T-Shirt fröstelte sie, aber sie war dennoch ganz ruhig und spürte, dass ihr Herz langsam und gleichmäßig schlug. Keine Spur von Nervosität mehr. Dann war es also richtig. Es gab keinen Zweifel, Überlegungen

waren nicht mehr notwendig. Sie hatte sich entschieden.

Sie ging zurück in die Küche und setzte Teewasser auf. Seit Johannes an permanent erhöhtem Blutdruck litt, hatten sie sich beide angewöhnt, morgens keinen Kaffee mehr zu trinken. Es war ihnen außerordentlich schwergefallen. Jetzt stand die Espressomaschine schon seit zwei Jahren unbenutzt auf einer kleinen Kommode unter dem Fenster, und Magda glaubte nicht, dass sie überhaupt noch funktionierte.

Johannes hatte Kaffee immer mit sehr viel heißer Milch getrunken, geschäumt oder nicht geschäumt, das war ihm egal. Er trank Milchkaffee in Berlin, Caffè Latte in Italien und Café au Lait in Frankreich. Seit er das alles nicht mehr durfte, fehlte ihm die Kalziumbombe mehr als der Kaffee. Manchmal kam er nachmittags in die Küche, verschwitzt und kaputt von der Gartenarbeit, nahm die Milchtüte aus dem Kühlschrank und stürzte mindestens einen halben Liter in einem Zug hinunter. Außerdem hatte er sich angewöhnt, zum Frühstück Müsli mit Obst zu essen, das in Milch schwamm.

Magda bemerkte ihr Gesicht, das sich in der gläsernen Tür des Geschirrschrankes spiegelte, und strich sich mit der linken Hand die viel zu langen Ponyfransen aus der Stirn.

Alles, was sie dann tat, war morgendliche Routine und geschah schon fast automatisch. Sie ging hinaus und wischte den schweren Holztisch im Hof mit einem

Schwammtuch feucht ab. Dann holte sie zwei leuchtend blaue Sets, Besteck, Teller und Tassen, aus dem Kühlschrank die toskanische Salami, ein Stück Pecorino und eine Gurke. Im Gegensatz zu Johannes startete Magda deftig in den Tag. Wenn sie Müsli oder Obst und Quark aß, wurde ihr spätestens nach einer Stunde übel.

Das Wasser kochte, und sie goss den Tee auf. In diesem Moment schaltete sich der Radiowecker im Schlafzimmer ein. Nur wenn sie ganz still stand, sich nicht bewegte und sehr konzentrierte, konnte sie die Musik sehr leise mehr erahnen als hören. Noch fünf Minuten. Höchstens. Dann würde Johannes aufstehen.

Sie schnitt das Obst in kleine Würfel. Einen Apfel, eine halbe Banane, eine halbe Orange. Darüber drei Esslöffel Müsli. Die Badezimmertür klappte, und wenig später rauschte die Spülung. Wahrscheinlich noch zehn Minuten, bis er kam. Mit der Milch musste sie noch warten, das Müsli sollte nicht aufweichen.

Neben dem Haus war eine kleine Wiese, auf der die unterschiedlichsten Blumen wuchsen, die Magda alle nicht kannte. Undefinierbare Wildblumen, wahrscheinlich Unkraut. Johannes mähte die Wiese nur, wenn es gar nicht mehr anders ging und die Gräser schon von allein umknickten. Er liebte sein »geordnetes Gartenchaos«, wie er es nannte, und holte den Rasenmäher erst aus dem Magazin, wenn er der Meinung war, dass es »asozial« aussah.

Magda pflückte einige Blumen, dazu gelb blühenden Dill, und stellte den Wiesenblumenstrauß in einer kleinen bauchigen Vase, die sie bei einem Trödler in der Nähe von Arezzo für zwei Euro erstanden hatte, auf den Tisch.

Jetzt war es Zeit für die Milch. Gleich würde Johannes da sein.

Das Gift hatte sie in ihrer Hosentasche. Sie wusste, dass die Tropfen vollkommen geschmacksneutral waren. Er würde nichts merken. Jedenfalls nicht in den ersten Minuten.

2

Als die Musik des Radioweckers einsetzte, brauchte Johannes fünf Sekunden, um sich daran zu erinnern, dass er gerade dabei war, in der Toskana aufzuwachen. Die Morgensonne war wärmer als in Deutschland und das Zimmer enger. Die Deckenmattoni und die schmalen dunkelbraunen Holzbalken strahlten von der Decke einen erdigen rötlichen Ton auf das Bettzeug zurück, in der Fensternische hing ein schwarzer Skorpion bewegungslos an der Wand.

Er war zu Hause. War zurückgekommen und wollte alles hinter sich lassen, was geschehen war, einen Neuanfang wagen. Vier Wochen Urlaub lagen vor ihm, in denen er sich vor allem um Magda kümmern und langsam wieder zu ihr zurückfinden wollte. Zweite Flitterwochen. Daran zweifelte er keine Sekunde.

Johannes schlug die leichte Bettdecke zurück, schwang die Beine gestreckt in die Höhe und ließ sie dann langsam absinken. Fünf Zentimeter über der Matratze hielt er die Beine gestreckt, bis seine Bauchdecke zitterte. Zwanzigmal. Es fiel ihm leicht, das regelmäßige Krafttraining im Fitnessstudio hatte sich ausgezahlt, er war gut durchtrainiert und sah jünger aus, als er war.

Carolina hatte sich oft einen Spaß daraus gemacht, auf

irgendeinen Muskel seines Körpers zu tippen, den er dann anspannen musste, damit sie sah, wie er auf- und abtauchte oder kontrolliert zuckte. Es faszinierte sie jedes Mal.

Carolina. Er musste aufhören, an sie zu denken. Es war vorbei. Er würde sie nie wiedersehen. Basta.

Johannes stand auf und trat ans offene Fenster. Trotz wolkenlosen Himmels war die Sonne noch milchig hell und diesig. Es würde ein schöner, heißer Tag werden.

Ein weißer Fiat kroch ungewöhnlich langsam die kurvige Straße nach Solata hinauf. Gianni wahrscheinlich. Er war sechsundsiebzig und arbeitete gelegentlich in den Oliven. Wenn er sich kräftiger fühlte und der Magenkrebs Ruhe gab.

Ich werde gleich nach dem Frühstück die Wiese mähen, dachte Johannes. Und die Klärgrube eingraben. Er hatte sie im letzten Herbst anschließen lassen, weil die Kommune neue Richtlinien über die erforderliche Größe von Klärgruben erlassen hatte. Für Johannes war das eine reine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für Baustoffhändler und Klempner. Da La Roccia ein großes Anwesen war und rein theoretisch zwölf Personen Platz bieten könnte, hatte man ihn aufgefordert, eine größere Klärgrube anzuschaffen. Johannes war wütend und hatte immer wieder versichert, dass sie La Roccia nur zu zweit bewohnten, aber die Kommune blieb stur. Und schließlich hatte sich Johannes gefügt und eine völlig

überdimensionierte Klärgrube kommen lassen.

Johannes wusste, wie sehr Magda es hasste, wenn es irgendwo auf dem Grundstück nach »Baustelle« aussah, und die noch nicht fertig zugeschüttete Klärgrube sah äußerst hässlich aus. Darum würde er sich schnellstens kümmern, dann könnte Magda die Stelle begrünen oder auf die drei Deckel der einzelnen Kammern Terrakottatöpfe mit Geranien oder Hibiskus stellen, Magdas Lieblingspflanzen.

Und dann musste er unbedingt die Rosen neben der Küche hochbinden. Der gewaltige Busch saß voller Blüten und konnte die Last nicht mehr tragen. Eine Arbeit, die Magda nicht gern tat. Sie zerkratzte sich die Arme und fürchtete sich vor Schlangen, die sich häufig in die Rosen zurückzogen.

Alles Menschenmögliche würde er für sie tun, sie auf Händen tragen, ihr jeden Wunsch von den Augen ablesen.

Und Magda würde ihm verzeihen. Davon war er überzeugt.

3

Allmählich wurde Magda nervös und sah bereits zum vierten Mal auf die Uhr. Johannes ließ sich heute Morgen ungewöhnlich viel Zeit mit seiner Morgentoilette. Wahrscheinlich rasierte er sich gründlich. Sie musste lächeln und freute sich auf seine makellos glatten und weichen Wangen, wenn sie ihn zum letzten Mal küssen würde.

Als sie ihren Blick über den Frühstückstisch wandern ließ, um zu überprüfen, ob sie vielleicht doch noch irgendetwas vergessen hatte, durchfuhr es sie plötzlich eiskalt. Sie hatte einen gravierenden Fehler gemacht. Wie jeden Morgen im Sommer, wenn es nicht regnete, hatte sie im Hof gedeckt, aber für ihr Vorhaben war das denkbar ungünstig. Johannes würde dort zusammenbrechen, und sie müsste ihn ins Haus schleifen. Das waren weitere sieben unnötige Meter. Vom Weg hatte man an manchen Stellen Einblick in den Hof. Es kam zwar nur selten vor, dass im Sommer ein Olivenbauer oder im Winter ein Jäger dort entlangfuhr, aber trotzdem. Durch ihre Unüberlegtheit setzte sie sich einem Risiko aus, das leicht zu vermeiden gewesen wäre.

Sie rannte in die Küche, horchte kurz, hörte ihn aber noch nicht die Treppe herunterkommen, nahm ein Tablett, rannte

zurück nach draußen, raffte Sets und Bestecke zusammen, stellte Teller, Tassen, Wurst, Käse, Obst, Milch, Butter, Salz und all die anderen Kleinigkeiten, die immer auf ihrem Frühstückstisch standen, zusammen und schleppte das überladene Tablett zurück in die Küche. Die Zeit wurde langsam knapp, denn sie musste das Betäubungsmittel auf alle Fälle in die Milch träufeln, bevor Johannes in der Küche auftauchte.

Auf dem großen Holztisch der Terrassentür gegenüber deckte sie den Tisch erneut und benötigte dazu nur wenige Sekunden.

Dann öffnete sie die Tür zu einer kleinen Diele, von der aus eine Treppe hinauf in den ersten Stock und zum Schlafzimmer führte.

»Johannes«, rief sie, »Frühstück ist fertig! Kommst du?«

»Gleich«, antwortete er. »Fünf Minuten noch.«

Fünf Minuten konnten bei Johannes auch zehn Minuten bedeuten. Was machte er nur so lange? Sie wollte die Anspannung jetzt loswerden, wollte es endlich hinter sich bringen.

Unschlüssig lehnte sie an der Terrassentür und betrachtete ihren Kochbereich, als sähe sie ihn zum ersten Mal. Sie liebte diese Küche, obwohl sie alles andere als praktisch war. Sie mochte sie viel mehr als ihre elegante, moderne

und zweckmäßige Küche in Berlin, in der einem die Schubladen nach bloßem Antippen entgegenglitten, die Vorräte in Schiebeschränken auf Augenhöhe untergebracht waren und die Ecken unter der Arbeitsplatte durch ein cleveres System mithilfe von Drehschränken perfekt genutzt werden konnten. Die chromglänzenden Armaturen waren leichtgängig und makellos, und die Halogenstrahler waren so angebracht, dass sie die Küche perfekt, aber nicht zu grell ausleuchteten.

Und hier war die Arbeitsplatte aus schwerem, dunklem Kastanienholz und faulte dort, wo sie die nassen Töpfe abstellte. Alte raue Mattoni an der Wand wurden von Jahr zu Jahr dunkler. Die gemauerte Abzugshaube, eingefasst mit alten, wurmstichigen Balken, gab dem Raum eine heimelige, gemütliche Atmosphäre, über dem Herd hingen schmiedeeiserne Pfannen. Man glaubte, sich in einer wirklich alten, typisch toskanischen Küche zu befinden, und mit einem warmen Licht über dem Tisch und ein paar Kerzen im Fenster fühlte man sich sofort zu Hause.

Magda spürte in diesem Moment, dass sie sich bisher noch nirgends so wohlgefühlt hatte wie in dieser Küche.

Neben dem Herd lag noch das Messer, mit dem sie die Salami abgepellt hatte. Sie öffnete die Spülmaschine, um es in den Besteckkasten zu stecken, und merkte erst in diesem Moment, dass in der Maschine noch sauberes Geschirr war. Sie begann sie auszuräumen, lief mindestens zehnmal von der Maschine zum großen

Küchenschrank, in dem sie Teller, Schüsseln und Kaffeebecher stapelte und die Bestecke in einer Schublade einsortierte.

Als sie damit fertig war, sah sie auf die Uhr. Sechs Minuten waren vergangen. Gleich würde Johannes da sein.

Sie zog das Fläschchen aus der Hosentasche, schraubte es auf und ließ zwanzig Tropfen in die Milch fallen.

Jetzt gab es keinen Weg mehr zurück.

4

Johannes war sich ganz sicher, die kleine Schachtel mit den Ohrringen in die Seitentasche des Koffers gesteckt zu haben, und jetzt war sie wie vom Erdboden verschwunden.

Was Geschenke betraf, hatte er noch nie viel Fantasie entwickelt, er schenkte Magda entweder Blumen oder Schmuck, je nachdem, ob der Anlass größer oder kleiner war. Am Samstag war er in Friedenau in einer unscheinbaren Seitenstraße an einem Juweliergeschäft vorbeigekommen und eigentlich nur stehen geblieben, weil es ihn wunderte, dass man in dieser abgelegenen kleinen Straße überhaupt etwas verkaufen konnte. Aber das Schaufenster war äußerst geschmackvoll dekoriert, und ein paar Ohrringe fielen ihm sofort ins Auge. Weißgoldene Kreolen mit einem winzigen Brillanten. Sie strahlten eine herbe, kühle Schönheit aus, die ihn faszinierte.

Nie wäre er auf die Idee gekommen, Carolina Schmuck zu schenken - ihr Geschmack war einfach zu ausgefallen. Aber bei Magda war das anders. Er hatte oft den Eindruck, ihr gefiel, was ihm gefiel. Sie war so leicht zu beeinflussen und freute sich wie ein Kind, wenn er etwas schön fand. Bei Magda lag man immer richtig, sie war so wunderbar unkompliziert.

Kurzerhand hatte er die Ohrringe gekauft. Er meinte es

wirklich ernst mit Neuanfang und Versöhnung. Vielleicht ließ sich sein guter Wille durch dieses Geschenk ja noch unterstreichen.

In den letzten Tagen war im Geschäft die Hölle los gewesen. Anscheinend hatten sich alle Umzugswilligen in diesem Land verabredet, ihren Plan in dieser Woche in die Tat umzusetzen. Magda war bereits nach Italien gefahren, Johannes arbeitete noch eine Woche, gab schließlich letzte Instruktionen, hinterließ seine Handynummer und fuhr am Freitag früh auf dem direkten Weg und mit nur einem kurzen Tankstopp in die Toskana.

Magda hatte nicht auf ihn gewartet und lag schon im Bett. Sie wachte kurz auf, als er ins Schlafzimmer kam.

»Ach, schön, dass du da bist«, sagte sie verschlafen, »gute Nacht, bis morgen früh.«

Damit drehte sie sich auf die Seite und schlief weiter.

Er hätte ihr gern erzählt, dass er Carolina nie mehr wiedersehen würde, aber das musste wohl bis zum Frühstück warten.

Auf der Terrasse schenkte er sich ein Glas Rotwein ein und sah den Mond am sternenklaren Himmel. Noch eine Nacht, dann war Vollmond.

Es war vorbei. Er hatte sich für Magda entschieden und fühlte sich auf einmal ganz leicht und frei.

Johannes fand endlich die Ohrringe in der Seitentasche seines Kulturbeutels. Ihm war gar nicht bewusst, dass er das kleine samtene Täschchen dort hineingeschoben hatte.

Jetzt steckte er es in seine Hosentasche, öffnete das Schlafzimmerfenster weit, machte noch schnell die Betten und ging hinunter in die Küche.

Alles wird gut, dachte er, alles wird gut.

5

Magda lächelte, als Johannes in die Küche kam und ihr einen Kuss auf die Wange hauchte.

»Hast du gut geschlafen?«, fragte er und setzte sich an den Küchentisch.

»Ja, doch. Einigermaßen. Ich hab ein bisschen schlecht geträumt.«

»Wovon?«

»Das kann ich dir nicht erzählen, sonst gehen die Albträume in Erfüllung.«

Sie stellte ihm die Müslischale auf den Tisch und goss ihm Tee ein. »Lass es dir schmecken.«

Johannes begann das Müsli zu essen. »Ich habe übrigens mit Carolina Schluss gemacht. Die Sache ist beendet, und ich werde sie nie wiedersehen.«

»So«, meinte Magda ungerührt und beobachtete, wie er aß.

»Es tut mir leid, Magda. Ich habe noch nie so deutlich gespürt, wie wichtig du mir bist. Ich liebe dich, Magda. Lass uns vergessen, was gewesen ist. Lass uns noch einmal neu anfangen.«

Er stand auf und umarmte sie.

Sie war seltsam steif. »Setz dich und iss dein Müsli«, sagte sie, »lass uns nachher weiterreden.«

Er setzte sich und aß wieder einige Löffel voll. Magda bestrich sich ein Stück Weißbrot mit Butter und Käse. Als Johannes erneut den Löffel zur Seite legte, wurde sie nervös.

»Was hast du?«, fragte sie. »Ist der Löffel schmutzig? Möchtest du einen anderen?«

»Nein«, meinte er und lächelte. »Ich hab dir eine Kleinigkeit mitgebracht.« Er stand auf und holte aus seiner Hosentasche das kleine Samtsäckchen hervor.

»Für dich. Bitte, Magda, verzeih mir.«

Er gab es ihr, aber Magda reagierte nicht.

»Mach doch mal auf. Ich hoffe, es gefällt dir.«

Magda öffnete das Samtsäckchen.

»Oh, wie schön«, flüsterte sie, »wie wunderschön! Kreolen. Und dann noch mit Brillanten. Meinen Lieblingssteinen.«

Sie küsste ihn, um sich bei ihm zu bedanken. Er zog sie auf seinen Schoß und umarmte sie.

»Ich war so dumm, Magda. Ich habe vergessen, dass wir zusammengehören.«

»Schon gut.« Sie stand auf und setzte sich wieder ihm

gegenüber.

»Möchtest du noch etwas Tee?«

Er nickte, und sie schenkte ihm nach.

»Warum essen wir heute eigentlich nicht auf der Terrasse?«, fragte Johannes.

»Mir war kalt heute Morgen, und es ging so ein kühler Wind. Da dachte ich, drinnen ist es vielleicht gemütlicher.«

»Stimmt.« Johannes lächelte ihr zu. »Es wird noch so viele warme Tage geben, da kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an.«

Magda stand auf und ging hinaus. »Ich bin gleich wieder da«, sagte sie, »ich muss nur mal auf die Toilette.«

Johannes schaltete das Radio an. »Senza una donna« sang Zucchero. Während er langsam sein Müsli zu Ende aß, klang dieses Lied tief in seiner Seele und machte ihn glücklich. Das Leben ist wundervoll, dachte er, und wir haben fantastische Urlaubswochen vor uns. Magda und ich.

»Ich war übrigens gestern Abend noch kurz bei Massimo und Monica und hab eine Fünf-Liter-Flasche Öl und eine Kiste Wein gekauft. Ist alles noch im Auto«, sagte er, als Magda wieder in die Küche kam.

Magda zuckte zusammen. »Oh, wie schön«, meinte sie.

Dann wussten Massimo und Monica jetzt also, dass Johannes hier war. Und was die beiden wussten, erfuhr

das ganze Dorf. Sie war wütend. Musste er das verdammte Öl und den Wein unbedingt gleich am ersten Abend kaufen? Sie hatte eigentlich vorgehabt, im Dorf zu erzählen, dass sie in diesem Sommer allein Urlaub machte.

»Die beiden lassen schön grüßen«, unterbrach Johannes Magdas Gedanken, »und wir haben vereinbart, uns wie immer bei uns zum Abendessen zu treffen. Vielleicht am Wochenende. Oder nächste Woche. Wie du willst.«

Magda antwortete ihm nicht mehr, denn in diesem Moment wurde ihm übel. Es war kein Schmerz, sondern eine unkontrollierbare Schwäche. Die Welt begann sich in seinem Kopf zu drehen, und er spürte, wie ihm die Augen wegkippten.

»Magda«, röchelte er, »hilf mir, mir ist so schlecht, ich kann mich nicht mehr halten. Was ist los mit mir? Hilf mir, oh mein Gott …«

Um ihn herum wurde es schwarz, er versuchte seinen Arm zu heben, aber es gelang ihm nicht, der Arm rutschte nach unten, neben den Tisch ins Leere, und Johannes' Gesicht schlug schwer und hart auf die Holzplatte des Tisches.

6

Magda hatte in der Apotheke lange auf die Gelegenheit gewartet. Henriette, ihre Chefin, war beim Zahnarzt und würde nicht vor fünf wiederkommen. Außer ihr war nur Daniela, die Apothekenhelferin, eine ziemlich langsame, dralle Blondine mit fünf Dioptrien auf dem einen und sieben Dioptrien auf dem anderen Auge, im Geschäft. Sie bediente gerade eine Kundin, die alles über Mittel gegen Erkältungskrankheiten bei Kindern wissen wollte, was Magda für überkandidelt hielt. Heutzutage gab es bei Medikamenten gegen Erkältungskrankheiten keine Überraschungen und keine Geheimnisse mehr, und Magda beobachtete angewidert, wie Daniela den Beipackzettel trotz dicker Brille bis direkt vor ihre Augen hielt.

In diesem Moment betrat der Pharmalieferant die Apotheke und wurde von Magda direkt nach hinten in den Lagerraum gebeten, wo er die Kiste mit Succinylcholin absetzte. Einem Mittel, das vor allem Lungenärzte für ihre Belegkliniken bestellten, da sie Intubationen mit dieser Narkose durchführten.

»Wie lange haben Sie heute noch zu tun?«, fragte sie freundlich und desinteressiert.

»Sie sind meine vorletzte Kundin«, antwortete der Lieferant, trat von einem Bein auf das andere und grinste.

Magda lächelte ebenfalls und unterzeichnete den Lieferschein. Der Lieferant fasste sich grüßend an die Mütze und verschwand so schnell und unauffällig, wie er gekommen war.

In Windeseile begann sie die Kiste auszupacken und ließ fünf Ampullen in ihrer Kitteltasche verschwinden. Die übrigen stapelte sie sorgfältig in den Giftschrank, zu dem nur sie und Henriette einen Schlüssel besaßen.

»Frau Kremer braucht eine Packung Zocor«, platzte Daniela herein. »Sie hat kein Rezept, aber sie meint, sie habe Zocor hier immer ohne Rezept bekommen. Ohne Probleme.«

»Pack die Ampullen zu Ende aus«, meinte Magda zu Daniela, »ich kümmere mich um Frau Kremer.«

Frau Kremer hatte der Himmel geschickt. So konnte sie immer sagen, Daniela habe die Ampullen einsortiert, und wenn es Henriette auffallen sollte, dass einige fehlten, würde sie Daniela rausschmeißen. Unzuverlässige Apothekenhelferinnen konnten sie nicht gebrauchen.

Magda war überaus freundlich zu Frau Kremer. Sie kannte die Kundin seit Jahren, und selbstverständlich bekam sie ihr Mittel gegen erhöhtes Cholesterin ohne Rezept.

Daniela hatte den Giftschrank fertig eingeräumt. Magda bedankte sich bei ihr und schloss den Schrank ab.

Es war noch eine halbe Stunde bis Feierabend. Magda trank einen Kaffee mit Daniela, und da kaum noch Kunden in die Apotheke kamen, schickte sie sie nach Hause.

Daniela drückte sich ihre dicke Brille fester auf die Nase und fuhr - blind wie eine Henne - in ihrem kleinen Polo davon.

Magda nutzte die Gelegenheit, auch noch schnell wirkende Barbiturate einzustecken.

Um neunzehn Uhr schloss Magda die Apotheke sorgfältig ab und fuhr nach Hause. Eigentlich hatte Henriette ja vor Feierabend noch vorbeikommen wollen, aber vielleicht hatte der Zahnarzt geschnitten, und es ging ihr nicht gut.

Am nächsten Vormittag hatte Magda frei. Um Viertel nach elf rief Henriette an.

»Gestern ist Succinylcholin angeliefert worden?«, fragte sie.

»Ja, warum?«

»Es fehlen fünf Ampullen. Ich habe den Bestand und den Eingang überprüft.«

»Das kann ja gar nicht sein.« Magda wunderte sich insgeheim, dass Henriette das bemerkt hatte. Sie hatte es ihr wirklich nicht zugetraut.

»Kannst du dir das erklären?«

»Nein. Hast du wirklich genau gezählt?«

»Ja.« Henriette schnaufte genervt. »Hast du die Ampullen eingeräumt?«

»Zuerst ja, aber dann hat Daniela weitergemacht, weil eine schwierige Kundin in den Laden kam.«

Henriette schwieg.

»Kann das nicht einfach ein Lieferfehler sein? Denn was soll Daniela mit einigen Ampullen Succinylcholin? Henriette, ich bitte dich! Damit kann doch kein Mensch etwas anfangen! Und Daniela schon gar nicht!«

Henriette wusste, dass Magda einer Beate-Uhse-Puppe mehr Intelligenz zutraute als Daniela. Sie war immer gegen deren Einstellung gewesen.

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, auf alle Fälle fehlen die Ampullen. Und das ist eine Katastrophe, Magda.«

»Ich weiß.«

»Was soll ich machen? Daniela rausschmeißen? Ohne Beweise?«

»Du hast keine andere Chance. Dann bist du die Sache los. Schließlich kannst du nicht ihre Wohnung durchsuchen lassen.«

Henriette seufzte hörbar ins Telefon. »Ich war noch nie in

einer so blöden Situation, Magda.«

»Das kann ich mir denken.« Magda legte so viel Wärme in ihre Stimme, wie sie konnte.

»Gut. Ich werde mit ihr reden.«

Henriette entschuldigte sich für die Störung, verabschiedete sich und legte auf.

Magda atmete tief durch und fühlte sich irgendwie erleichtert. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass Henriette sie noch mal auf das fehlende Succinylcholin oder auch auf die Barbiturate ansprechen würde. Dies alles würde jetzt auf Danielas Konto gehen.

Als Magda am Nachmittag wieder in die Apotheke kam, gab es bereits eine neue Apothekenhelferin: Ingrid.

7

»Mein armer Hase«, flüsterte Magda, »jetzt hast du es bald geschafft. Das Schlimmste hast du hinter dir.«

Sie zog seine Lider hoch. Er war nicht mehr bei Bewusstsein und würde nicht spüren, was sie auch noch mit ihm tun musste.

Er lag jetzt im Koma. Im Urin wären diese Tropfen zwölf Stunden nachweisbar, im Blut lediglich sechs. Aber eigentlich war es egal. Sie würde dafür sorgen, dass niemand seine Leiche fand.

Doch noch war er nicht tot. Die Mixtur aus Barbituraten, die sie selbst hergestellt hatte, würde ihn nicht umbringen, sondern lediglich dafür sorgen, dass er nicht mitbekam, wie sie ihn tötete.

Sie wollte ihm nicht wehtun. Und sie wollte ihm keine Angst machen.

Wenn einer den andern betrügt, ist das Leben zu Ende.

Schatz, du hast es gewusst. Du kennst mich doch. Du hättest es nicht tun dürfen.

Sie holte die Spritze aus der Küchenschublade, schob ihm die kurze Hose hoch und injizierte ihm das Succinylcholin in den Oberschenkel. Das Mittel wurde bei

Operationen häufig als Anästhetikum benutzt und löste eine totale Muskellähmung im ganzen Körper aus. Also würde auch die Atmung bald nicht mehr funktionieren, und das Herz würde aufhören zu schlagen.

Intravenös gespritzt hätte das Mittel zwar bereits nach wenigen Sekunden gewirkt, aber das traute sie sich nicht zu. Sie hatte Angst, die Vene nicht zu finden. Intramuskulär war sie da auf der sicheren Seite, auch wenn das Sterben ein klein wenig länger dauerte. Wie auch immer. Es gab keinen Weg zurück.

Magda nahm Johannes' Hand und streichelte sie.

»Mach's gut«, flüsterte sie, »wo immer du jetzt auch hingehst. Wir hatten eine schöne Zeit, und ich werde dich nie vergessen. Schade um dich, schade um uns, Johannes. Schade, dass du Carolina kennengelernt hast, wir hätten sonst bestimmt noch viele gute Jahre gehabt. Mein Freund, mein Liebster, schlaf gut. Schlaf für immer.« Sie küsste ihn aufs Haar und fühlte seinen Puls. Noch schlug sein Herz.

»Nur noch einen Moment, nicht mehr lange, dann fliegt deine Seele davon, Hannes. Nimm mir nicht übel, was ich getan habe, aber es ging nicht anders. Ich hätte dir nie wieder vertrauen können. Und ich wollte dich auch keiner anderen überlassen. Es gab nur diesen einen Weg. Verzeih mir.«

Johannes' Kopf kippte plötzlich zur Seite, sie sah, wie seine Halsschlagader noch einmal heftig pulsierte, und dann setzte sein Atem aus.

Magda spürte keinen Puls mehr. Johannes war tot.

8

Magda verriegelte die Terrassentür und zog die schwere Übergardine vor, die nicht nur vor neugierigen Blicken, sondern auch vor der Sonne schützte und die Küche im Sommer angenehm kühl hielt. Anschließend schloss sie am gesamten Haus die Fensterläden, aber nicht die Fenster.

Dann ließ sie Johannes vorsichtig vom Stuhl rutschen und legte ihn auf die Erde.

Sie hatte Zeit, denn nach der Gabe von Succinylcholin gab es keine Totenstarre. Aber sie hatte auch noch verdammt viel Arbeit vor sich.

Ihr fiel ein, dass sie ihre Tabletten nicht genommen hatte. Daher setzte sie sich, öffnete eine Flasche Mineralwasser und durchsuchte eine alte Teekiste, in der sie die Tabletten aufbewahrte, die sie regelmäßig nehmen musste. Ein bisschen Kalium fürs Herz, Kalk für die Knochen, Aspirin fürs Blut und ein Briefchen leichtes Abführmittel für die Verdauung. Das Pulver musste in Wasser aufgelöst und getrunken werden, zum Glück schmeckte es einigermaßen erträglich und erinnerte entfernt an Orangengeschmack.

Sie hatte gerade den Kopf im Nacken, um die Kalktabletten zu schlucken, die groß und trocken waren und

sich nur sehr schwer hinunterspülen ließen, als das Telefon klingelte. Magda hielt den Atem an und zählte leise mit. Fünfmal, sechsmal. Dann stand sie auf. Das Klingeln zerrte an ihren Nerven, ihr brach der Schweiß aus.

Hör auf!, schrie sie innerlich, hör endlich auf! Ich bin nicht zu Hause. Wann kapierst du das? Herrgott noch mal!

Nach dem siebzehnten Mal schwieg das Telefon. Sie ging zur Terrassentür und sah hinaus. Der Hof, der Weg und der Wald lagen vollkommen verlassen da. Die Grillen zirpten, die Luft flimmerte vor Hitze.

Sie legte eine CD von Adriano Celentano auf. Zum Abschied. Johannes hatte seine Lieder immer gern gehört. Celentano war für ihn der kernige, männliche Italiener schlechthin. »Azzurro« war das einzige Lied, von dem er alle Strophen auf Italienisch singen konnte, und er brüllte es auf jedem Dorffest begeistert mit. Falls er es im Jenseits noch hören konnte, würde es ihn freuen.

»Sento fischiare sopra i tetti, un aeroplano che se ne va«, sang Adriano. »Ich höre über den Dächern ein Flugzeug davonfliegen …« Plötzlich überkam sie eine unerträgliche Wehmut. Sie sehnte sich danach, auch einfach in ein Flugzeug zu steigen und abzuhauen. Dies hier alles zurücklassen und nie wiederkommen. Irgendwo ganz von vorn anfangen. Ohne Johannes und ohne Schuld.

Plötzlich fiel ihr ein leicht beißender Geruch auf, der immer stärker wurde, je mehr sie sich dem Kühlschrank näherte. Sie schnüffelte die ganze Gegend ab und fand

schließlich in einem Netz unter den Zwiebeln eine verschimmelte Zitrone.

Sie warf die Zitrone weg und merkte, dass sie Hunger hatte. Sie war ja noch gar nicht dazu gekommen, etwas zu essen.

Die Reste des Frühstücks standen noch auf dem Tisch. Zuerst nahm sie die leere Müslischale, spülte sie sorgfältig aus und stellte sie zurück in den Schrank.

Anschließend schnitt sie sich eine Scheibe Brot ab und aß sie mit Parmaschinken. Dazu trank sie fast eine halbe Flasche Wasser.

»Es hat wirklich Spaß gemacht, für dich zu kochen, Johannes«, sagte sie lächelnd, lehnte sich entspannt zurück und sah in die toten Augen ihres Mannes, die sie kalt und vorwurfsvoll anstarrten. »Und ich glaube, unsere gemeinsamen Mahlzeiten werden mir fehlen, Liebster.«

In diesem Moment vernahm sie ein Motorengeräusch und hörte unwillkürlich auf zu atmen. Das Geräusch wurde lauter. Sie öffnete die Gardine vor der Terrassentür einen Spaltbreit und sah hinaus. Ein grüner Suzuki kam gerade den Weg herauf.

Magda erstarrte vor Schreck und schlich zum Fenster über der Spüle. Durch die Lamellen des Fensterladens konnte sie beobachten, was draußen geschah, und war sich sicher, nicht gesehen zu werden. Sie wartete und verharrte bewegungslos.

Der Wagen hielt direkt vor dem Haus.

Magdas Herz klopfte, der Schweiß stand ihr auf der Stirn.

Zwei Männer stiegen aus dem Auto, auf dem »Assistenza - Servizio - Manutenzione« und dann in riesigen Buchstaben »LIQUIGAS« geschrieben stand.

Wir haben noch genug Gas, dachte sie automatisch, und: Ich hab sie nicht angerufen. Was zum Teufel wollen die?

Der ältere der beiden klopfte energisch gegen die Terrassentür.

Magda rührte sich nicht. Sie hielt sogar den Atem an, als könnte sie sich damit unsichtbar machen.

»Accidenti, non c'è nessuno«, brummte sein Kollege, was so viel hieß wie: Verflucht noch mal, keiner da.

Warum ruft ihr auch nicht vorher an, ihr Vollidioten, dachte Magda, so wie es sich gehört. So wie es alle machen.

Der Ältere klopfte erneut. Länger, anhaltender, heftiger.

Magda rührte sich nicht, aber ihr war übel vor Angst.

Dann flüsterten die beiden. Magda konnte nicht genau verstehen, was sie sagten, sie hörte nur das Wort »macchina«, und siedend heiß fiel ihr ein, dass ihr Auto vor der Tür stand. Für Italiener ein untrügliches Zeichen, dass

jemand zu Hause war.

Ich könnte ja spazieren gegangen sein, dachte Magda, oder schlafen. Oder krank sein. Jetzt nur die Nerven behalten. Schließlich können sie nicht einbrechen, nur weil ihnen niemand öffnet.

Aber all diese Gedanken beruhigten nicht ihren Herzschlag.

Die beiden Techniker der Gasfirma klopften erneut, riefen laut »Signore Tillmann« und »Liquigas, Buongiorno!«, aber als sich daraufhin immer noch niemand rührte, zuckten sie mit den Achseln und fuhren davon.

Magda atmete tief durch.

»Das war knapp«, sagte sie zu Johannes. »Hoffentlich kriegen wir heute nicht noch mehr Besuch.«

Sie räumte das Frühstücksgeschirr ab und stellte alles in die Spülmaschine.

Sanft strich sie Johannes über die Wange, band sich die Haare hinten im Nacken zusammen und ging hinaus, um sich an die Arbeit zu machen.

In den letzten Tagen, als Johannes noch in Berlin war, hatte sie sich schon den richtigen Platz ausgesucht. Es war nicht einfach, denn wie der Name schon sagte, war La Roccia sehr steinig. Im Grunde ein gewaltiger Felsen, von Erde bedeckt. Wenn man grub, war meist nach dreißig bis fünfzig Zentimetern Schluss, dann stieß man auf Stein. Die

einzige Chance, und vielleicht auch die unauffälligste, war der Gemüsegarten. Johannes hatte ihn geliebt und fast täglich stundenlang dort gearbeitet. So war es wahrscheinlich nur richtig und gut, dass dieser Ort seine letzte Ruhestätte wurde.

Positiv war auch, dass Johannes in dem Gärtchen die Steine abgesammelt und vor zwei Jahren sogar vier Lastwagen mit Muttererde hatte kommen lassen. Am vergangenen Mittwoch hatte Magda ein Olivenbäumchen gekauft und schon mal ein Loch gebuddelt, um zu sehen, wie tief sie kam. Sie arbeitete anderthalb Stunden, und dann war das Loch achtzig Zentimeter tief. Genug, um einen Menschen zu vergraben. Das gesamte Grab konnte sie nicht vorbereiten. Das wäre zu auffällig gewesen.

Falls Johannes früher gekommen wäre und das Loch gesehen hätte, wollte sie sagen, sie hätte vorgehabt, das Olivenbäumchen zu pflanzen.

Aber Johannes war erst gestern Abend nach Einbruch der Dunkelheit gekommen. So konnte sie sich diese Lüge ersparen.

Sie hatte noch den ganzen Tag Zeit.

Um neun Uhr begann sie zu graben, um halb zehn taten ihr alle Knochen weh, und sie hatte kaum etwas geschafft. Die Haut an ihren Händen warf bereits Blasen. Nicht mehr lange, dann würde sie zwischen Daumen und Zeigefinger offene Wunden haben. Sie trank Mineralwasser und setzte sich einen Moment ins Unkraut, das in den letzten Wochen

den ganzen Gemüsegarten überzogen hatte. Johannes hätte ein paar Tage gebraucht, um den Garten wieder so aussehen zu lassen, als ob da nie auch nur ein Halm Unkraut gestanden hätte. Normalerweise setzte er dann Tomaten, Salat, Gurken, Melonen und Kartoffelpflanzen, schob alle möglichen Zwiebeln in die Erde, steckte Petersilien- und Basilikumpflänzchen und säte, was man im Juni noch säen konnte. Und war glücklich. Auch wenn er die Früchte seiner Arbeit meist Massimo überlassen musste, der auf das Haus aufpasste, wenn sie nicht da waren, das ganze Jahr über den Rasen mähte, die Bäume beschnitt, Unkraut jätete und bei dieser Gelegenheit die Tomaten und das übrige Gemüse erntete.

Das musste sie diesmal unterbinden. Sie wollte nicht, dass Massimo hier im Garten herumkroch. Und vielleicht auch noch umgrub, um ihr eine Freude zu machen.

In der hinteren Ecke des Gartens wucherte das Unkraut auffällig stark, und das dort gepflanzte Gemüse wurde doppelt so groß. Denn an dieser Stelle war Bingo vergraben, ein weißer Terrier, den sie auf der Landstraße gefunden hatten. Fast verdurstet, verängstigt, verstört und an ein Vorfahrtsschild gebunden.

»Bingo«, sagte Johannes, als sie anhielten und aus dem Auto stiegen, »du hast gewonnen, Sportsfreund. Sei froh, dass wir dich gefunden haben, das ist für dich wie ein Sechser im Lotto.«

Sie packten Bingo auf den Rücksitz, päppelten ihn in den

kommenden Wochen auf und versuchten ihm klarzumachen, dass ein braver Hund, der in Berlin und ab und zu auch in der Toskana lebt, keine Teppiche, Möbel und Schuhe frisst. Dass er nicht ins Bett springt und sich nicht die Reste vom Tisch holt.

Bingo hörte gut zu, legte den Kopf schief, machte sein Häufchen unter dem Schreibtisch und kapierte erst nach einem halben Jahr, was seine Lebensretter von ihm wollten. Gerade noch rechtzeitig, denn Magda hatte - völlig entnervt - schon mit dem Tierheim Kontakt aufgenommen.

Sieben Jahre später starb Bingo an einem heißen Tag auf La Roccia an einem Bandscheibenvorfall und einer Herzschwäche. Wahrscheinlich in hohem Alter, das man nur schätzen konnte. Johannes grub ein Grab am Rande des Gemüsegartens, wickelte den Hund in seine Schmusedecke und beerdigte ihn. Ohne Stein, aber mit Tränen in den Augen.

Und Bingos verwesende Leiche machte die Erde fruchtbar.

Genauso wollte sie nun auch mit Johannes verfahren.

Sie grub und grub. Unterirdische Wurzeln machten ihr das Leben schwer. Sie zerschlug sie mühsam mit einer Machete, um weitergraben zu können. Laut fluchend über jede Schaufel Erde, die am Rand in die Grube zurückrutschte. Schweißgebadet und völlig verdreckt war sie den Tränen nahe. Ständig hielt sie den Zollstock in die Grube, um die Tiefe zu messen. Vergrößerte sie das Loch

in der Breite oder Länge, schien die Grube auf wundersame Weise und ganz von selbst wieder flacher zu werden.

Magda kämpfte und grub. Sie dachte mit Entsetzen an ihren toten Mann in der Küche und hatte gar keine andere Wahl.

Um zwei Uhr konnte sie einfach nicht mehr. Sie schwor sich, nie wieder in ihrem Leben eine Schaufel, einen Spaten, eine Spitzhacke oder eine Machete in die Hand zu nehmen, und ging unter die Dusche.

Johannes wirkte vollkommen friedlich, als sie zurück in die Küche kam. Sie war wütend auf ihn. Er war an allem schuld. Normalerweise rief man den Bestattungsunternehmer und hatte mit der ganzen Angelegenheit nichts mehr zu tun. Höfliche Menschen kamen ins Haus, legten den Toten in einen grauen Sarg und trugen ihn hinaus. Schoben ihn in ein Auto, schlossen die Türen mit den verdunkelten Scheiben, und er war für immer verschwunden. Vom Erdboden verschluckt. Die Vorstellung bei der Beerdigung, dass er in dieser Grube versenkt wurde, war nur noch ein Gedanke. Kein sichtbarer Beweis, kaum zu verstehen und eine saubere, keineswegs anstrengende Sache.

Nur sie musste ganz allein das Grab ausheben. Auf diesem fürchterlichen Stück Land mit diesem harten, steinigen Boden. Hätte Johannes das nicht gemacht, was er getan hatte, hätte er eines natürlichen Todes sterben

können, und sie müsste diesen schrecklichen Tag nicht hinter sich bringen.

Sie machte sich eine Dose Thunfisch auf, aß ihn direkt aus der Büchse, trank einen halben Liter Milch und versuchte, Johannes dabei nicht anzusehen. Er machte sie nervös und erinnerte sie daran, was sie noch vor sich hatte.

Beim Graben war ihr auch bewusst geworden, dass sie das Unkraut des gesamten Gemüsegartens jäten musste. Eine entsetzliche Vorstellung. Aber in dieser Unkrautwüste fiel auch dem blindesten und fantasielosesten Menschen oder gar Polizisten auf, dass hier ein Grab ausgehoben worden war.

Magda beschloss, einen ausgiebigen Mittagsschlaf zu machen, um Kraft zu tanken. Bei hellem Tageslicht wollte sie die Leiche sowieso nicht durch die Gegend zerren.

Sie legte sich in den Sessel vor dem Fernseher und schlief augenblicklich ein.

Um siebzehn Uhr wurde sie wach. Der Abend kam näher. Sie spürte, wie ihr Pulsschlag sich erhöhte.

Im Haus war es still.

Noch vier Stunden bis zum Dunkelwerden. Sie hätte nie gedacht, dass ein Tag mit einem Toten in der Küche so verdammt lang sein konnte.

Wieder legte sie Celentano auf und beschloss, schon jetzt damit anzufangen, die Leiche einzupacken.

Aus dem Gläserschrank holte sie aus der untersten Schublade zwei große grüne Müllsäcke mit hundertzehn Litern Fassungsvermögen. Sie steckte Johannes' Füße und Beine in den Sack, der ihm bis zur Taille reichte. Perfekt, dachte sie, nahm den Gürtel aus Johannes' heller Leinenhose, die noch über der Stuhllehne hing, und verschnürte damit den Müllsack um Johannes' Bauch, indem sie den Gürtel zwei Löcher enger zuzog als gewöhnlich.

Sie küsste ihn. Seine Lippen waren kalt und trocken. »Tschüss, mein Lieber«, flüsterte sie.

Dann stülpte sie ihm den zweiten Müllsack über Kopf, Arme und Brust, holte aus dem Magazin gleich hinter der Küche breites Klebeband und eine Schere und verschnürte und verklebte Johannes wie ein Paket. Er lag wie eine grüne Mumie auf dem Steinfußboden, und Magda musste sich setzen. Sie war schon wieder erschöpft, der Schweiß lief ihr in dünnen Bächen den Rücken hinunter und stand ihr auf der Stirn.

Noch zwei weitere Stunden grub sie, bis sie mit der Tiefe des Grabes einigermaßen zufrieden war. Siebzig Zentimeter. Mehr schaffte sie einfach nicht, denn im unteren Teil des Grabes stieß sie auf Fels. Und das Schlimmste hatte sie noch vor sich. Vielleicht hatte sie sich einfach zu viel zugemutet. Hatte sich überschätzt und das Grabschaufeln unterschätzt. Aber jetzt musste sie weitermachen, auch wenn ihre Muskeln zitterten.

Als die Sonne hinter den Bergen versank, war sie so weit, dass sie beginnen konnte.

Von der Terrassentür bis zum Haupteingang mit der toskanischen Treppe und dem kleinen Portiko waren es über den Hof ungefähr sieben Meter. Daneben war der Durchgang zur Ostterrasse, auf der im Halbschatten einer stämmigen Eiche drei Hortensien in Terrakottatöpfen prächtig gediehen. Das ganze Jahr über standen dort zwei schmiedeeiserne Stühle und ein kleiner Tisch, aber Magda und Johannes saßen nur selten dort. Magda grauste vor Insekten, die aus dem Baum in ihr Haar oder ins Glas fallen könnten.

Direkt neben der Ostterrasse lag der Gemüsegarten. Bis dahin waren es ungefähr noch einmal zwölf Meter. Die längste und gefährlichste Strecke, da man den Platz vom Haus gegenüber auf dem nächsten Hügel einsehen konnte.

Seit Tagen hatte Magda das gegenüberliegende Nachbargrundstück beobachtet, aber es wirkte wie ausgestorben. Magda vermutete, dass die Nachbarn bei ihrer Tochter und ihren Enkeln in Grosseto waren, die dort ein Haus hatten. Insofern war die Gelegenheit günstig.

Jetzt, nach Sonnenuntergang, wurde es schnell dunkel. Es war schon lange niemand mehr unterwegs. Das Abendessen war in den Familien um diese Zeit bereits vorbei, man traf sich mit Freunden beim Wein, entweder zu Hause oder in einer Bar. Man saß auf der Piazza, ging ins Kino, ins Theater oder in eine Discothek. Es gab tausend

Möglichkeiten, den Abend zu verbringen. Aber keine davon war ein Spaziergang in der Natur. Nur Wilderer wagten sich nachts in den Wald.

Aus dem Gästezimmer holte Magda eine Wolldecke, die sie neben Johannes legte, und sie rollte die Leiche darauf. Dann begann sie ihn durch die Küche zu ziehen.

Die kurze Strecke auf dem glatten Steinfußboden ging leicht, aber im Hof wurde es mühsam. Magda kam nur zentimeterweise voran und verzweifelte fast. Nach drei Metern musste sie verschnaufen. Sie ließ ihn liegen, setzte sich fünf Minuten hin und zog dann das schwere Paket weiter Richtung Durchgang. Johannes' Hinterkopf schlug hart auf die Steine, es tat ihr beinah weh, und sie musste sich immer wieder klarmachen, dass es ihm nichts mehr anhaben konnte.

Im Durchgang machte sie eine lange Pause. Jetzt noch zwölf Meter.

Mittlerweile war es stockdunkel. Eine Außenlaterne, die über dem Durchgang hing, beleuchtete den Weg bis zur Zisterne notdürftig. Aber das genügte.

Ein leichter Abendwind wehte ums Haus. Normalerweise würden wir jetzt im Hof sitzen und Abendbrot essen, dachte sie. Einen frischen Mozzarella mit Tomaten, Basilikum und Öl-Knoblauchsoße, ein bisschen Schinken, ein paar Oliven. Dazu knuspriges Ciabatta. Johannes würde eine Flasche Wein öffnen, und vielleicht würden sie darüber diskutieren, ob es nicht doch schön wäre, einen Pool zu bauen. Auch

wenn der Sommer kurz war und sie ihn nur wenige Wochen nutzen konnten.

All das ging ihr durch den Kopf, als sie den leblosen Körper ihres Mannes zu dem frisch ausgehobenen Grab in ihrem Gemüsegarten zog.

Nie wieder würden hier Kartoffeln wachsen, denn der Garten hatte eine neue Aufgabe bekommen: Johannes' Leiche zu schlucken und nie wieder herzugeben.

9

Es war ein Uhr dreißig, als sie es geschafft hatte, die Leiche in die Kuhle zu rollen. Sie setzte das Olivenbäumchen auf Johannes' Brust, drückte es mit Erde fest, schaufelte das Grab vollständig zu und harkte es glatt. Anschließend war sie fix und fertig.

Aber jetzt hatte sie das Schlimmste hinter sich. Bisher hatte sich noch nie jemand für den Gemüsegarten interessiert, das würde auch in Zukunft niemand tun. Und bis sie Johannes als vermisst melden würde, war das Unkraut gejätet und alles in Ordnung. Sie konnte sich entspannen.

Magda setzte sich an den großen Holztisch auf dem Hof und trank ein Glas Wein. Sie hatte die Lampe über dem Tisch nicht eingeschaltet, sondern lediglich ein Windlicht angezündet. Der Wald lag vor ihr wie eine schwarze Wand, noch nicht einmal den Weg konnte sie in der Dunkelheit ausmachen. Nur der zarte Duft eines Jasminbusches, der neben der Küchentür eingepflanzt war und gerade erst zu blühen begann, wehte durch die kühle Nachtluft.

Es wurde ihr bewusst, dass sie von nun an allein sein würde. Allein an diesem Tisch, wenn sie etwas aß oder trank, allein in ihrem Bett. Es gab niemanden mehr, der die Verstopfung in den Rohrleitungen zum Wassertank

reparierte, wenn das Haus kein Wasser hatte, niemanden, d e r ein defektes Türschloss abschraubte oder eine klemmende Schublade wieder gängig machte. Sie würde einen Mechaniker rufen müssen, um bei einer Panne das schwere Rad ihres Wagens zu wechseln, würde die Einkäufe allein bewältigen und als Letzte abends die Lichter löschen müssen. Sie würde allein auf Dorffesten auftauchen und allein nach einem Abendessen bei Freunden nach Hause kommen. Es würde einsam sein. Niemand mehr, der ihr beim Zähneputzen im Spiegel zulächelte oder sie in den Arm nahm, wenn unten am Bach die Jagdhunde bellten. Im Haus würde es still werden. Wahrscheinlich würde sie sogar den Klang seiner Stimme allmählich vergessen.

All das stand ihr deutlich vor Augen, und dennoch fühlte sie eine tiefe Zufriedenheit. Sie hatte das, was sie sich vorgenommen hatte, geschafft. Sie hatte es wahrhaftig getan. Und anschließend hatte sie schier Unglaubliches geleistet. Denn als sie die Leiche bis in den Garten gezerrt hatte, war sie mit ihren Kräften vollkommen am Ende. Sie saß neben dem neunzig Kilo schweren Sack und brach vor lauter Hilflosigkeit in Tränen aus.

Nach zehn Minuten hatte sie sich wieder unter Kontrolle. Sie stand mühsam auf, hievte den Leichnam bis zur Grube, schickte im Stillen ein Dankgebet zum Himmel und wuchtete das Paket hinein.

In der dunklen Erde lag ein Müllsack, der einmal ihr Mann

gewesen war. Der sie geküsst und geliebt, in den Arm genommen und getröstet hatte. Den sie besser gekannt hatte als sich selbst und der ihr alles bedeutet hatte. Der ihr Leben gewesen war.

Sie hob das Olivenbäumchen in die Grube, stellte es direkt auf die Stelle, wo sie sein Herz vermutete, schaufelte die dunkle Erde über ihn, und dann war Johannes verschwunden. Für immer.

Sie saß noch lange auf der Terrasse im Hof, genoss diesen Moment der Stille. Irgendwann begann sie vor sich hin zu summen, und dann sang sie leise:

»WHEN THE NIGHT HAS COME,
AND THE LAND IS DARK,
AND THE MOON IS THE ONLY LIGHT WE'LL SEE,
NO I WON'T BE AFRAID, OH, I WON'T BE AFRAID,
JUST AS LONG AS YOU STAND, STAND BY ME.
SO DARLIN', DARLIN', STAND BY ME, OH, STAND BY ME.
OH, STAND, STAND BY ME. STAND BY ME.«

Ihre klare, helle Stimme klang durch die Nacht wie ein einsames Requiem.

Als das Käuzchen schrie, blies sie die Kerze aus, ging ins Haus, verschloss sorgfältig die Haustür und legte sich, vollkommen mit sich im Reinen, ins Bett.

Sie schlief sofort ein.

10

Magda erwachte am nächsten Morgen um Viertel nach acht und fühlte sich frisch und voller Energie. Sie stand sofort auf, duschte und wusch sich die Haare, wozu sie sonst oftmals keine Lust hatte. Hunger verspürte sie keinen, obwohl sie gestern fast den ganzen Tag nichts gegessen hatte, aber sie hatte Appetit auf Kaffee. Einen Cappuccino mit viel heißer, geschäumter Milch.

Also versuchte sie, die Espressomaschine wieder in Gang zu setzen. Sie säuberte die Siebe, ließ ein paarmal Essigwasser durchlaufen, um die Maschine zu entkalken, und versuchte schließlich, einen Espresso zu brühen. Der erste war dünn und labbrig, und sie kostete ihn noch nicht einmal. Für den zweiten nahm sie mehr Kaffee, drückte das Pulver fester in die Form, und beim dritten pumpte sie mit dem chromfarbenen Hebel auf und ab, bis der Espresso eine cremige Oberfläche hatte. Magda jubilierte innerlich, erwärmte Milch auf dem Herd, schäumte sie mit einem elektrischen Quirl auf und goss sie über den Kaffee.

Sie konnte sich gar nicht mehr erinnern, wann sie sich das letzte Mal zu Hause zum Frühstück einen Kaffee gemacht hatte, und genoss jeden Schluck. Es war wie ein Fest, und sie wurde fast euphorisch. Schluss mit der elenden Teetrinkerei am Morgen, jetzt würde sie bereits

beim Anziehen das Gurgeln der Espressomaschine hören und riechen, wie der Kaffeeduft durchs Haus zog.

Und zum ersten Mal durchfuhr sie der Gedanke, vielleicht nie wieder nach Deutschland zurückzukehren.

Nachdem sie den Kaffee getrunken hatte, fuhr sie nach Montevarchi.

Vor dem Bahnhof fand sie auf Anhieb einen Parkplatz, was an einem Sonntagmorgen nicht ungewöhnlich war. Im winzigen Bahnhofsgebäude waren keine Kunden am Ticketschalter, die Angestellte der Bahn kam erst, als sie Magda vor dem Schalter warten sah. Magda sagte freundlich »Guten Morgen« und kaufte ein Biglietto nach Rom. Als die Signora es ihr unter der Glasabtrennung durchschob, fragte Magda nach dem nächsten Zug.

»Der fährt um elf Uhr fünfzehn«, sagte die Dame.

»Was?« Magda verschluckte sich fast. Ihre gespielte Erregung wirkte echt. »Ich dachte, es fährt jede Stunde ein Zug nach Rom! Um acht Uhr fünfzehn, um neun Uhr fünfzehn, um zehn Uhr fünfzehn …«

»Um zehn Uhr fünfzehn nicht. Erst wieder um elf Uhr fünfzehn.«

»Was ist denn das für ein Blödsinn?«

Die Frau zuckte nur die Achseln. Niemals würde sie als Bahnangestellte zugeben, dass der Fahrplan der Bahn unlogisch war.

»Hören Sie«, fuhr Magda fort, »das Ticket ist nicht für mich, sondern für meinen Mann. Er ist draußen und parkt den Wagen. Es ist furchtbar wichtig, dass er pünktlich nach Rom kommt, weil er Termine hat. Deswegen ist er ja auch nicht mit dem Wagen gefahren.«

»Ich kann es nicht ändern«, meinte die Frau hinter dem Schalter und seufzte vernehmlich, was signalisierte, dass ihr die Kundin langsam auf die Nerven ging.

»Gibt es eine andere Möglichkeit?« Magda trat von einem Bein auf das andere und rang die Hände, was die Bahnangestellte als Gezappel interpretieren musste.

»Vielleicht einen anderen Zug, der früher in Rom ankommt, aber bei dem man umsteigen muss? Irgendetwas muss doch möglich sein!«

»Mi scusi, Signora, aber es gibt keine andere Möglichkeit. Um elf Uhr fünfzehn. Früher nicht. Vielleicht versuchen Sie es ja mit dem Auto.« Damit wandte sie sich ab und signalisierte, dass die Unterhaltung für sie beendet war.

»In Italien funktioniert nichts. Aber auch gar nichts«, keifte Magda noch im Hinausgehen und war sich ziemlich sicher, dass die Ticketverkäuferin sie in Erinnerung behalten würde. Denn auch wenn sie derselben Meinung war, von einer Ausländerin - Magda sprach mit deutlich deutschem Akzent - ließ sie sich nicht das eigene Nest beschmutzen.

Magda war mit ihrem Auftritt äußerst zufrieden, setzte

sich ins Auto und fuhr nach Hause.

11

Wie immer waren dienstags auf dem Markt in Ambra fünfzehn unterschiedliche Stände aufgebaut: mit Obst und Gemüse, Fisch, gebratenen Hähnchen, Porchetta und Wurstwaren, mit Süßigkeiten, Schuhen, Damenoberbekleidung, Tischdecken und Bettwäsche, mit Hosen, Westen, Strümpfen, Pullovern und mit Unterwäsche, Nachthemden, Kitteln.

Magda wollte unbedingt etwas kaufen. Am Obststand erstand sie einen Salatkopf, zwei Knollen Knoblauch, ein Kilo Karotten und eine Ananas. Am Schuhstand kaufte sie ein paar windige Sandalen für fünfzehn Euro, denen deutlich anzusehen war, dass die zarten Riemen nach fünfmaligem Tragen reißen würden. Und schließlich fragte sie am Unterwäschestand nach einem leichten, sommerlichen Schlafanzug für ihren Mann.

»Welche Größe hat denn Ihr Mann?«, fragte die Verkäuferin.

»Keine Ahnung. Er ist ungefähr zwanzig Zentimeter größer als ich und schlank.«

Die Verkäuferin hörte schon gar nicht mehr hin, kramte in ihren Kisten, zog von ganz unten einen in Zellophan verpackten Schlafanzug hervor und hielt ihn Magda unter

die Nase.

»Zehn Euro«, sagte sie. »Wenn er nicht passt, können Sie ihn nächste Woche umtauschen.«

Der Schlafanzug war kreuzhässlich. Grün-gelb kariert mit blauen Streifen. Eine unmögliche Kombination.

Magda zögerte.

»Mag Ihr Mann Frottee?«, fragte die Verkäuferin. »In Frottee haben wir größere Auswahl. Für acht Euro.«

Magda kaufte zwei Frotteeschlafanzüge: einen blauen mit dunkelrotem Absatz am Hals und an den Schultern und einen olivgrünen mit braunen Taschen. Beide zusammen für fünfzehn Euro.

Anschließend setzte sie sich in die Bar und bestellte einen Cappuccino und ein Acqua minerale gassata. Das Schälchen mit den Erdnüssen, das auf dem Tresen stand, nahm sie mit hinaus an einen Tisch unter einen weißen Sonnenschirm auf der Piazza.

Während sie langsam und genüsslich ihren Cappuccino nicht trank, sondern löffelte, grüßte sie die vorbeikommende Zeitungsverkäuferin, den Friseur und den alten Lehrer, der schon lange pensioniert war und den alle mit »Maestro« anredeten.

»Buongiorno, Maddalena«, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihr. Magda drehte sich um, und vor ihr stand

Katharina Tassi, eine gute Bekannte, mit der sie immer gern ein paar Worte wechselte.

»Buongiorno, Katharina! Setz dich doch einen Moment!«

Katharina zog einen Stuhl heran. »Monica hat mir erzählt, dass ihr wieder im Lande seid. Und ich dachte, mal sehn, ob ich dich auf dem Markt treffe. Wie geht's dir?«

»Gut. Sehr gut. Und dir?«

»Alles bestens.«

Es war also so, wie sie vermutet hatte. In Ambra wusste man, dass die Tillmanns wieder auf La Roccia waren. Okay, dachte Magda, dann spielen wir das Spiel. Geht ja nicht anders. Und Katharina wird mir dabei helfen.

»Was macht Johannes?«

»Ihm geht's sehr gut. Er ist am Sonntag für einige Tage zu einem Freund nach Rom gefahren. Aber am Wochenende ist er wieder hier.«

»Wann seid ihr denn angekommen?«

»Vor drei Tagen. Unser Urlaub fängt also gerade erst an.«

»Wie schön. Dann können wir uns ja irgendwann mal treffen?«

»Na klar«, antwortete Magda freundlich.

Katharina war fünfundsechzig, lebte seit dem Tod ihres Mannes vor zwanzig Jahren völlig allein in einem riesigen

Haus mit einer ebenso riesigen, aber lammfrommen Dogge. Jeden Nachmittag machte sie mit »Attila« einen zweistündigen Spaziergang, ganz egal, ob die Fliegen wegen der Hitze von der Wand fielen oder ob es Stein und Bein fror. Katharina lebte ihren eigenen geregelten Tagesablauf, ließ sich in ihren Ritualen von niemandem stören, tat nur das, was sie wollte, und war glücklich dabei. Die Witwenrente ihres Mannes genügte ihr und ihrem Hund zum Leben, ansonsten malte sie Aquarelle und verkaufte hin und wieder ein Bild an Gäste, die sich in ihrer kleinen Ferienwohnung im Parterre ihres Hauses eingemietet hatten.

Es war leicht, sich mit Katharina zu unterhalten, sie sprach ebenso gut Deutsch wie Italienisch. Magda hatte sie nie gefragt, ob sie eigentlich Deutsche oder Italienerin war.

Katharina ging in die Bar und holte sich einen Espresso. Als sie wiederkam, fragte Magda: »Hast du inzwischen eigentlich ein Auto?«

Katharina schüttelte den Kopf. »Nein. Der Fiat, den mir Luigi angeboten hat, war mir dann doch zu teuer. Und ich glaube auch nicht, dass ich mir jetzt noch eins anschaffen werde. Es geht ja auch ohne. Ich komme jedenfalls gut zurecht.«

»Am Freitagnachmittag fahre ich nach Montevarchi und hole Johannes vom Bahnhof ab. Willst du mitkommen? Dann können wir vorher noch kurz zu Ipercoop.«

Katharina überlegte nicht lange. Sie war darauf angewiesen, dass sie jemand im Auto mitnahm, wenn sie größere Besorgungen zu erledigen hatte. »Natürlich! Gerne! Das ist lieb von dir.« Sie stand auf. »Wann holst du mich dann am Freitag ab?«

»Warte mal … Johannes kommt um achtzehn Uhr fünfundzwanzig in Montevarchi an. Wenn ich dich um vier abhole, haben wir genügend Zeit zum Einkaufen und können auch noch gemütlich einen Kaffee trinken gehen.«

»Va bene. Mi piace. Danke, Magda. Na, dann bis Freitag.«

Während Katharina auf ihre kleine Vespa stieg und ihren Helm aufsetzte, überlegte sie, dass Magda wirklich ausgesprochen nett war. Das war ihr bisher noch nicht aufgefallen. Sonst war sie ihr immer eher kühl und zurückhaltend erschienen, wie jemand, der seine Ruhe haben will. Magda hatte ihr auch in der Vergangenheit noch nie angeboten, sie mit dem Auto irgendwohin mitzunehmen.

So kann man sich irren, dachte Katharina, winkte noch einmal kurz und fuhr knatternd davon.

Magda trank drei Cappuccino, bis ihr Puls zu rasen begann. Dann fuhr sie nach Pietraviva zum Casa Domenica, wo Monica und Massimo wohnten.

Die beiden waren seit siebenundzwanzig Jahren verheiratet und benahmen sich, als hätten sie sich gerade erst vor vier Wochen kennengelernt. Massimo machte als massiger Hüne seinem Namen alle Ehre, Monica war eine zarte, kleine Person und sah aus, als könne ihr Mann sie mit einer Hand in der Luft zerquetschen. Massimos Leidenschaft war das Essen, und das passte blendend zu Monicas Leidenschaft, dem Kochen. Ihr Mann verschlang sieben reichhaltige Gänge eines Menüs, ohne mit der Wimper zu zucken und ohne jedes anschließende Völlegefühl. Beim Nachtisch verkündete er regelmäßig, die Ehe mache dick und beschere einem jedes Jahr ein Kilo mehr auf den Rippen. Gegen dieses Naturgesetz sei nun mal leider kein Kraut gewachsen.

Dabei lächelte Monica stets still vor sich hin und empfand den Standardspruch ihres Mannes als dickes Kompliment.

Massimo hatte ein schlichtes Gemüt und war eine grundehrliche Haut. Mit seinen achtundfünfzig Jahren war er als ehemaliger Tischler bereits pensioniert und besserte seine Rente durch zahlreiche Gelegenheitsarbeiten auf. So übernahm er Gartenarbeiten, baute Zäune und Ställe und war immer zur Stelle, wenn irgendjemand Hilfe brauchte. Außerdem besaß er einen kleinen Weinberg und einige Olivenbäume, und was er nicht selbst verbrauchte, verkaufte und verschenkte er an Freunde und Bekannte.

Magda mochte die beiden sehr. Es war schon fast ein

Ritual, dass sich Magda und Johannes mit Massimo und Monica zu einem gemeinsamen Abendessen auf La Roccia trafen, wenn der Sommerurlaub begann. Bei dieser Gelegenheit erfuhren sie den gesamten Dorfklatsch, aber auch wichtige Dinge wie neue Erlasse und Verordnungen der Kommune oder der Provinz. Diese Abende waren stets kurzweilig und interessant, und wenn Massimo redete, verstand Magda alles, was er sagte, und merkte manchmal über lange Strecken gar nicht, dass sie italienisch sprachen.

»Buongiorno, Maddalena!«, brüllte Massimo, als Magda auf ihn zukam. Er stand vor dem Haus und hackte Holz. Eine typische Sommerarbeit, denn in Italien war es üblich, dass der Holzvorrat für den kommenden Winter bis Ferragosto am fünfzehnten August trocken gestapelt in der Scheune war.

Monica kam aus dem Haus und trocknete sich ihre Hände an einem Küchenhandtuch.

Magda umarmte die beiden.

»Schön, dass du mal vorbeikommst«, sagte Monica. »Setz dich doch einen Moment zu uns!«

»Danke.« Alle drei setzten sich an den Tisch, der direkt vor der Küche stand und auf dem eine kitschige, knallbunte Plastikdecke lag.

»Ich bin vorbeigekommen, weil ich euch zum Essen einladen möchte. Ihr hattet es ja schon mal vage mit

Johannes besprochen. Passt es euch am Sonntag zum Cena?«

»Das ist wundervoll!«, posaunte Massimo in voller Lautstärke, »wir haben Zeit, und Lust haben wir sowieso, nicht wahr, Monica?«

Monica nickte und lächelte.

»Und? Alles in Ordnung auf La Roccia?«, fragte Massimo.

»Alles prima«, antwortete Magda lächelnd.

»Johannes wollte doch die kranke Zeder an der Auffahrt fällen. Soll ich ihm dabei helfen?«

»Das besprichst du am besten mit Johannes. Er ist im Moment nicht da, weil er am Sonntag zu einem Freund nach Rom gefahren ist. Aber am Freitagabend kommt er wieder zurück.«

»Warum bist du denn nicht mitgefahren?«

»Es war mir zu stressig. Die letzten Wochen in Berlin waren furchtbar anstrengend, ich muss mich erst mal ein bisschen ausruhen. Jetzt gleich in die nächste Großstadt - nee, dazu hatte ich keine Lust.«

»Bene«, meinte Monica, »das machst du richtig.«

»Warst du denn schon mal in Rom?«

»Ja. Vor zwei Jahren waren wir mal zehn Tage da.«

Massimo nickte. Wer schon mal in Rom gewesen war,

war entschuldigt. Er war der Meinung, jeder Mensch, der in Italien lebte, musste wenigstens einmal die Ewige Stadt besucht und auf dem Petersplatz gestanden haben.

»Wie lange bleibt ihr diesmal hier?«

»Vier bis sechs Wochen. Vielleicht sogar noch ein bisschen länger. Ich muss mal sehen, ob mich die Apotheke so lange entbehren kann.«

»Ach, wie schön. Dann seid ihr ja diesmal noch da, wenn bei uns Dorffest ist.«

»Das sind wir. Und wir freuen uns schon drauf.«

»Können wir dir was zu trinken anbieten? Einen Kaffee, ein Wasser, einen Wein?«

»Nein, danke, Monica, sehr lieb, aber ich hab nicht viel Zeit und muss los.«

Magda stand auf, umarmte Massimo und Monica und nahm ihre Tasche.

»Dann bis Sonntag.«

»Bis Sonntagabend. Ciao, Maddalena.«

Während sie langsam durch den Garten zu ihrem Auto ging, überlegte sie schon, was sie für Massimo und Monica kochen sollte. Vielleicht würde sie eine Ente braten. Auch im Sommer in Italien durchaus nichts Ungewöhnliches. Aber auf jeden Fall Johannes' Lieblingsgericht.

12

Lukas Tillmann erwachte davon, dass das Fax piepte. Er sah auf die Uhr. Viertel vor eins. Verdammt. Der halbe Tag war schon um, er würde also wieder nicht schaffen, was er sich vorgenommen hatte. Eigentlich konnte er noch weiterschlafen, denn jetzt kam es auf eine halbe Stunde auch nicht mehr an, aber er stand auf. Wollte unbedingt wissen, wer ihm gerade ein Fax geschickt hatte. In Zeiten der E-Mail-Kommunikation kam ihm das genauso antiquiert vor wie ein Telegramm oder der reitende Bote zu Pferd.

Vorsichtig stakste er durch das Chaos auf seinem Teppichboden. Flaschen, Bücher und Zeitungen lagen auf der Erde, ein Glas war ausgekippt und hatte einen hässlichen Rotweinfleck auf der Auslegware hinterlassen. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wann er es umgestoßen hatte.

Während er ins Wohnzimmer stolperte, stellte er erleichtert fest, dass er keine Kopfschmerzen hatte. Wenigstens etwas. Dann konnte er vielleicht doch noch einiges erledigen. Wäsche waschen zum Beispiel. Der Berg Schmutzwäsche links neben der Balkontür wuchs ins Unermessliche und breitete sich aus wie ein gärender Hefeteig, der über den Rand der Schüssel quoll.

Das Regal rechts neben der Balkontür war ähnlich zum Verzweifeln. Es sah aus, als hätte er die Wäsche direkt vom Schmutzberg in die Fächer gestopft.

Ihm grauste vor dem elenden Aufräumen, denn in Wohnzimmer, Küche und Bad sah es nicht besser aus. Er musste sich bemühen, keine CDs und DVDs zu zertreten, die überall herumlagen.

Bereits in der Tür warf er einen Blick auf den Faxapparat auf dem Fensterbrett. Sein Magen verkrampfte sich, als er das Theater-Logo erkannte. Kein gutes Zeichen.

Lukas sprang über seine Klamotten, die er gestern Abend bereits vor dem Fernseher ausgezogen hatte, und riss den Brief aus dem Gerät.

Während er las, sank er auf die Couch. Die Intendanz teilte ihm in freundlichen, aber unmissverständlichen Worten mit, man habe leider umdisponieren müssen. Das Stück »Einer flog über das Kuckucksnest« sei wegen betriebsinterner Schwierigkeiten vom Spielplan gestrichen worden. Es tue ihnen außerordentlich leid, dass es diesmal nicht zu einer Zusammenarbeit komme, aber wenn in einem anderen Stück demnächst eine geeignete Rolle für ihn sei, würde man gern wieder auf ihn zukommen. Mit freundlichen Grüßen.

Lukas steckte die Wut derart fest im Hals, dass er das Vibrieren seines Herzschlags im Brustkorb spürte. Diese Schweine. Nun gut, die Rolle des Pflegers Warren in dem Stück war nun nicht gerade der Hit und wäre sicher auch

nicht sein Durchbruch in Berlin gewesen, aber immerhin hätte er einen Fuß in der Tür dieses Theaters gehabt. Vielleicht wäre er auch im nächsten Stück dabei gewesen und hätte irgendwann dazugehört. Darum war ihm diese Rolle so wichtig gewesen. Und jetzt so etwas.

Beim Verhandeln der Gage war der Intendant scheißfreundlich gewesen. Jammerte zwar unentwegt über die kulturfeindlichen Zeiten, die Sparzwänge und die drohende Pleite, bot ihm dann aber doch zweihundert pro Vorstellung, allerdings nichts für die Proben. Lukas hätte auch für hundertfünfzig gespielt und bemühte sich, seine Freude nicht zu deutlich zu zeigen. Zum Schluss tat der Intendant so, als wäre er unglaublich glücklich, Lukas für die Rolle gewonnen zu haben. Lukas fühlte sich geschmeichelt. Der Intendant versprach, ihm den Vertrag in einigen Tagen zuzusenden, und Lukas glaubte ihm. Auch noch, als der Vertrag eine Woche später immer noch nicht da war. Nach zehn Tagen rief er im Theater an.

Die Sekretärin, Frau Bremer, war am Apparat. Eine gelangweilte Brünette mit Pagenschnitt und einer Ausstrahlung, als sei sie mit fünfundvierzig immer noch Jungfrau und verdammt stolz darauf.

»Das ist aber merkwürdig, dass Sie den Vertrag noch nicht bekommen haben«, flötete sie, »ich hab ihn bereits am Freitag abgeschickt. Wahrscheinlich liegt es an der Post. Wir haben in letzter Zeit ständig Probleme, weil irgendetwas nicht ankommt. Ich schicke Ihnen noch heute

einen neuen Vertrag zu.«

»Das ist furchtbar nett von Ihnen.«

»Oder Sie unterschreiben den Vertrag einfach bei Probenbeginn hier im Büro. Dann kann nichts schiefgehen, und es sind ja auch nur noch ein paar Tage.« Die Stimme der Schreckschraube klang wider Erwarten sogar recht sympathisch.

Lukas war einverstanden.

Probenbeginn wäre am kommenden Montag gewesen.

Immerhin hatte er einiges für dieses Engagement abgesagt: eine große Rolle beim Synchron und drei Drehtage in England in einer Pilcher-Verfilmung. Es ließ sich zeitlich alles nicht miteinander vereinbaren, und das Theater war ihm wichtiger gewesen.

Jetzt hatte er den Salat. Keinen Job, kein Geld, einen völlig verkorksten Sommer. Er wusste, dass er auch gerichtlich gegen das Theater hätte vorgehen und auf die Einhaltung seines mündlichen Vertrages pochen, vielleicht sogar eine Auszahlung hätte raushauen können, aber wer prozessiert schon gern gegen einen potenziellen zukünftigen Arbeitgeber? Er würde den Intendanten um ein Gespräch bitten. Mehr nicht.

Was für eine Scheiße.

Das Chaos um ihn herum ging ihm jetzt noch mehr auf die Nerven als vorher, obwohl er auf einmal alle Zeit der

Welt hatte, Ordnung zu schaffen. Bis gestern hatte er noch für eine amerikanische Serie im Synchronstudio gestanden, hatte abends um halb neun den letzten Take gesprochen und hinterher mit den Kollegen das Ende der Serie begossen. Und konnte sich nicht mehr erinnern, wie spät es war, als er nach Hause gekommen war. Drei Wochen lang hatte er täglich synchronisiert und es nicht geschafft, sich daneben um seine Wohnung zu kümmern. Geschweige denn einkaufen zu gehen. In seinem Kühlschrank herrschte gähnende Leere, da er nur noch in der Studiokantine gegessen hatte.

Er ging unter die Dusche, um seinen Frust loszuwerden, stellte danach fest, dass auch kein Kaffee mehr im Haus war, und lief zu Penny, um wenigstens das Nötigste zum Frühstück einzukaufen.

Nach den ersten beiden Tassen Kaffee ging es ihm besser, und er überlegte, was ihn in dieser Situation retten könnte. Jetzt im Juni Bewerbungen an die Theater zu schicken, hatte keinen Sinn. Die Theaterferien standen vor der Tür, die ersten Stücke der neuen Spielzeit waren längst besetzt. Was jetzt vor der Sommerpause noch ins Haus flatterte, wanderte in den Papierkorb oder war sechs Wochen später vergessen.

Er rief seine Agentin Anneliese an. Eine hagere Neunundsiebzigjährige, die jeden mit »Kindchen« anredete und überall verkündete, sie sei dreiundsechzig. Sie lebte zusammen mit ihrer Dackeldame Paulinchen im vierten

Stock eines Berliner Altbaus. Paulinchen war angeblich siebzehn Jahre alt, was dem unerreichbaren menschlichen Alter von hundertneunzehn Jahren entsprechen müsste, und war dementsprechend inkontinent. Anneliese war es leid, x-mal am Tag die vier Treppen hinunterzusteigen, um Paulinchen Gassi zu führen. Daher hatte sie in allen Zimmern Plastiktischdecken als Hundeklos auf dem Boden ausgelegt. Paulinchen pinkelte nun nach Herzenslust, und der beißende Gestank saß für alle Zeiten in den Räumen, auch wenn Anneliese die Plastikdecken abwischte und ausgiebig lüftete.

Anneliese schien der widerliche Geruch nicht zu stören, und die gleiche Toleranz verlangte sie auch von ihren Besuchern. Jedem, der sich in ihre Wohnung wagte, erzählte sie gern und ausführlich Anekdoten von damals, als sie als »blutjunges Ding« bei Gustaf Gründgens am Düsseldorfer Schauspielhaus engagiert gewesen war. Im Eifer des Gefechts vergaß sie völlig, dass sie dann bereits als Vierjährige die Julia gegeben haben musste.

»Ach Gott, Kindchen, das ist ja fürchterlich«, meinte sie müde, als Lukas ihr kommentarlos das Fax vorlas. »Aber was willste machen? Nischt kannste machen. Um gutes Wetter beten, dass es das nächste Mal klappt. Ich werde mal mit Wedel reden, der plant einen Siebenteiler über eine Gruppe Schwerstkrimineller, die nach fünfzehn Jahren Knast in verschiedenen Kleinfamilien resozialisiert werden sollen und dort natürlich fürchterlich auskreisen. Da müsste doch was für dich zu machen sein.«

»Ich brauche jetzt was, Anneliese. Sofort. Ich kann nicht fünf Jahre warten, bis Wedel anfängt zu drehen und meine Rolle mit Heiner Lauterbach besetzt. Jetzt ist mir was weggebrochen, und jetzt muss ich sehen, wo ich bleibe.«

»Verstehe, Kindchen, verstehe. Hab ich deine Nummer?«

»Ich bin seit sechs Jahren in Ihrer Agentur, und meine Nummer hat sich noch nie geändert.«

»Das ist gut so. Ich hasse Schauspieler, die jede Woche umziehen, nur weil sie nichts Besseres zu tun haben.«

»Jetzt im Sommer wird doch'ne Menge gedreht, da müsste doch noch was zu finden sein!«

»Ach was!« Anneliese pfiff schrill durch die Zähne, sodass Lukas mit dem Hörer am Ohr zusammenzuckte. »Es ist im Moment absolute Saure-Gurken-Zeit. Das kannst du mir glauben, Kindchen. Dreht doch keiner mehr was Vernünftiges. Die produzieren nur noch diese unsäglichen Doku-Soaps. Auf allen Sendern werden die Frauen getauscht, die Wohnungen renoviert, oder man wandert aus. Fürchterlich. Hat einfach keiner mehr Geld.«

»Vielleicht finden Sie ja doch was. Ich drehe auch die Sendung mit der Maus, mir egal. Oder lese das Telefonbuch.«

»Solche Sprüche will ich gar nicht hören, Kindchen. Du spielst entweder was Vernünftiges oder gar nichts.«

»Einverstanden. Über mein Handy bin ich jederzeit zu erreichen.«

»Hab ich die Nummer?«

»Ich melde mich ab und zu bei Ihnen. Danke. Tschüss, Anneliese.«

»Mach's gut, Kindchen.«

Anneliese legte auf, und Lukas überlegte, ob er sich nicht vielleicht doch langsam eine andere Agentur suchen sollte.

An diesem Nachmittag ließ er noch zwei Waschmaschinen durchlaufen, saugte das Wohnzimmer und wusch in der Küche ab. Dann hatte er keine Lust mehr und ging zu seinem Lieblingsitaliener Giovanni, um eine Pizza zu essen.

Giovanni begrüßte ihn, als habe er ihn Monate nicht gesehen, dabei kam Lukas zwei- bis dreimal in der Woche. Er kredenzte ihm einen Prosecco zur Begrüßung, servierte ihm Fisch, Pasta und Zuppa Inglese und erzählte bei jedem Gang von seiner Sehnsucht nach Elba, wo seine Familie auf ihn wartete, die Zitronen blühten und sich die Sonnenblumen in Richtung Meer verneigten. Aus den kleinen versteckten und hoffnungslos veralteten Lautsprechern ertönte »Volare«, Giovannis Hymne, und man musste nur lang genug ausharren, um dieses Lied an einem Abend fünfmal zu hören.

Lukas wurde immer melancholischer. Eins war ihm klar: Er konnte nicht in Berlin sitzen bleiben und auf einen Job hoffen. Das war unmöglich, das würde er nicht verkraften.

Nach dem dritten Grappa zum Abschied und einer herzlichen Umarmung mit Giovanni wusste Lukas, was er tun musste, um diesen Sommer zu retten und seinen Frieden zu finden.

Es war zweiundzwanzig Uhr dreißig, als er die italienische Nummer anrief.

Bereits beim dritten Klingeln war Magda am Apparat.

13

Lukas hatte Magda vor siebzehn Jahren zum ersten Mal getroffen. Auf dem sechzigsten Geburtstag seiner Mutter. Die Geburtstagsfeier fand in einem Berliner Mittelklassehotel statt, das sich unglaubliche Mühe gab, exklusiver zu erscheinen, als es war, was aber schon an der Auswahl des Mobiliars und am ungeschliffenen Personal scheiterte.

Lukas stieg aus einem Taxi und ging langsam durch die ungewöhnlich kleine Empfangshalle. In diesem Moment näherte sich ihm sein Bruder Johannes, neben ihm eine schlanke Frau, das dunkle Haar im Nacken zu einem Knoten gedreht, was ihr unheimlich gut stand. Ihre dunklen braunen Augen sahen ihn an, und Lukas hatte das Gefühl, als sähen sie ihm direkt bis auf den Grund seiner Seele.

»Das ist Magda«, sagte Johannes. »Und das ist mein Bruder Lukas. Ich glaube, ihr kennt euch noch nicht.«

Sie gab ihm wortlos die Hand. Lukas stand völlig hilflos vor ihr und wusste nicht mehr, was er machen sollte. Er konnte sie nicht ansehen, aber er schaffte es auch nicht, sie nicht anzusehen. In seinem Kopf wirbelten Worte und Sätze wild durcheinander, er wollte unbedingt etwas sagen, aber er wusste nicht was. Nichts erschien ihm richtig, angemessen, locker oder witzig. Es ging einfach nicht.

Diese Frau raubte ihm den Verstand. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Also nickte er nur und war sich bewusst, dass sie dies vielleicht als unhöflich empfinden würde. Oder sie hielt ihn für einen Trottel, was er in diesem Moment sicher auch war.

»Ich war ganz gespannt darauf, dich kennenzulernen«, sagte sie lächelnd. »Johannes hat ein paarmal von dir erzählt. Nicht oft, aber doch einige Geschichten aus eurer Kindheit.«

»Welche denn?«, presste Lukas hervor und kam sich immer dämlicher vor.

»Nicht jetzt, Lukas.« Johannes legte den linken Arm um Magdas Schultern und zog sie fest an sich. »Wir müssen nur kurz zum Auto, was holen. Geh doch schon mal nach oben. Saal 5. Mama wartet bereits auf dich.«

Magda schenkte ihm noch ein letztes Lächeln, dann verließen sie durch die Drehtür das Hotel.

An diesem Geburtstag seiner Mutter tanzte er dreimal mit ihr. Einen schnellen Fox, einen Cha-Cha-Cha und einen langsamen Walzer. Nach dem Fox setzte er sich zu ihr und seinem Bruder an den Tisch.

»Du tanzt gut«, sagte sie anerkennend. »Das ist selten bei Männern.«

»Es ist mein Beruf«, meinte er so bescheiden wie

möglich, »jedenfalls teilweise.«

»Ich weiß. Johannes hat mir erzählt, dass du Schauspieler bist. Aber ein Schauspieler muss doch nicht unbedingt Meister des Foxtrotts sein?«

»Muss nicht. Aber es ist auch nicht unbedingt von Nachteil.« Mit jeder Minute erschien sie ihm schöner.

Als er die ersten Takte des nächsten Liedes hörte, nahm er ihre Hand. »Komm. Ein Cha-Cha-Cha.«

Sie tanzten so harmonisch, als hätten sie in den letzten Jahren nichts anderes getan. Lukas wusste, dass Johannes sie vom Tisch aus unentwegt beobachtete und auf eine winzige Geste, die kleinste Bewegung lauerte, die einen Verrat bedeuten konnte.

Aber Lukas hatte sich vollkommen in der Gewalt und ließ sich nicht anmerken, dass er sie am liebsten hier vor allen Geburtstagsgästen umarmt, geküsst und verführt hätte.

Nach dem Tanz blieb er beharrlich am Tisch sitzen, obwohl er sie liebend gerne die ganze Nacht über auf dem Parkett in den Armen gehalten hätte. Er trank zwei Bier und erzählte ihr von seiner Arbeit, seinen Hoffnungen, Plänen und seiner nächsten Premiere in Braunschweig. »Der Marionettenspieler« von Hubertus Digerius. Eine wahnsinnige Chance für einen jungen Schauspieler. Beinah ein Solo. Er würde den gesamten Abend tragen und endlich alle Facetten seines Könnens zeigen. Vielleicht würde es ihm mit dieser Rolle gelingen, auf sich

aufmerksam zu machen, um seinem Ziel vielleicht ein kleines Stück näher zu kommen: Berlin.

»Natürlich kommen wir zu deiner Premiere nach Braunschweig«, sagte Magda. »Das ist doch gar kein Problem. Johannes reist so viel in der Gegend herum, da wird er sich ja wohl mal die Premiere seines Bruders angucken können.«

»Versprichst du's mir?«, fragte Lukas.

»Ja, ich verspreche es dir. Und wenn Johannes wirklich keine Zeit hat, dann komme ich eben allein.«

Magda hielt Wort. Sie kam zur Premiere nach Braunschweig, und sie kam allein. Lukas, dem die Proben Spaß gemacht hatten, stellte jetzt, wo sie zusah, alles infrage.

Er wusste, dass sie in der Vorstellung war, aber er wusste nicht, wo sie saß.

Als er vor seinem Auftritt in der Gasse stand, wurde ihm kalt. Er fing an zu zittern und spürte, dass gleichzeitig sein Mund austrocknete. Seine Kehle wurde rissig und spröde, ihm würde die Stimme versagen. Er versuchte einzuspeicheln, aber es gelang ihm nicht. Gleichzeitig wuchs die Angst. Die Bühne erschien ihm wie ein Pranger, eine Hinrichtungsstätte, ein Ort der Blamage.

Er hatte sich nicht mehr unter Kontrolle. Weder seinen Körper noch seine Gedanken. Sein Gedächtnis war wie leer gefegt, er hatte vergessen, was er in wenigen

Sekunden auf dieser Bühne zu tun und zu sagen hatte, er war ein Versager, der Anspannung nicht gewachsen.

Das Stichwort kam. Lukas hörte es wie durch Watte aus weiter Ferne und konnte es gar nicht glauben. Dennoch betrat er die Bühne in der festen Überzeugung, zum falschen Zeitpunkt aufgetreten zu sein.

Die Scheinwerfer blendeten ihn. So hell hatte er das Bühnenlicht nicht in Erinnerung. Es war warm auf der Bühne, beinah stickig. Die Körperwärme von achthundert Menschen hatte den Raum erhitzt. Er fror nicht mehr, er schwitzte und versuchte, sich zu orientieren, versuchte, seinen lang erprobten Weg zu finden unter der Beobachtung des Publikums, unter Magdas Blicken.

Die Luft war wie ein dicker Brei. Roch muffig, dumpf und nach verbrauchtem Atem. Er spürte die Spannung, die das Publikum ihm entgegenbrachte. Und plötzlich war er glücklich. Er fühlte sich mächtig und frei, alle Augen waren auf ihn gerichtet, was für ein unaussprechliches Gefühl! Alle Angst war verflogen, er sah nur noch seine Partnerin, die ihm gegenüberstand und ihn mit großen Augen ansah.

Und er ließ sich fallen. Vergaß, dass er auf einer Bühne stand, vergaß das Publikum, vergaß Magda. Was er sprach, dachte und meinte er in diesem Moment. Er war der liebende Mann, den das Stück vorschrieb, und hatte sich noch nie so authentisch gefühlt.

»Du bist gekommen«, sagte er, »du bist wahrhaftig zurückgekehrt.« Er fiel vor seiner Partnerin auf die Knie.

»Ich war ein Stück Holz, das in den Weiten des Ozeans auf den Wellen treibt, jetzt spüre ich, wie das Blut in meinen Adern wieder zu kreisen beginnt. Ich bin neu geboren, ich lebe und atme, ich liebe. Ohne dich war ich ein unbeschriebenes Blatt Papier, eine Wolke im Wind, eine Träne, die zu Boden fällt.«

Lukas weinte. Die Tränen liefen ihm über das Gesicht, und beinah ungläubig schmeckte er die salzige Flüssigkeit auf den Lippen.

Am Schluss des Stückes war er vollkommen leer gebrannt. Er glaubte, sich kaum noch auf den Beinen halten zu können, und der Applaus kam ihm vor wie ein dumpfes Rauschen, er hörte ihn als bedrohliches Tosen, so wie ein Taucher das Geräusch eines Schiffsmotors unter Wasser wahrnimmt.

Zwanzig Minuten später war sie bei ihm in der Garderobe und nahm ihn in den Arm. Er war immer noch verschwitzt, erst halb abgeschminkt und hatte einen nackten Oberkörper. Aber es schien ihr nichts auszumachen, denn in der Umarmung standen sie sekundenlang.

»Du warst fantastisch«, flüsterte sie. »Ich hatte die ganze Zeit eine Gänsehaut.«

Er öffnete eine Piccoloflasche, die ihm die Intendanz zusammen mit einem Programmheft auf den Garderobentisch gestellt hatte.

»Darauf müssen wir anstoßen.«

Lukas nahm zwei Gläser vom Fensterbrett und goss den Sekt ein. »Ist leider ein bisschen warm.«

»Das macht nichts.«

Sie prosteten sich gerade zu, als die Tür aufsprang und Reinhard, der Regisseur, hereinkam. Er umarmte Lukas.

»Großartig!«, sagte er und schien vor Stolz zu platzen. »Das wird ein Bombenerfolg. Ich schwör's dir! Du hast deine Sache fa-bel-haft gemacht, die Liebesszene am Anfang, wenn sie zu dir zurückkehrt, war noch nie so intensiv wie heute! Das hast du in den Proben nicht gehabt, und jetzt plötzlich! In der Premiere!«

Er warf Magda einen anerkennenden Blick zu.

»Du bist ein Phänomen, Lukas!«

Lukas nickte nur. Seine Wangen glühten.

»Na, dann bis gleich bei der Premierenfeier im Ratskeller«, flötete Reinhard, und so schnell wie er gekommen war, war er auch wieder verschwunden.

Wir kommen da nicht hin, dachte Lukas. Ich habe etwas anderes vor.

Er wandte sich wieder Magda zu und lächelte sie an. »Hast du Lust, mit mir essen zu gehen? Ich lade dich ein.«

»Gern«, sagte sie und ging zur Tür. »Ich warte vor dem Bühneneingang auf dich.«

Sie saßen im Rosenhof in einem kleinen Wintergarten und aßen Scampi auf Rucolasalat.

»Johannes war sehr traurig, dass er nicht mitkommen konnte, aber er hat in Stuttgart zu tun und schaffte es zeitlich nicht«, sagte sie und spießte jedes Salatblatt einzeln auf ihre Gabel.

»Ich bin da gar nicht so böse drüber.« Lukas grinste. »Ich finde es schön, mal einen Abend allein mit dir zusammen zu sein.«

Magda ging nicht weiter darauf ein, sondern meinte nur noch: »Aber er hat dir die Daumen gedrückt. Und ich soll dich ganz herzlich grüßen.«

»Danke.«

»Habt ihr euch als Kinder nicht besonders gut verstanden?«

»Doch … Ach … Ich weiß nicht … Wir haben uns nicht geprügelt, aber ohne meinen Bruder hätte mir mein Leben besser gefallen.«

»Wieso?«

»Johannes war immer der Liebe, der Brave, der gut in der Schule war und die Einsen mit nach Hause brachte. Er wurde pausenlos gelobt, und ich sollte mir ein Beispiel an ihm nehmen. Ich war das Sorgenkind, der Faule, der Versager.«

»Oh Gott!«

»Ja. - Und wenn ich dann mal wieder eine Fünf mit nach Hause gebracht hatte, musste ich bei meinem Bruder Nachhilfeunterricht nehmen. Das war eine Tortur, sag ich dir, und funktionierte gar nicht, weil er mich behandelte wie den letzten Idioten. Und da mein Bruder für seine Arbeit belohnt und ich für meine Fünf bestraft werden sollte, musste ich ihn für den Nachhilfeunterricht von meinem Taschengeld bezahlen!«

Magda stieß einen kleinen Schrei aus. »Das ist ja unmöglich! So was kann man doch nicht machen! Was haben sich denn deine Eltern dabei gedacht?«

»Nichts. Das war nun mal eben ihre Auffassung von Pädagogik. Sie hatten das Problem vom Tisch, und ich hab meinen Bruder gehasst, obwohl der gar nichts dafür konnte. Jedenfalls ging er dann mit meinem Geld in Marios Eisdiele Eis essen, und ich durfte zu Hause bleiben. - Tja, so war das bei uns zu Hause. Also kannst du dir vorstellen, dass ich meinen Bruder nicht gerade abgöttisch geliebt habe.«

Magda nickte. »Ja, klar.«

Eine Weile schwiegen beide. Sie waren mittlerweile bei der Nachspeise, und Lukas hatte die zweite Flasche Wein bestellt, obwohl er den Eindruck hatte, sie allein trinken zu müssen, so selten nippte Magda an ihrem Glas.

Er sah sie lange an und kämpfte mit sich. Dann sagte er

den schwierigsten und mutigsten Satz seines Lebens: »Ich habe mich in dich verliebt, Magda.«

»So was hab ich mir schon gedacht«, sagte sie leise und erwiderte seinen Blick. »Du bist ein wunderbarer Freund, Lukas. Ich bin froh, dass ich dich kennengelernt habe, aber ich bin nicht in dich verliebt.«

»Gib uns Zeit. Gib uns eine kleine Chance.«

»Nein.«

»Warum nicht?« Er flehte fast.

»Weil ich Johannes heiraten werde.«

Der Satz fällte Lukas wie einen Baum. Er sackte auf seinem Stuhl in sich zusammen und starrte sie fassungslos an. Die Tatsache, dass Magda Johannes' neue Freundin war, hatte er nicht so ernst genommen, denn die Verhältnisse seines Bruders kamen und gingen. Er hätte gewartet. Auch lange. Monate. Vielleicht sogar Jahre.

Aber jetzt war die Situation eine völlig andere. Jetzt entglitt sie ihm. Wie jemand, der über dem Abgrund hängt und dessen Hand einem langsam aus den Fingern rutscht.

14

»Wie schön, deine Stimme zu hören, Lukas«, sagte Magda. »Wie geht's dir? Hast du viel zu tun?«

»Es geht mir ganz gut. Nein, Quatsch, es geht mir beschissen, Magda.«

»Wieso das denn?« Ihre Stimme klang ehrlich besorgt.

»Ein Stückvertrag in Berlin ist geplatzt.«

»Oh Mann.« Sie schwieg bestürzt, weil sie sich vorstellen konnte, dass Lukas in finanziellen Schwierigkeiten steckte.

»Und was machst du jetzt?«

»Keine Ahnung. Es ist eine verdammt blöde Zeit, um Klinken putzen zu gehen und ein neues Engagement zu ergattern. Die Theaterfritzen sind alle auf Mallorca, und die Filmfuzzis drehen bereits.«

»Ich weiß, wie du dich fühlst.« Sie saß auf der Terrasse vor dem Haus und hatte das Handy am Ohr. Die Grillen zirpten in der Dunkelheit, und Heerscharen von Mücken und Motten tanzten um die Kerze auf dem Tisch. Ab und zu verbrannte laut zischend ein Insekt, ein Geräusch, das Magda mit großer Befriedigung erfüllte.

»Wenn eine Depression so ist, dass man noch nicht mal mehr Lust hat, sich abends zu besaufen, dann hab ich

eine.«

Magda lachte kurz auf. »Das hört sich ja fürchterlich an.«

»Erzähl mir von dir«, bat Lukas. »Wie geht es euch? Was macht ihr den ganzen Tag? Wie lange bleibt ihr in Italien? … Du bist die Einzige, die mich im Moment aufmuntern kann.«

»Hier passiert überhaupt nichts Spektakuläres. Johannes ist für ein paar Tage in Rom, einen alten Freund besuchen, aber Freitag kommt er wieder. Ich versuche, den Garten in Ordnung zu bringen, wühle von morgens bis abends in der Erde und habe bestimmt schon drei Kilo abgenommen. Aber ich denke mal, dass wir sicher noch vier, fünf Wochen bleiben. Plus minus ein paar Tage.«

Lukas seufzte. »Magda, lass mich einfach mit der Tür ins Haus fallen. Würde es euch stören, wenn ich ein paar Tage zu euch komme? Ich mähe auch den Rasen, fahre einkaufen oder mache sonst was, aber hier in Berlin werde ich verrückt. Ich muss in Ruhe überlegen, wie es weitergeht.«

»Na klar, komm her! Du störst uns überhaupt nicht«, log sie. Eigentlich wollte sie nur in Ruhe gelassen werden und allein sein. Sie brauchte niemanden, der sich darüber wunderte, dass Johannes nicht wiederkam, und dumme Fragen stellte. Andererseits gab es keinen triftigen Grund, Lukas den Besuch zu verwehren. Es gab ein Gästezimmer auf La Roccia, und Johannes fand es sehr angenehm, wenn sein Bruder da war und ihm bei der Arbeit auf dem

Grundstück half.

»Also pass mal auf«, fuhr sie fort, »Johannes ist am Freitag zurück, am Sonntag haben wir Gäste, aber danach … Montag oder Dienstag kannst du kommen. Kein Problem.«

»Du bist ein Schatz, Magda.« Lukas jubelte fast.

»Ich weiß.«

»Ich werde mal sehen, ob ich einen einigermaßen billigen Flug kriege oder ob ich lieber mit der Bahn komme. Wenn ich gebucht habe, rufe ich dich an und sage dir Bescheid. Okay?«

»Prima. Mach das.«

»Magda, ich freu mich so unsagbar. Danke.«

»Nicht dafür.«

»Wir hören voneinander. Und grüß Johannes, wenn er wieder da ist.«

»Na klar. Lass den Kopf nicht hängen. Geht schon irgendwie weiter. Ciao, Lukas.«

»Tschüss, Magda.«

Er legte auf und reckte die Faust in die Höhe.

Ein kühler Wind kam auf. Magda wurde kalt, und sie überlegte, ob sie sich eine Jacke holen oder lieber ins

Haus gehen sollte. In weiter Ferne bellten Hunde. Kaum zu glauben, dass der Klang von Solata bis zu ihr herüberdrang, denn zwischen Solata und La Roccia lag noch ein bewaldeter Hügel.

Sie löschte das Licht auf der Terrasse und die Außenbeleuchtung am Haus. Dann ging sie ins Bett. Dort kuschelte sie sich in ihre weiche Decke und dachte an Johannes.

»Schlaf schön, mein Schatz«, murmelte sie, »schlaf gut, wo immer du jetzt auch sein magst. Und vergiss mich nicht.«

In dieser Nacht träumte sie von Wölfen. Ein ganzes Rudel scharte sich um die Grabstelle. Sie buddelten wie die Wilden, die Erde flog in hohem Bogen, und sie gruben die Leiche in einem Tempo aus - so schnell hätte sie niemals mit Schaufel und Spaten graben können. Als die Wölfe fertig waren, reckten sie ihre schmalen Schnauzen zum Himmel und heulten den Vollmond an.

Und dann sah sie, wie die Meute die grünen Mülltüten zerriss und sich gierig und wild über ihre Beute hermachte. Riesige Fleischfetzen rissen die Wölfe aus dem Körper, legten sich ins Gras und fraßen laut schmatzend. Ihre grauen Hundeschnauzen waren blutverschmiert. Einer von ihnen verschwand mit einem Unterschenkel im Wald. Voller Entsetzen sah sie, dass der Leitwolf begann, am Kopf zu nagen. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte Magda das Gefühl, das linke Auge zwinkere ihr zu. Ihr Herzschlag

setzte aus. Sie kämpfte mit sich, ob sie es wagen sollte, sich auf den Leitwolf zu stürzen und ihm den Kopf abspenstig zu machen - aber sie tat es nicht, da sie befürchtete, selbst gefressen zu werden.

Stattdessen begann sie zu schreien. Hoch und schrill wie ein Schwein, das gerade abgestochen wird.

Die Wölfe hielten überrascht inne - dann rasten sie, mit einem Großteil der Beute in den Schnauzen, davon.

15

Als Magda am nächsten Morgen schweißgebadet erwachte, wusste sie nur noch, dass sie einen Albtraum gehabt hatte. Aber sie konnte sich beim besten Willen nicht mehr erinnern, was ihr Angst gemacht hatte.

Um halb neun trank sie einen Cappuccino und überlegte, wo sie ihren Autoschlüssel hingelegt hatte, als ihr die Spinnweben auffielen, die außen am Küchenfenster klebten und im Luftzug hin und her wehten. Sie sprang auf, holte einen Eimer mit Wasser, Glasreinigungsspray, einen Lederlappen, ein sauberes Küchenhandtuch und fing an, das Fenster zu putzen.

Danach war der Unterschied zu den anderen Küchenfenstern so extrem, dass sie alle putzte. Es war halb elf, als sie fertig war.

Den Autoschlüssel fand sie schließlich im Obstkorb, in dem kein einziger Apfel mehr lag, und um Viertel vor elf fuhr sie los.

Die Verkäuferin in einem Handarbeitsgeschäft erinnerte Magda an die Apothekenhelferin Daniela. Auch sie hatte eine so dicke Brille, als hätte sie sich durch ständiges Sticken, Stricken und Häkeln und das Starren auf winzige Maschen, Laschen und Fäden ihre Augen ein für alle Mal

ruiniert. Sie wunderte sich, dass eine Frau jetzt im Juni dicke Wolle verlangte. Im Sommer wurden meist leichte Sachen gehäkelt, dicke Wolle verkaufte sich vor allem im November.

Magda suchte sich graue Wolle aus, die von dünnen blauen Fäden durchzogen war. Außerdem hatte sie einen Pullover von Johannes dabei und fragte die Verkäuferin, wie viel Wolle dieser Sorte man für eine Jacke dieser Größe brauche.

Die Verkäuferin maß und rechnete und schob dabei immer wieder ihre rutschende Brille zurück bis zur Nasenwurzel.

»Es soll ein Weihnachtsgeschenk für meinen Mann sein«, erklärte Magda, »und jetzt in den Ferien habe ich Zeit zum Stricken. Wenn wir abends auf der Terrasse sitzen, muss ich was zu tun haben.«

»Brava«, sagte die Verkäuferin und schrieb Zahlenkolonnen auf einen Zettel.

»Im Moment ist mein Mann in Rom«, sagte Magda, »aber er kommt übermorgen wieder. Dann ist die Jacke zwar keine Überraschung mehr, wenn ich jetzt schon daran arbeite, aber er kann sie wenigstens gleich anprobieren.«

»Brava«, wiederholte die Verkäuferin und seufzte. »Ich habe nicht genug Wolle da. Ungefähr die Hälfte müsste ich nachbestellen.«

»Das macht doch nichts. Wie lange dauert es?«

»Nächste Woche Freitag müsste der Rest hier sein.«

»Wunderbar. Dann bestellen Sie doch bitte.«

Die halb blinde Verkäuferin kramte nach einem Bestellblock und notierte Magdas Namen, Adresse und Telefonnummer.

»Ich rufe Sie an, wenn die Wolle da ist.«

»Das ist aber nett.« Magda schenkte der Verkäuferin ihr strahlendstes Lächeln und verließ mit einem Teil der Wolle in einer riesigen, sackähnlichen Plastiktüte den Laden.

Am Nachmittag arbeitete sie noch eine Weile im Gemüsegarten. Das Unkraut zu entfernen war eine langwierige und mühevolle Arbeit, denn das Gras war mittlerweile fast vierzig Zentimeter hoch. Und sie kam nur sehr langsam voran.

Ab und zu hielt sie inne, stützte sich auf die Harke und blickte über das Stück Land, das jetzt ihr gehörte. Die noch immer offen liegende Klärgrube war ein Schandfleck und ärgerte sie jeden Tag. Aber bald kam Lukas, und sie würde ihn bitten, die Seitenwände der Grube mit Erde anzuschütten.

Nach zwei Stunden hatte sie die Nase voll und hörte auf. Sie sprang unter die Dusche, zog sich frische Sachen an und aß ein Knäckebrot mit Pecorino. Dazu trank sie ein Glas kühlen Weißwein und nahm die ersten Maschen für

das rechte Vorderteil der Jacke auf.

Den ganzen Abend saß sie auf der Terrasse und strickte. Sie hatte den kleinen Fernseher auf die Fensterbank gestellt und so gedreht, dass sie auch auf der Terrasse gucken konnte. Um halb zwölf hatte sie fünfzehn Zentimeter gestrickt und war sehr zufrieden. Sie legte das Strickzeug weg, ging ins Haus, legte Paolo Conte auf und drehte die Stereoanlage so laut, wie sie es überhaupt aushalten konnte. Bei dem Song »Via con me« begann sie zu weinen.

16

Magda und Katharina standen auf Gleis drei. Die Ansage plärrte scheppernd durch den Lautsprecher, und Magda verstand kein Wort, da direkt gegenüber, auf Gleis eins, eine männliche Putzkolonne mit einer elektrischen Höllenmaschine den Bahnsteig und den Wartesaal fegte und bürstete, beziehungsweise den Dreck gleichmäßig verteilte.

»Das war unsere Ansage«, sagte Katharina, die offensichtlich mehr verstanden hatte. »In zwei Minuten fährt der Zug aus Rom ein, und dann hast du deinen Süßen wieder.«

Magda hakte sich bei Katharina unter.

»Manchmal komme ich mir vor wie eine Idiotin oder wie ein Teenager. Jetzt war Johannes nur ein paar Tage weg, und ich bin so aufgeregt, als wäre ich zwanzig und wir hätten uns monatelang nicht gesehen.«

»Das ist doch toll!« Katharina grinste. »Ich kenne wenige, die so lange verheiratet sind wie ihr und die so eine glückliche Ehe führen. Das ist das große Los, Magda. Bewahr dir das.«

»Ich weiß. Das ist mir auch jeden Tag bewusst.«

Die italienische Konservenstimme wiederholte ihre

Ansage, und der Putzmann mit der Höllenmaschine zog weiterhin unbeirrt seine Runden.

»Ich hatte mit meinem Mann gerade mal fünf Jahre, bis er starb«, sagte Katharina leise. »Das ist gemein. Da verfluchst du die ganze Welt. Siehst überall Menschen, die Silberhochzeit feiern, goldene Hochzeit oder was weiß ich, und du denkst unentwegt, warum nicht ich? Warum hatten wir nur fünf Jahre? Da weiß man ja kaum was voneinander. Da kann man beim Frühstück immer noch Geschichten von früher erzählen, die der andere noch nicht kennt. Und plötzlich ist alles Vergangenheit, und du fängst wieder ganz von vorn an.«

»Ich kann mir vorstellen, wie schlimm das ist, Katharina«, sagte Magda mitfühlend, »und es hört sich blöd an, aber du kannst mir glauben: Ich danke Gott für jeden Tag, an dem Johannes an meiner Seite ist. Ich bin mir völlig bewusst, dass es plötzlich ›peng‹ machen kann, und alles ist aus.«

Der Zug fuhr mit quietschenden Bremsen ein und machte jedes weitere Gespräch unmöglich.

Magda und Katharina standen direkt neben der einzigen Treppe zur Unterführung, die zu den anderen Gleisen und zum Ausgang führte. Jeder, der ausstieg, musste an ihnen vorbei. So konnten sie Johannes auf gar keinen Fall verpassen.

Katharina beobachtete den Bahnsteig links und Magda rechts.

Allmählich leerte sich der Bahnsteig, und wenige Minuten später lag er wie ausgestorben da. Johannes war nicht gekommen.

Magda nahm irritiert die Sonnenbrille ab. »Verstehst du das?«, murmelte sie. »Wenn Johannes sagt, er kommt, dann kommt er auch. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass er jemals unpünktlich war.«

»Ruf ihn an!«, meinte Katharina. »Du wirst sehen, es gibt eine ganz banale Erklärung.«

Magda zog ihr Handy aus der Tasche und tippte eine Nummer ein. Dann wartete sie nur wenige Sekunden, bis sie das Handy wieder ausknipste.

»Nichts. Nur die Mailbox.«

»Sprich was drauf!«, drängte Katharina.

Magda tippte die Nummer erneut ein und sagte, als sich die Mailbox einschaltete: »Bitte, Hannes, ruf mich zurück! Wo steckst du denn bloß? Ich bin hier auf dem Bahnhof von Montevarchi und warte auf dich!«

Sie steckte das Handy in ihre Jackentasche. »Das kommt mir alles irgendwie komisch vor.«

Katharina lächelte. »Lass uns einen Kaffee trinken gehen, Magda. Ich bin sicher, er sitzt im nächsten Zug aus Rom.«

»Ich hoffe. Wahrscheinlich hat er den Zug verpasst, und das Handy hat jetzt im Zug keinen Empfang. Komm, ich lad

dich ein.«

Magda wollte sie mitziehen, aber Katharina sah noch auf den kleinen Monitor, der an der Decke der Bahnsteigüberdachung hing und die nächsten eintreffenden Züge ankündigte. »Der nächste Zug kommt in genau einer Stunde.«

Es war windig auf dem Bahnsteig, und Magda fror. Sie hätte sich eine Jacke mitnehmen sollen. Zusammen mit Katharina stand sie an der gleichen Stelle wie eine Stunde zuvor, Katharina schaute nach links und Magda nach rechts, und sie suchten konzentriert Johannes' Gesicht in der Menge.

Auch diesmal war der Bahnsteig nach einigen Minuten leer. Von Johannes keine Spur.

Magda verschränkte die Arme. »Weißt du was? Jetzt bin ich langsam sauer. Richtig sauer. Wir leben ja nicht auf dem Mond! Wenn irgendwas schiefläuft oder dazwischenkommt, könnte man jederzeit Bescheid sagen.«

»Das stimmt. Aber was machst du jetzt?«

»Keine Ahnung.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich fahre nach Hause und warte, ob er kommt. Oder zumindest anruft.«

»Machst du dir Sorgen?«

Magda zögerte. »Ein bisschen schon. Weil das so gar nicht seine Art ist. Normalerweise ruft er schon an, wenn er nur'ne halbe Stunde später kommt.«

Die beiden Frauen verließen langsam das Bahnhofsgebäude.

»Wo wohnt er denn in Rom? Bei seinem Freund?«

»Ich glaube nicht, nein.« Magda blieb stehen und wühlte in ihrer Handtasche nach ihrem Notizbuch. »Er hatte sich im Internet ein kleines Hotel rausgesucht. Es ist zum Wahnsinnigwerden, mir fällt der Name nicht mehr ein.« Sie blätterte das Notizbuch durch. »Und aufgeschrieben hab ich ihn auch nicht. War ja auch nicht wichtig, er rief ja sowieso jeden Tag an. Irgendein Frauenname. ›Emilia‹ oder ›Rosalia‹ oder so ähnlich.«

»Hat er seinen Laptop mitgenommen?«

»Nein.«

»Dann gib einfach ›Emilia‹ oder ›Rosalia‹ ein. Wenn der Name stimmen sollte, zeigt dir der Computer automatisch die Website, die Johannes angeklickt hat. Dann hast du die Adresse und Telefonnummer des Hotels und kannst da mal anrufen.«

»Das ist eine gute Idee, das werd ich gleich machen.« Magda lächelte dankbar. »Komm, lass uns fahren.«

»Wollen wir noch eine Kleinigkeit essen gehen?«, fragte Katharina. »Du kannst auch bei mir schlafen, wenn du jetzt

auf La Roccia nicht allein sein willst.«

»Du lieber Himmel, nein! Wir haben das ganze Auto voller Lebensmittel! Die hab ich ganz vergessen, während wir hier gewartet haben. Und auch die Ente muss so schnell wie möglich in den Kühlschrank.«

Sie stiegen in den Wagen, Magda brauste los, und Katharina hatte einen Moment das Gefühl, sie sorgte sich mehr um ihre Einkäufe als um ihren Mann.

17

Magda schaltete Johannes' Computer an. Das Passwort kannte sie. Johannes hatte es vor Jahren eingegeben und nie geändert. Warum sollte sie nach einer Hoteladresse suchen, die sie selber eingegeben hatte? Im Moment wollte sie einfach nur spielen. Sie hatte das dringende Bedürfnis, sich abzulenken, ohne nachdenken zu müssen. So konzentrierte sie sich nur darauf, Kartenreihen zusammenzustellen, und war glücklich, wenn sie die Farben und Werte so anordnete, dass plötzlich Kreuzacht, Kreuzsieben und Kreuzsechs an eine Kreuzneun passten. Sie spielte zwei Stunden, ohne das Spider-Solitär auf der höchsten Schwierigkeitsstufe auch nur einmal zu gewinnen, und mit jedem verlorenen Spiel wurde der Drang stärker, es doch noch zu schaffen. Sie wollte das leise, schnelle Klappern hören, wenn eine ganze Reihe Pik oder Herz auf dem Bildschirm zusammengelegt wurde, sie wollte am Schluss nach einem gewonnenen Spiel das bunte Feuerwerk sehen, das automatisch einsetzte, wenn ein Spiel gelöst und alle Reihen zusammengefügt worden waren.

Die Karten tanzten vor ihren Augen. Sie aß und sie trank nicht und spürte, wie ihr schwindlig wurde. Ab und zu musste sie sich regelrecht am Computer festhalten, ihren Blick durchs Zimmer schweifen lassen und tief durchatmen,

bis sie sicher sein konnte, nicht ohnmächtig zu werden.

Johannes konnte es nicht leiden, wenn sie spielte. Für ihn war das die beste und schnellste Möglichkeit zu verblöden, aber Johannes war nicht da.

Draußen wurde es dunkel. Bis auf das allmählich weniger werdende Zirpen der Grillen war es absolut still. Magda tanzte mit der Maus über den Kartenbildschirm und ließ sich nicht einmal durch Musik ablenken.

Um Viertel nach zehn klingelte das Telefon. Magda zuckte zusammen. Als sie aufstand, drehte sich alles, und sie musste sich an der Wand abstützen, um nicht umzufallen.

»Ja?«, hauchte sie ins Telefon, und ihre Stimme hörte sich an, als habe sie tief geschlafen.

»Hallo, Magda!«, sagte Hildegard, ihre Schwiegermutter, betont fröhlich. »Wie geht's? Habt ihr euch gut eingelebt in Italien?«

»Ja, klar, aber viel Zeit hatten wir ja noch nicht.«

»Und? In Haus und Garten alles in Ordnung?«

»Alles bestens.«

»Na, Gott sei Dank. Ich hab immer Angst, dass jemand einbricht, wenn ihr nicht da seid. Ich könnte das ja gar nicht, ein Haus immer so lange allein lassen …«

Magda stöhnte innerlich auf, weil Hildegard das schon x-

mal gesagt hatte. Eigentlich jedes Mal, wenn sie nach Italien kamen. Daher meinte sie müde: »Bisher hatten wir offensichtlich Glück.«

»Sag mal, Magda«, begann Hildegard mit einem anderen Thema, »wir haben großen Ärger mit unserer Kfz-Werkstatt. Richard möchte sich eine neue suchen. Weißt du, wohin Johannes das letzte Mal seinen Wagen zur Inspektion gebracht hat? Da war er doch so zufrieden …«

»Keine Ahnung. Ich weiß es nicht. Irgendwo in Moabit.«

»Gib ihn mir doch mal bitte.«

»Tut mir leid, aber er ist nicht da.«

»Ach?« Hildegard wunderte sich. Wo konnte Johannes sein, wenn er um diese Zeit nicht zu Hause war? Es war kurz vor halb elf.

»Er ist ein paar Tage nach Rom gefahren.«

»Und wann kommt er zurück?«

»Morgen oder übermorgen. Je nachdem, wie er Lust hat.«

»Dann probiere ich es über sein Handy.«

»Tu das.«

Einen Moment sagte keine der beiden etwas. Schließlich fragte Hildegard leise: »Fürchtest du dich nicht in dem Haus, so allein?«

»Nein. Warum sollte ich? Hier wird eingebrochen, wenn

die Häuser leer stehen, wenn niemand da ist. Aber wenn man unsere Autos vor der Tür und Licht sieht, dann passiert gar nichts. Außerdem bin ich hier nicht zum ersten Mal allein, Hildegard …«

»Ja ja ja, ich weiß. Na dann wünsche ich dir eine gute Nacht, und wir hören wieder von einander, wenn Johannes zurück ist. Ja?«

»Sicher. Schlaf gut und grüß Richard!«

Magda legte auf.

Sie stellte sich vor, wie ihre Schwiegermutter jetzt in ihr winziges Sechzigerjahre-Bad, das mehr eine Nasszelle war, ging, sich die Zähne putzte, ihr Nachthemd überzog, sich ins Bett legte und vielleicht noch ein paar Worte mit ihrem Mann wechselte. Obwohl Richard meist viel länger aufblieb als seine Frau. Manchmal saß er bis nachts um drei in seinem Ohrensessel neben der Stehlampe, las oder sah sich alte Filme an.

Hildegard liebte ihren Sohn, war ungemein stolz auf ihn und versuchte sich mit dem Gedanken an ihn darüber hinwegzutrösten, dass ihr zweiter Sohn Lukas in ihren Augen nichts Vernünftiges zustande gebracht hatte.

Magda schaltete den Computer aus und den Fernseher an. So sah sie gerade noch den Rest der »Tagesthemen«. Aber jede Nachricht prallte von ihr ab. Nichts hatte mit ihr zu tun. Sie lebte in einem fernen eigenen Kosmos. Und die Einsamkeit, die sie in diesem Moment schmerzlich spürte,

hatte sie sich selbst geschaffen.

18

Es war beinah wie in alten Zeiten. Fast perfekt. Die Ente war kross gebraten, die Orangen-Rosmarin-Soße gelungen, Gnocchi und Spinat dampften in Warmhalteschüsseln, der Salat war zubereitet und der Tisch vor dem Haus gedeckt.

Zehn Minuten nach acht fuhren Massimo und Monica vor, begrüßten Magda herzlich und bewunderten die blühenden Pflanzen und wuchernden Kräuter in den Terrakottavasen.

»Wo ist denn Johannes?«, fragte Monica, und ihr Blick fixierte den Tisch mit lediglich drei Gedecken.

Magda öffnete lächelnd eine Flasche Prosecco als Aperitif und schenkte ein. »Tja, es tut mir wirklich leid, aber er hat angerufen, dass er noch ein paar Tage länger bleibt. Die Ewige Stadt lässt ihn offensichtlich nicht los. Aber ich dachte, wir könnten dennoch gemeinsam essen. Auch, weil ich schon alles eingekauft und vorbereitet hatte.«

»Natürlich können wir das«, krähte Monica und tätschelte Magdas Hand.

Magda hob ihr Glas. »Salute«, sagte sie, »wir wollen auf diesen herrlichen Sommer und diesen schönen Abend trinken. Herzlich Willkommen auf La Roccia, und lasst es euch schmecken!«

Nachdem sie miteinander über Belangloses geplaudert hatten und jeder ein Glas Prosecco getrunken hatte, schlenderten Massimo und Monica auf dem Grundstück herum, während Magda das Carpaccio in der Küche abschmeckte, portionierte und auf die Teller füllte.

Massimo und Monica standen am Rand des Gemüsegartens.

»Das ist doch eine Schande«, meinte Massimo kopfschüttelnd, als er die nur zum Teil vom Unkraut befreite Fläche mit den wüst wuchernden Gräsern sah, »ich weiß ja, dass sich Johannes immer allein um den Garten kümmern will, aber wenn er nicht da ist? Was ist dann? Guck mal, Monica, da hinten hat Magda offensichtlich schon angefangen, Unkraut zu jäten, aber das schafft sie alles gar nicht. Das ist viel zu viel.«

»Du hast völlig recht«, stöhnte Monica, »hier ist ja wirklich noch gar nichts passiert!«

Massimo legte den Arm um Monicas Schultern. »Lass man, ich werde mich drum kümmern. Eins zwei fix grabe ich ihr den Garten um und bepflanze ihn.«

Monica strahlte. »Mach das, Massimo! Denn ich weiß, wie man darunter leidet, wenn der Garten nicht rechtzeitig fertig wird. Alle ernten schon den ersten Pflücksalat, und man selbst ist noch dabei, Radieschen zu säen.« Sie hauchte ihm einen Kuss auf die Wange.

Vom Haus her hörten sie Magda rufen. »Kommt ihr? Das

Essen ist fertig!«

»Kein Wort über den Garten zu Magda«, flüsterte Massimo. »Es soll eine Überraschung sein. Und ich will auch nichts dafür haben. Diese Arbeit mach ich ihr als Geschenk.«

»Von mir erfährt sie bestimmt nichts«, meinte Monica empört. »Das weißt du doch, Tesoro, ich bin verschwiegen wie ein Grab.«

»Es war ein wunderschöner Abend«, sagte Monica im Auto zu Massimo, als sie nach Hause fuhren. »Nur schade, dass Johannes nicht da war.«

Massimo schwieg und starrte konzentriert auf die Straße. Ein paar Gläser Wein hatte er schon getrunken, aber jetzt, kurz nach Mitternacht, war zum Glück kaum noch Verkehr.

»Was hast du?«, hakte Monica nach. »Hat es dir nicht gefallen? Das Essen war ein Traum!«

»Doch doch …, ja ja …, ich hab nur so ein blödes Gefühl bei der Sache.«

»Bei welcher Sache?«

»Porcamiseria«, brüllte Massimo plötzlich und schlug mit der flachen Hand aufs Lenkrad, »das gibt es nicht, dass man ein oder zwei Wochen nach Rom fährt, wenn man eigentlich mit seiner Frau in der Toskana Urlaub machen will und nur vier Wochen Zeit hat! Da stimmt was nicht,

Monica!«

»Was soll denn nicht stimmen?«

Massimo sah Monica ernst an. »Er hat sie verlassen, Amore. Er ist auf und davon, ist mit irgendeiner anderen Frau in Rom und amüsiert sich. Und Maddalena macht gute Miene zum bösen Spiel.«

»Das trau ich Johannes nicht zu. Niemals! Dazu ist er nicht in der Lage!«

»Wenn du wüsstest, wozu Männer alles in der Lage sind, Cara. Wenn du wüsstest.«

Monica zog es vor, nicht näher darauf einzugehen, und fragte nur: »Dann glaubst du also nicht, dass Johannes in den nächsten Tagen wiederkommt?«

»Ich kann es mir zumindest nicht vorstellen.« Massimo blinzelte, weil ihm ein Wagen mit aufgeblendeten Scheinwerfern entgegenkam.

Während sie von Ambra nach Pietraviva fuhren, sagte keiner der beiden ein Wort. Erst als sie vor ihrem Haus hielten, meinte Monica: »Umso wichtiger, dass du ihr den Garten herrichtest. Dann hat sie wenigstens etwas, worüber sie sich freut.«

19

Und wieder die plärrende Ansage auf dem zugigen Bahnhof von Montevarchi. Der Zug, der in Kürze einfahren sollte, kam vom Hauptbahnhof Santa Maria Novella in Florenz und fuhr weiter über Arezzo nach Rom.

Er stieg aus dem Zug, lief mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, ja er rannte fast und schloss sie fest in seine Arme. »Magda! Wie schön, dich zu sehen!« Er küsste sie auf beide Wangen.

»Herzlich willkommen«, sagte sie müde, und er wollte sie gar nicht mehr loslassen, strahlte sie an und meinte: »Es ist eine Unverschämtheit, aber du wirst von Jahr zu Jahr schöner.«

Magda lächelte und blickte auf seine kleine Reisetasche. »Mehr Gepäck hast du nicht?«

»Nee.« Lukas grinste. »Meine Sachen sind für eine Woche zu wenig, ich weiß, aber sie sind auch für drei Wochen zu wenig. Insofern kann ich so lange bleiben, wie ich will.«

»Wie lange willst du denn bleiben?«

Lukas zuckte die Achseln. »Mal sehen. So lange ich euch nicht auf die Nerven gehe. Apropos: Ist Johannes nicht mitgekommen?«

»Nein.«

»Wie schön«, meinte Lukas mit schonungsloser Ehrlichkeit, »dann können wir uns wenigstens'ne Weile allein unterhalten.«

»Dazu werden wir noch jede Menge Gelegenheit haben.« Magda sah ihn traurig an und nahm seine Hand. »Komm. Ich erzähl dir im Auto die Geschichte. Johannes ist nicht da. Er ist in Rom, und ich habe schon seit Tagen keinen Kontakt mehr mit ihm.«

»Magda, mein Bruder war immer ein ganz Pünktlicher, ein Überkorrekter! Und wenn er was versprochen hatte, dann hielt er es auch. Du kennst ihn ja besser als ich, aber ich weiß, dass ihm sein Terminkalender heilig war. Daher kann ich mir auch beim besten Willen nicht vorstellen, dass er eine Verabredung nicht einhält. Das käme ja für ihn einer Todsünde gleich!«

»Hör auf, in der Vergangenheit von ihm zu reden!«

»Okay. Entschuldige, Magda. Also, mein Bruder ist ein Obergenauer. Völlig undenkbar, dass er nicht anruft, wenn sich sein Zeitplan verändert und ihm irgendetwas dazwischenkommt. Er ist immer für'ne Überraschung gut, aber so was macht er wirklich nicht!«

»Vielleicht ist sein Handy kaputt.«

»Das ist Blödsinn, Magda. Wenn man telefonieren will, kann man überall telefonieren. In jeder Bar, in der Post, in Geschäften, Restaurants …, ach, hör doch auf, jede Omi würde ihm ihr Handy leihen, wenn er lieb darum bittet. Und jedes zweite Geschäft ist ein Handyladen … nein, Magda, mach dir nichts vor. Da muss es einen andern Grund geben.«

»Oder er hat sein Handy verloren und weiß meine Nummer nicht, weil sie eingespeichert ist. Himmel, da gibt es tausend Möglichkeiten!«

»Natürlich. Auf alle Fälle wäre ich sauer auf ihn«, meinte Lukas.

»Das bin ich auch.«

Lukas und Magda saßen in der Küche. Draußen wehte ein heftiger Wind. Auch im Sommer nichts Ungewöhnliches. Wahrscheinlich würde es morgen Regen geben.

Magda drehte ihr Glas in den Händen. Eigentlich wollte sie das alles nicht mehr hören.

»Du musst zur Polizei gehen.«

Magda lachte kurz und trocken auf. »Ich bitte dich! Ein Deutscher macht einen kurzen Trip nach Rom und kommt nicht wie verabredet zurück. Na und? Johannes ist kein vermisstes Kind, sondern ein erwachsener Mann. Da unternehmen die gar nichts bei der Polizei, sondern lachen sich eher tot!«

»Wenn du keine Vermisstenanzeige aufgibst, mache ich es.«

»Bist du so scharf darauf, dass dein Bruder wieder auftaucht? Ich dachte, du wolltest mit mir allein sein?« Der Spott in Magdas Worten war unüberhörbar.

»Nichts verschwindet auf diesem Planeten«, philosophierte Lukas. »Und darum gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist ihm was passiert, oder er wollte einfach nicht nach Hause kommen. Er hat dich verlassen, Magda. Ist mit irgendeinem blutjungen, blonden Gift auf und davon.«

Magda starrte ihn hasserfüllt an. »Wie kannst du nur so etwas sagen!«, zischte sie, sprang auf, rannte die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Dieser Lumpenhund, dachte Lukas, und: Ich hab es völlig falsch angefangen. Davon will sie nichts hören.

Er überlegte, ob er ihr folgen und sich entschuldigen solle, aber dann ließ er es bleiben und nahm sich ein Bier aus dem Kühlschrank. Eins war ihm jedenfalls klar: Er würde bei Magda bleiben und ihr helfen, bis Johannes wieder auftauchte. Tot oder lebendig.

20

Commissario Donato Neri war deutlich abgemagert. Das war neulich sogar seinem ehemaligen Assistenten Tommaso Grotti aufgefallen.

»Porcamiseria!«, hatte er ausgerufen. »Commissario, Sie sind ja richtig dünn geworden!«

Normalerweise hätte sich Neri über so eine Bemerkung gefreut, aber er hatte keine Diät gemacht, und allmählich begann ihn sein Gewichtsverlust selbst zu beunruhigen. Seine Frau Gabriella kochte wie immer, ein bisschen lustloser und liebloser vielleicht, und wenn sie selbst in ihrem Essen nur herumstocherte, hatte auch Neri keinen Appetit. Seine Frau war frustriert, gelangweilt und enttäuscht, und jeden Abend, wenn er nach Hause kam, befürchtete er, einen Zettel auf dem Küchentisch vorzufinden, auf dem in ihrer weichen Handschrift geschrieben stand: *Ich habe Dich verlassen und bin zurück nach Rom gegangen. Suche nicht nach mir. Leb wohl. Gabriella.*

Vor einigen Jahren war Neri noch ein erfolgreicher Kommissar gewesen, seine Frau Gabriella, eine gebürtige und stolze Römerin, lebte zufrieden an seiner Seite und in ihrer geliebten Stadt. Aber dann war ihm ein folgenschwerer Fehler unterlaufen. Im Mordfall eines

kleinen Mädchens hatte er im Zentralcomputer der Polizei nur unter den Stichworten: »Kindermörder«, »Triebtäter«, »Kinderschänder« und »Pädophiler« recherchiert, nicht aber unter »Entführer« und »Exhibitionist«. Sonst hätte er herausgefunden, dass in der Straße des ermordeten Mädchens ein vorbestrafter Gelegenheitsarbeiter wohnte, der häufig als Exhibitionist aufgefallen war. Im aktuellen Fall des verschwundenen Mädchens wurde erst nach dem Hinweis einer Nachbarin die Wohnung des Mannes durchsucht. Im Kasten der Bettcouch fand man die Leiche des Kindes.

Neri wurde in eine nicht sehr attraktive Kleinstadt, nach Montevarchi, versetzt. Dies hatte ihm Gabriella nie verziehen. Sie langweilte sich hier in der Provinz unendlich und klammerte sich an die einzige Hoffnung, dass Neri durch eine außergewöhnliche Leistung vielleicht die Möglichkeit bekommen würde, nach Rom zurückzukehren.

Aber auch dies hatte er vergeigt. Meist waren in dieser ländlichen Gegend nur kleinere Delikte aufzuklären: Einbrüche, Autodiebstähle, Ladendiebstähle oder Schlägereien, ab und zu auch Selbstmorde, Ehestreitigkeiten oder Jagdunfälle mit Todesfolge. Doch 2005 wurde Neri mit einem außergewöhnlichen und seltenen Fall betraut: Einer Frau war in ihrem einsamen Haus im Wald die Kehle durchgeschnitten worden. Dies war seine Chance: Eine glanzvolle Lösung des Falles - und er wäre wieder ein gemachter Mann gewesen.

Aber Neri löste den Fall nicht. Und es kam noch schlimmer: Er präsentierte den falschen Mörder, und weitere Morde geschahen. Neri hatte sich nun vollends lächerlich gemacht und verlor sogar seinen Posten in Montevarchi. Man versetzte ihn aufs Land, in die denkbar kleinste Station der Carabinieri, nach Ambra.

Gabriellas Träume, eines Tages wieder nach Rom zurückkehren zu können, waren ein für alle Mal geplatzt.

Diese Schmach und die permanent schlechte Laune seiner Frau verkraftete Neri kaum. Er verlor seinen Appetit und hatte noch nicht einmal Lust auf sein abendliches Glas Wein. Die gemeinsamen Abende mit seiner Frau waren quälend, weil sie ihn ihre Unzufriedenheit unentwegt spüren ließ und ihm bei jeder Gelegenheit deutlich machte, was er für ein Versager war.

Neris ehemals rundliches Gesicht mit dem Stoppelhaarschnitt war mittlerweile in sich zusammengefallen. Seine Wangen waren hohl, und unter seinen Augen lagen dunkle Schatten.

Sein Assistent Tommaso Grotti mit seinem unsäglichen Schluckauf, der ihn jedes Mal überfiel, wenn er aufgeregt war, war in Montevarchi geblieben. Manchmal vermisste er ihn direkt. Wenn ihm seine altklugen Bemerkungen auch auf die Nerven gegangen waren, so war doch oft etwas Wahres daran, denn Tommaso stieß mit seiner bestechend einfachen und fast naiven Logik ab und zu auf Zusammenhänge, auf die Neri allein gar nicht gekommen

wäre.

Aber hier in Ambra brauchte er keinen Assistenten. Es gab auch keinen Fall, den er bearbeiten konnte. Er saß in seiner schmucken Uniform in seiner kargen Amtsstube, spitzte seinen Bleistift, trank Kaffee und erledigte öde und ermüdende Bürokratie. So bearbeitete er gerade eine Anfrage des Gutsbesitzers Bataloni, der zusammen mit seiner Frau auf siebzehn Hektar lebte, kein Jäger war, aber dennoch ein Gewehr anschaffen wollte. Zum Selbstschutz, wie er sagte. Schon mehrmals seien mitten in der Nacht Motocross-Fahrer zu seinem Haus gekommen, um einzubrechen. Mithilfe seiner Hunde hätte er sie jedes Mal vertreiben können, aber er fühlte sich nicht mehr sicher. Vor allem seine Frau ängstigte sich, wenn sie allein war.

Ja und?, dachte Neri, was will er jetzt? Will er jeden Motocross-Fahrer erschießen, der nachts zu seinem Haus kommt? Sicher kamen diese Burschen nicht, um mit Bataloni ein Glas Wein zu trinken, so viel war klar. Aber man musste doch nicht gleich schießen! Wenn Bataloni die Erlaubnis bekam, ein Gewehr anzuschaffen, dann würde auch etwas passieren. Das war Neri bewusst. Und er wollte nicht schuld an diesem Desaster sein. Nicht schon wieder. Also legte er Batalonis Gesuch auf den Stapel ganz links. Das waren die Fälle, die er an seine ehemaligen Kollegen in Montevarchi weiterleitete. An die nächsthöhere Stelle sozusagen mit der Bitte um Bearbeitung.

Langsam begriff Neri, dass er hier in Ambra so gut wie

gar nichts mehr entscheiden konnte und durfte. Und sich auch schon gar nicht mehr traute. Er war ein Mensch, für den überall nur Stolperfallen ausgelegt waren.

Er überlegte gerade, ob er die Polizeistation für ein paar Minuten schließen sollte, um auf der Piazza einen Kaffee zu trinken, als es an der Tür klingelte. Neri zuckte regelrecht zusammen, so überrascht war er.

Sein Kollege Alfonso saß im Nebenzimmer und erläuterte einem Deutschen, der kaum Italienisch sprach und immer nur zwei Worte pro Satz verstand, welche Papiere er noch beschaffen musste, um den Permesso di Soggiorno, die befristete Aufenthaltsgenehmigung, zu bekommen. Er hörte ihre Stimmen. Die zögerliche Stimme des Deutschen und die immer aufgeregter und lauter werdende Stimme von Alfonso.

Also stand Neri auf und ging zur Tür, um zu öffnen.

Als sie vor ihm stand, wusste er, dass er sie schon ein paarmal in Ambra gesehen hatte, aber er hatte noch nie mit ihr gesprochen und konnte sie auch mit keinem Namen verbinden.

»Buongiorno, Comandante«, sagte sie leise und freundlich. »Voglio denunciare la scomparsa di mio marito. Ich möchte eine Vermisstenanzeige aufgeben. Mein Mann ist verschwunden.« Sie sprach klar, deutlich und grammatikalisch richtig, aber ihr deutscher Akzent war unüberhörbar.

»Bitte, Signora, kommen Sie doch herein.«

Er betrachtete sie genau, als sie sich setzte. Sie sah müde aus, fand er, ihr Teint wirkte beinah durchsichtig, und ihre Haare waren eher nachlässig im Nacken zusammengebunden, was auf ihn aber eine eigenwillige Faszination ausübte. Sie hatte sich nicht extra zurechtgemacht, um die Polizeistation in Ambra aufzusuchen. Das imponierte ihm.

Zuerst nahm er ihre Personalien auf, indem er alle Angaben von der Carta d'Identità abschrieb. Name, Vorname, Adresse, Alter. Sie war einundvierzig. Genauso alt wie Gabriella. Aber ihre Sanftheit gab ihr etwas Mädchenhaftes und ließ sie jünger erscheinen.

»Was ist passiert?«, fragte er schließlich und fühlte sich nach langen quälenden Wochen endlich einmal wieder wichtig.

»Mein Mann ist verschwunden«, wiederholte sie stockend. »Er ist Sonntag vor einer Woche, also am siebzehnten, mit dem Zug nach Rom gefahren, um einen Freund zu besuchen und um ein paar Tage die Stadt zu genießen. Am Freitag wollte er zurück sein. Aber er ist nicht gekommen.«

Neri runzelte die Stirn. »Ihr Mann hat doch sicher ein Handy?«

»Natürlich. Ich habe schon tausendmal versucht anzurufen, aber es ist ausgeschaltet. Oder kaputt.« Sie

lächelte unglücklich, und Neri fand sie umwerfend schön.

»Bitte geben Sie mir doch erst einmal die Personalien Ihres Mannes.«

Magda schrieb alle erforderlichen Daten auf einen Zettel. »Seine Carta d'Identità und seinen deutschen Personalausweis hat er bei sich.«

Neri nickte. Ihre Schrift war wunderbar weich, fließend und leserlich. Etwas anderes hatte er auch gar nicht erwartet.

»Wie heißt denn der Freund, den Ihr Mann in Rom besucht hat?«

»Roberto. Leider habe ich seinen Nachnamen vergessen. Fratelli, Frenelli, Fantini oder so ähnlich. Er ist Bauingenieur und hat uns viele gute Ratschläge gegeben, als wir La Roccia aufgebaut haben. Vor zwei Jahren ist Roberto dann nach Rom gegangen, und mein Mann und er haben ihren losen Kontakt aufrechterhalten. Mehr weiß ich nicht.«

»Hat Ihr Mann denn bei seinem Freund gewohnt?«

»Ich nehme es an.«

»Könnte es auch sein, dass er in einem Hotel übernachtet hat?«

»Natürlich könnte das sein. Aber ich weiß nicht, in welchem.«

»Gibt es irgendwelche Hotels in Rom, in denen er früher schon einmal übernachtet hat und die ihm gefallen haben?«

»Nein. Ich kann mich nicht erinnern. Er fährt nicht oft nach Rom.«

»Gut«, meinte Neri, »ich werde mich darum kümmern. Ich habe gute Verbindungen nach Rom und werde mal mit meinen Kollegen sprechen. Vielleicht kann ich irgendetwas in Erfahrung bringen. - Bitte beschreiben Sie mir, was Ihr Mann anhatte.«

Magda überlegte. »Eine schwarze Jeans, ein blau gestreiftes Hemd und eine hellbraune Wildlederjacke.« Alles Kleidungsstücke, die Johannes nicht besaß und die sie insofern auch nicht verbrennen oder vernichten musste.

»Können Sie eine Liste der Dinge zusammenstellen, die in seinem Koffer waren?«

»Ja, das kann ich. Kein Problem.«

»Hatten Sie Streit, bevor Ihr Mann nach Rom fuhr?«

»Nein.« Die Antwort kam klar, deutlich und ohne zu überlegen. »Ich kann mich nicht erinnern, dass wir überhaupt jemals einen ernsthaften Streit hatten.«

»Demnach verstehen Sie sich gut?«

»Wir verstehen uns nicht nur gut, sondern fantastisch. Unsere Beziehung ist nicht nur glücklich, sondern perfekt. So etwas wie eine Symbiose. Einer kann ohne den andern nicht sein.« Magdas Italienisch wurde holpriger, immer

mehr Fehler schlichen sich ein, aber Neri verstand dennoch, was sie meinte.

»Dann kann es also nicht sein, dass Ihr Mann Sie verlassen hat?«, fragte Neri vorsichtig und war darauf gefasst, dass sie ihm ins Gesicht springen würde.

Aber sie blieb ruhig. »Nein«, sagte sie. »Unmöglich. Das ist vollkommen unvorstellbar. Ich habe Ihnen ja gesagt, dass wir seit Jahren glücklich zusammenleben. Warum sollte er dies alles aufs Spiel setzen?« Sie sah Neri an, und ihre Pupillen verengten sich. »Bitte, helfen Sie mir. Ich kann ohne ihn nicht leben.«

Neris Magen verkrampfte sich, als habe er drei Tage gehungert, und er bekam Appetit auf ein Rosinenbrötchen. »Natürlich helfe ich Ihnen. Ich werde tun, was ich kann. Hatte Ihr Mann noch weitere Freunde oder Bekannte in Rom, zu denen er gegangen sein könnte?«

»Nein. Nicht, dass ich wüsste.«

»Was macht Ihr Mann beruflich?«

»Er ist Umzugsspediteur. Er besitzt mehrere Filialen in verschiedenen deutschen Städten.«

Neri kaute an seinem Bleistift. »Könnte es sein, dass er in Rom noch berufliche Termine wahrgenommen hat?«

Magda schüttelte den Kopf. »Davon hätte er mir erzählt. Außerdem hat er seinen Terminplaner, seinen Laptop und sämtliche Unterlagen, die die nächsten Aufträge betreffen,

zu Hause auf La Roccia gelassen. Das würde er niemals tun, wenn er einen geschäftlichen Termin hätte.«

»Stimmt.« Neri zermarterte sich das Gehirn, was er noch fragen könnte, aber ihm fiel nichts mehr ein. Er wollte zu Hause mit Gabriella reden. Vielleicht hatte sie eine Idee. Frauen hatten bei derartigen Geschichten eine wesentlich blühendere Fantasie als Männer.

»Ich werde mir die ganze Angelegenheit durch den Kopf gehen lassen, Signora«, meinte Neri. »Und falls ich noch Fragen haben sollte, rufe ich Sie an oder komme vorbei.«

»Danke, das ist sehr nett von Ihnen.« Magda stand auf.

Sie reichte Neri die Hand. »Arrivederci, Signor Neri. Molte grazie.«

Damit verließ sie das Büro, und Neri glaubte, sogar ihrem Rücken anzusehen, wie unglücklich sie war.

Als Erstes ging er zu der großen Karte, die er an der Wand seinem Schreibtisch gegenüber aufgehängt hatte, um zu sehen, wo La Roccia überhaupt lag. Er war jetzt seit drei Monaten in Ambra und kannte sich in der Umgebung noch nicht sonderlich gut aus. Besonders die vereinzelten und einsam gelegenen Podere waren ihm noch völlig fremd. Wenn sie nach einem Einbruch oder zur Schlichtung einer Streiterei gerufen wurden, musste er sich immer auf die Ortskenntnis seines Kollegen Alfonso verlassen.

Neri brauchte eine Weile, um das Podere auf einer Höhe von fünfhunderteinunddreißig Metern zwischen Solata, San

Leolino und Nusenna zu finden. Jetzt hatte er eine ungefähre Vorstellung, wo das Haus lag, und war sich vollkommen sicher, noch nie dagewesen zu sein. Ein weiterer Grund, die Signora mal zu besuchen. Er wollte sich ein umfassendes Bild machen, wie das Paar in dem einsamen Haus lebte. »Zeige mir, wie du wohnst, und ich sage dir, wer du bist«, war ein Lieblingsspruch von Gabriella. Vielleicht sagte ihm ja seine Intuition, ob wirklich alles so eitel Sonnenschein war, wie die Signora behauptet hatte.

Alfonso hatte keinen Besuch mehr. Der Deutsche war frustriert und verzweifelt gegangen. Mit dem Gefühl, niemals in diesem Leben die erforderlichen Papiere beschaffen zu können. Auf jeden Fall hatte er die düstere Ahnung, in den nächsten Monaten wöchentlich bei der Polizei erscheinen zu müssen, um jedes Mal zu erfahren, welche Unterlagen nun noch fehlten.

Jetzt saß Alfonso auf seinem harten Bürostuhl und blätterte in einer Jagdzeitung. Er war leidenschaftlicher Jäger und bei seinen Jagdfreunden, wenn diese keine Jagderlaubnis hatten, mehr oder weniger versehentlich Haustiere abknallten oder in absoluter Nähe von Häusern herumballerten, sodass die Bewohner verängstigt die Carabinieri riefen, regelmäßig auf beiden Augen blind. Das brachte ihm in jedem Herbst etliche Liter Öl und einen beträchtlichen Vorrat an Wein und Grappa ein.

Bis auf diese Unart war er jedoch ein angenehmer

Kollege, mit dem man oft und gern einen über den Durst trinken, laut fluchen und schmutzige Witze erzählen konnte. Er nahm nichts übel, war ständig unverschämt gut gelaunt, liebte seine Frau und seine Kinder über alles und versuchte, bei allem, was er tat, gerecht zu sein. Jedenfalls so, wie er sich Gerechtigkeit vorstellte. Alfonso war fünf Jahre jünger als Neri und konnte sich nichts Schöneres vorstellen, als Polizist in Ambra zu sein. Er träumte nicht von Rom und auch von keiner anderen Stadt. Er war glücklich in dieser ländlichen Gegend, in der ihn jeder grüßte, was er genoss, und in der er jeden Baum, jeden Strauch und jeden Einheimischen kannte.

Alfonso war einen halben Kopf kleiner als Neri und auf dem Oberkopf vollständig kahl. Nur ein vier Zentimeter breiter dunkler Haarkranz war ihm geblieben. Er sieht aus wie ein Clown, dachte Neri häufig, besonders wenn Alfonso am Abend zuvor im Grappa ertrunken war und auch noch eine rote Nase hatte.

»Johannes Tillmann, der Padrone von La Roccia, ist verschwunden. Seine Frau hat ihn als vermisst gemeldet«, meinte Neri, als er an Alfonsos Tisch trat. »Kennst du ihn?«

»Flüchtig. Hab ihn ein paarmal auf dem Markt gesehen. Und ich glaube, er war auch mal hier. Wegen seiner Papiere. Irgendwann kommt ja jeder mal hier vorbei.« Er grinste und blätterte ungestört weiter in seiner Zeitung.

»Und jetzt ist er weg. Seit Freitag. Also heute den sechsten Tag.«

»Ja und?« Alfonso war völlig unbeeindruckt. »Er wird schon wiederkommen. Oder einen rührenden Brief aus Brasilien schreiben, dass er sein Leben ändern will. Vielleicht hat er auch eine dunkelhäutige Schönheit beim Sambatanzen kennengelernt. Hör mir auf.«

»Er ist nicht nach Brasilien gefahren, sondern nach Rom.«

»Oh-Oh!« Alfonso amüsierte sich königlich. »In Rom gibt es viele Abgründe, die sich auftun und aus denen man nie wieder auftauchen kann, stimmt's, Neri? Du kennst dich doch da aus. Du bist doch hier unser Romexperte.«

Alfonsos Sätze brannten in Neris Seele, aber er versuchte, gelassen zu bleiben und sich nicht anmerken zu lassen, dass er verletzt war. »Die Frau glaubt nicht daran, dass er abgehauen ist und sie verlassen hat«, sagte er leise.

»Das glaubt keine Frau.« Alfonso lachte immer noch.

»Ich würde heute Nachmittag oder meinetwegen auch morgen gerne mal hinfahren. Was meinst du?«

»Das ist Blödsinn, Donato.« Alfonso hörte auf zu lachen und legte seine Füße auf den Schreibtisch. »Was willst du da? Dir noch mal anhören, dass er der liebste und treueste Ehemann unter der Sonne gewesen ist? In alten Fotoalben blättern? Das ist mein Mann als Kind, hier war er siebzehn, das ist ein Foto von unserer Hochzeit … Ich bitte dich, Neri. Jeder erwachsene Mensch hat das Recht, seinen

Verwandten und Bekannten gegenüber zu verschweigen, wo er sich aufhält. Und wenn keine Gefahr im Verzug ist und wir nicht davon ausgehen müssen, dass ein Verbrechen geschehen ist, haben wir mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun.«

Neri seufzte.

»Und kennst du die Straße, die nach La Roccia führt? Das ist keine Straße, das ist wie ein ausgetrocknetes Flussbett, eine Katastrophe. Nur die bekloppten Deutschen wohnen an so einer Straße. Ich muss das nicht haben, und unserm Jeep müssen wir das auch nicht unbedingt zumuten.«

»Ich werde mal in den römischen Krankenhäusern nachfragen.«

»Tu das, mein Freund, tu das«, meinte Alfonso und gähnte herzhaft. Der Fall interessierte ihn mindestens genauso brennend wie ein Ladendiebstahl im Alimentarigeschäft.

Neris Gedanken überschlugen sich. Er würde einen offiziellen Antrag stellen für eine Dienstreise nach Rom. Um direkt von dort aus zu ermitteln. Und Gabriella würde selbstverständlich mitkommen. Sie würde endlich wieder stolz sein auf ihren Mann und die Tage genießen. Er würde sie aus ihrem Tief herausholen und glücklich machen.

»An deiner Stelle würde ich mal deine ehemaligen Kollegen in Rom anrufen«, spottete Alfonso. »Vielleicht

können die was machen.« Er grinste schon wieder, und Neri hätte ihm am liebsten seinen kurzen feisten Hals zugedrückt.

21

Gabriella hatte ein Pastagericht gekocht und häufte Neri Penne mit Brokkoli und Sardellen, in Knoblauchöl gebraten, auf seinen Teller und rieb reichlich Parmesankäse darüber.

»Und du?«, fragte Neri erstaunt, da Gabriella für sich nur einen kleinen Salat aus dem Kühlschrank holte.

»Ich bin auf Diät«, sagte sie. »Ich hab mir hier in der Pampa schon so viele Frustkilos angefressen, die will ich wieder wegbekommen. Und dann will ich mich neu einkleiden. In Größe achtunddreißig, Schatz! Jetzt trage ich zweiundvierzig!«

Neri nickte stumm. Dass seine Frau zugenommen hatte, war ihm überhaupt nicht aufgefallen.

»Ich muss mindestens sechs Kilo abnehmen, um das zu schaffen, wenn nicht acht.«

Neri sagte nichts dazu, um keinen Fehler zu machen, und fing an zu essen.

»Guck dich doch mal um, Neri! Sieh mal genau hin, was die Leute hier anhaben! Klamotten, die noch nicht mal die Misericordia annehmen würde. Hier kannst du im Nachthemd oder im Kartoffelsack auf den Markt gehen, es würde niemandem auffallen. - Und?«, fragte sie nach einer

Pause, faltete die Hände vor sich auf dem Tisch und sah ihn spöttisch an. »Was gibt's Neues in Ambra? In der Hochburg der Kriminalität?«

Neri begann das Verschwinden des Signore von La Roccia, Johannes Tillmann, so ausführlich und detailliert wie möglich zu schildern. Gabriella hörte aufmerksam zu und vergaß vor Aufregung, ihren Salat hinunterzuschlucken.

Als er fertig war, starrte sie ihn fassungslos an. »Aber Neri«, sagte sie, »siehst du denn nicht, was da los ist?«

»Wie meinst du das?« Neri war verunsichert. Auf der einen Seite wünschte er sich einen klugen Ratschlag von seiner Frau, auf der anderen Seite wollte er aber auch nicht wieder als Vollidiot dastehen.

»Lass uns mal alle Möglichkeiten durchspielen.« Sie schob die Penne zur Seite, faltete die Hände auf dem Tisch, beugte sich vor und sah Neri eindringlich an. »Nehmen wir mal an, es ist so, wie sie sagt. Sie haben eine wunderbare, glückliche Beziehung, und plötzlich ist der Mann weg. Meldet sich nicht mehr, obwohl sie normalerweise täglich in Kontakt stehen. Sie schließt aus, dass er eine andere Frau hat. Wenn wir davon ausgehen, dass das stimmt, dann ist etwas passiert, Neri. In der heutigen Zeit gibt es das nicht, dass man sich nicht melden kann.«

»So weit waren wir auch schon.«

»Gut. Es gibt nur einen Grund, warum er sich nicht

meldet: Er ist tot. Von einem Unfall oder einer plötzlichen Krankheit hätte sie längst erfahren. Also ist er ermordet worden. Wahrscheinlich von diesem dubiosen Freund, den keiner kennt und von dem keiner den Namen weiß.«

Neri nickte zustimmend. »Und die zweite Möglichkeit?«

»Es könnte ja sein, dass sie lügt und dass die Beziehung alles andere als rosig war. Die Ehe stand kurz vor dem Scheitern, und der Mann verschwindet. Würde sie dann eine Vermisstenanzeige aufgeben? Nein. Jedenfalls nicht so schnell. Weil sie davon ausgeht, dass er sie verlassen hat und bei irgendeiner Schlampe im Bett liegt. In Rom oder sonst wo. Er kann ja auch längst auf Capri sitzen und sich den Pelz verbrennen. Mit einer Vermisstenanzeige würde sie sich also nur blamieren und der ganzen Welt offenbaren, dass sie die Verlassene ist, wenn ihr Mann wieder auftaucht. Also, ich denke, diese Möglichkeit können wir ausschließen, weil sie sofort zu dir gerannt ist und hier die ganze Welt verrückt macht.«

»Ja, das leuchtet mir ein.«

»Va bene. Dann die dritte Möglichkeit: Sie hat ihn gehasst und umgebracht. Spielt die liebende, besorgte Ehefrau und gibt eine Vermisstenanzeige auf, um über den Mord hinwegzutäuschen.«

»Das könnte sein.«

»Nein, ich glaube nicht, mein Schatz. Die beiden sind gerade erst auf La Roccia angekommen, hast du mir

gesagt. Das weiß noch niemand, sie haben noch keine Leute getroffen, waren nicht auf dem Markt oder auf diversen Festen. Es wäre ja bescheuert, den Gatten gleich am ersten Tag in Italien umzubringen und dann bei der Polizei die Pferde scheu zu machen! Wenn ich so etwas vorhätte, würde ich ihn am letzten Tag umbringen. Dann kann sich jeder im Ort daran erinnern, dass die beiden vergnügt und fröhlich hier einen gemeinsamen Urlaub verbracht haben und Händchen haltend über den Marktplatz spaziert sind. Dann würde ich an - wie heißt die Signora noch mal?«

»Magda.«

»Also dann würde ich an Magdas Stelle abreisen. In Deutschland würde ich erzählen, mein Mann wolle noch zwei Wochen in Italien bleiben. Dann würde ich ihn vielleicht in vier Wochen vermisst melden. Bis die Deutschen sich an die Italiener wenden, vergehen wieder Wochen. Es gibt ein fürchterliches Durcheinander zwischen Deutschland und Italien, niemand ist zuständig, die Leute im Dorf können sich auch an keine Details oder Daten mehr erinnern - das Chaos ist perfekt, und wenn die Leiche einigermaßen gut versteckt ist, wird der Mord nie aufgeklärt.« Sie rieb sich die Hände. »So würde ich es machen. Den Gatten gleich am Anfang des Urlaubs umzubringen ist ziemlich dumm, und darum wird sie es auch nicht getan haben.«

»Du bist eine verdammt kluge Frau, Gabriella«, sagte

Neri und legte seine Hand auf ihre.

Gabriella fühlte sich geschmeichelt und resümierte: »Also wird er in Rom ermordet worden sein. Das ist wunderbar, Neri. Einfach fantastisch. Du bist hier in diesem Käsenest, aber du hast wieder einen tollen Fall! Eine dritte Chance. Es ist unglaublich, was der Himmel sich alles ausdenkt, um dich wieder zurück nach Rom zu bringen, auch wenn du es schon zweimal vergeigt hast. Tesoro, ich bin ganz begeistert. Am besten du fährst so schnell wie möglich zum Bahnhof und erkundigst dich, ob er wirklich mit dem Zug nach Rom gefahren ist. Vielleicht kann sich ja durch Zufall noch jemand erinnern. Und dann fahren wir beide nach Rom und suchen diesen merkwürdigen Freund. Ach Neri, das wird wunderbar!«

Sie stand auf und fiel ihm um den Hals.

Die Depression der letzten Wochen war wie weggeblasen. Neri fühlte sich, als würden ihm Flügel wachsen. Mit ein bisschen Glück hatte er es nicht nur mit einem läppischen Ehebruch, sondern mit einem handfesten Mord zu tun.

22

Magda war dankbar, die Nacht nicht allein auf der Terrasse verbringen zu müssen.

»Erzähl mir alles, was dir einfällt«, bat Lukas. »Gib mir Hinweise, Magda. Was waren seine besonderen Vorlieben, Sehnsüchte? Was wollte er schon seit Jahren mal machen, aber ist nie dazu gekommen? Bitte, sag mir alles, was dir einfällt. Auch wenn du glaubst, dass es total nebensächlich ist. Dann suche ich ihn. Ich schwör dir, ich setze Himmel und Erde in Bewegung, ich brauche nur einen Anhaltspunkt.«

Magda hatte den Kopf in den Nacken gelegt und sah in den nächtlichen Sternenhimmel.

»Morgen wird wieder ein schöner Tag«, sagte sie leise und lächelte. »Windstill und klar. Solche Tage liebte er besonders, weil er dann draußen am meisten tun konnte. Eigentlich hat er immer nur gearbeitet. Und abends fiel er fast vom Stuhl vor Müdigkeit. Nie hatte er die Ruhe und die Muße, in die Sterne zu gucken. Ich kenne von allen Sternbildern in diesem irrsinnigen Sternenmeer nur den großen und den kleinen Wagen. Mehr nicht. Und du?«

»Den Polarstern würde ich noch finden. Aber dann ist auch bei mir Ende.«

»Wenn man bedenkt, dass viele Sterne, die jetzt noch leuchten und die wir in diesem Moment sehen, in Wahrheit schon seit langer Zeit gar nicht mehr existieren. Das finde ich so unglaublich.«

Lukas wollte sich nicht über Sterne unterhalten. Er hatte das Gefühl, sie wolle nur ablenken. »Wo ist er, Magda?«, fragte er. »Ganz ehrlich. Was glaubst du?«

»Es ist wie mit den Sternen. Nur umgekehrt. Wir sehen ihn nicht, aber er ist irgendwo.«

»Aber insgeheim hast du doch eine Vermutung. Eine Befürchtung. Sag sie mir, Magda. Nur so kommen wir weiter.«

»Ich habe keine Ahnung. Noch nicht mal eine Idee.«

»Hast du etwas dagegen, wenn ich mir mal seinen Schreibtisch ansehe? Vielleicht finde ich etwas: eine Notiz, ein Papier, das uns irgendeinen Hinweis gibt.«

»Bitte schön. Guck dir alles an. Mir egal. Seinen Schreibtisch, sein Filofax, meinetwegen auch seinen Computer. Ich habe jedenfalls nichts gefunden.«

Beide schwiegen mehrere Minuten lang. Dann sagte sie plötzlich: »Es ist schön, dass du hier bist. Von mir aus kannst du bleiben, so lange du willst.«

Lukas wollte gerade etwas sagen, da stand sie völlig unvermittelt auf.

»Ich habe schreckliche Kopfschmerzen«, sagte sie.

»Besser, ich geh ins Bett. Gute Nacht.« Und ohne ein weiteres Wort ging sie ins Haus.

Lukas war nicht müde und verbrachte die halbe Nacht in Johannes' Arbeitszimmer. Zwei Stunden brauchte er allein, um den Computer zu durchforsten. Er fand fünf Hotels in Rom, die Johannes offensichtlich angeklickt hatte. Aber ob er eines dieser Hotels gebucht hatte, wurde ihm nicht klar, zumal er Johannes' Passwort nicht wusste, um die E-Mails zu lesen. Er notierte sich die Namen der Hotels und begann, den Schreibtisch zu durchsuchen.

Im Terminkalender stieß er häufig auf die Eintragung »C«. Mal mit Uhrzeit, mal ohne. Im Adressbuch standen ein paar deutsche, aber dann vor allem italienische Namen unter dem Buchstaben »C«: das Wort »Castagnoli«, das Lukas gar nichts sagte, »Computer-Service Schlossstraße« und »Cesare«. Dann folgten noch: »Clinica Veterinaria«, »Christian«, »Carabinieri Bucine«, »Caldaie Servizio«, »Careggi-Ospedale Firenze« und schließlich eine »Carolina« mit einer Berliner Telefonnummer. Er notierte sich die Nummer auf einem Klebezettel. Vielleicht war sie »C«.

Am nächsten Morgen stand er um acht auf. Es war still im Haus, offensichtlich schlief Magda noch.

Er duschte kurz, trank ein Glas eiskaltes Wasser und ging dann wieder in Johannes' Arbeitszimmer, um zu

telefonieren.

Es war halb neun, als er die Nummer von »Carolina« wählte. Er rechnete nicht damit, dass sich jemand melden würde, und zuckte regelrecht zusammen, als eine verschlafene Stimme sagte: »Ja?«

»Einen wunderschönen guten Morgen«, begann er freundlich, »es tut mir sehr leid, dass ich Sie störe, aber ich bin Lukas Tillmann, der Bruder von Johannes.«

»Ah ja. Und? Was wollen Sie?« Ihr Ton war leicht gereizt.

»Johannes ist seit einigen Tagen verschwunden. Ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht eine Ahnung haben, wo er sein könnte.«

»Ich denke, er ist bei seiner Frau in Italien.«

»Nein, das ist er nicht. Ich bin hier in Italien, in seinem Haus. Er ist ein paar Tage weggefahren und nicht wiedergekommen.«

»Tut mir leid, da kann ich Ihnen auch nicht helfen. Seit wann vermissen Sie ihn denn?«

»Seit letzten Freitag.«

Sie lachte kurz auf und musste husten. »Ach, du lieber Himmel, da machen Sie schon die Pferde scheu? Nach den paar Tagen? Wahrscheinlich hat er’ne schöne Frau kennengelernt und ist in ihrem Bett untergetaucht. Da würde ich mir keinen Kopf machen. Und ich möchte jetzt gerne weiterschlafen.«

»Natürlich. Entschuldigen Sie, dass ich Sie geweckt habe.«

Ohne ein weiteres Wort legte Carolina auf.

Lukas blieb nachdenklich am Tisch sitzen und malte geometrische Figuren auf einen Notizblock.

»Du lieber Himmel«, sagte Magda, als Lukas Kaffee trank und sie zum Frühstück nach unten in die Küche kam, »du siehst ja aus, als hättest du die ganze Nacht durchgesoffen. Was hast du denn noch gemacht, nachdem ich ins Bett gegangen bin?«

»Ich habe Johannes' Sachen durchgeguckt.«

»Und? Was gefunden?«

»Magda, wer ist Carolina?« Er rieb sich seine brennenden Augen. Daher sah er nicht, wie Magda kurz zusammenzuckte.

»Keine Ahnung. Vielleicht eine Kundin?« Magda versuchte, gelassen und desinteressiert zu klingen.

»Ich hab sie heute Morgen angerufen.«

Magda hielt die Luft an und drehte sich dann ganz langsam zu ihm um.

»Warum das denn? Ich meine, warum rufst du eine wildfremde Frau an?«

»Nur so. Weil mir ihr Name in seinem Notizbuch auffiel. Ich dachte, vielleicht kann sie helfen. Vielleicht weiß sie, wo er ist.«

»Und?«

»Sie war nicht gerade gut auf ihn zu sprechen.«

»Es gibt einige Kunden, die nicht gut auf eine Umzugsfirma zu sprechen sind, wenn sie merken, dass die Jungs nicht hexen können.«

»Ganz ehrlich, Magda …. Hatte diese Carolina ein Verhältnis mit Johannes?«

Magda lachte. »Ich bitte dich. Du kennst deinen Bruder wohl überhaupt nicht! Er ist ein unglaublich charmanter, freundlicher, kommunikativer Mensch, der mit jedem sofort ins Gespräch kommt und zu jedem sofort einen Draht hat. Darum kennt er auch Gott und die Welt. Aber er betrügt mich nicht, Lukas.« Sie wurde ganz ernst. »Er hat mich noch nie betrogen.« Und dann fügte sie leise hinzu: »Wenn einer den andern betrügt, ist das Leben zu Ende.«

23

Am nächsten Morgen war der Fuchs wieder da. Als sie um halb neun auf die Terrasse kam, saß er neben den Rosen und sah sie an. In der Schnauze hatte er einen ledernen Arbeitshandschuh, den sie über Nacht draußen liegen gelassen hatte.

»Füchslein«, flüsterte Magda, »da bist du ja wieder! Warte einen Moment, dann hol ich dir was zu fressen.«

Magda ging in die Küche, und der Fuchs schlich quer über den Rasen und legte sich neben einen Terrakottatopf. Offensichtlich war er völlig angstfrei.

Als Magda wenige Minuten später mit einer Handvoll Hundetrockenfutter, das sie noch von ihrem letzten Aufenthalt im Küchenschrank hatte, wiederkam, saß er immer noch da. Sie legte das Futter mitten auf den Rasen und zog sich dann vorsichtig rückwärts gehend zurück.

Vom Tisch aus beobachtete sie den Fuchs. Schon bei ihrem letzten Italienaufenthalt über Weihnachten war er beinah regelmäßig gekommen und hatte sich sein Futter abgeholt. Anscheinend brauchte er immer ein paar Tage, um zu merken, dass das Haus wieder bewohnt war.

Jetzt musst du nur noch Lukas kennenlernen, dachte Magda, dann ist die Familie komplett.

Lukas schlief noch. Als der Fuchs gefressen und sich wieder zurückgezogen hatte, holte Magda ihr Briefpapier.

Mein lieber Schatz,

stell Dir vor, Füchslein ist wieder da! Er hat es also nicht vergessen, dass wir uns Weihnachten um ihn gekümmert haben. Ich bin richtig glücklich darüber, er entwickelt sich schon fast zu einem richtigen Haustier. Vielleicht schaffe ich es ja in diesen Sommerferien, dass er sich sogar streicheln lässt. Erinnerst Du Dich noch, dass er Deinen Turnschuh geklaut hat und wir ihn erst eine Woche später im kleinen Maronenwäldchen wiedergefunden haben? Ich glaube, ich muss mir wieder angewöhnen, nachts nichts auf der Terrasse liegen zu lassen, sonst ist es am nächsten Morgen weg.

Ich werde mal zum Tierarzt in Montevarchi fahren und Entwurmungstabletten kaufen. Die mische ich ihm ins Futter. Denn der Fuchsbandwurm ist ja ziemlich gefährlich. Da kann man dran sterben, und das macht mir große Angst.

Papa hat jetzt fast die ganze Woche im Garten gearbeitet und ist schon richtig braun geworden. Jeden Tag sagt er mir, wie sehr Du ihm fehlst und wie sehr er sich darauf freut, wenn Ihr gemeinsam den toten Baum vor dem Badezimmerfenster fällen könnt. Das schafft er

allein nicht.

Wie geht es Dir? Hast Du Dich in Deinem neuen Zimmer und mit Deinen neuen Zimmergenossen gut eingelebt? Wie kommst Du mit Latein zurecht? Hast Du jemanden gefunden, der Dir Nachhilfe geben und ein bisschen helfen kann?

Ich denke viel an Dich. Versuche doch, ein bisschen mehr zu essen, Du bist so spindeldürre, das ist ja schon fast beängstigend.

Wirst Du eigentlich gleich zu Beginn Deiner Sommerferien kommen? Das wäre schön, so hätten wir noch zwei Wochen hier in Italien und könnten dann zusammen nach Berlin fahren. Ich freu mich schon so unsagbar auf Dich!!!

Ich umarme Dich, mein Süßer.

Deine Mama

Sie faltete den Brief gerade in dem Moment zusammen, als Lukas auf die Terrasse kam.

»Guten Morgen«, sagte er lächelnd und küsste Magda auf die Wange. »Ich mach mir einen Kaffee. Dir auch einen?«

»Ja, gern.«

Lukas verschwand in der Küche.

Magda schob den Brief in einen Umschlag, frankierte ihn und schrieb die Adresse darauf: Thorben Tillmann, Kolleg St. Blasien, Fürstabt-Gerbert-Str. 14, 79837 St. Blasien.

Dann legte sie den Brief zurück in die Kiste, der sie auch Briefpapier und Briefumschlag entnommen hatte.

Lukas kam mit dem Kaffee und setzte sich zu ihr.

»Was hältst du davon, wenn wir am Wochenende essen gehen? Dieses kleine, neue Restaurant in Ambra würde ich gern mal ausprobieren.«

Eine wundervolle Idee, fand Magda. Vielleicht würde sie ja dadurch endlich auf andere Gedanken kommen.

24

Stefano Topo war ein bisschen spät dran und ärgerte sich, dass die bestellte Taxe fünfzehn Minuten auf sich warten ließ. Er konnte es überhaupt nicht leiden, irgendwo zu spät zu kommen, aber noch mehr hasste er es, wenn er selbst an der Verspätung unschuldig war.

Der Taxifahrer, der schließlich vor seinem Haus hielt, war ein grimmiger Glatzkopf mit der Ausstrahlung eines Mannes, der bei einer Meinungsverschiedenheit lieber Fäuste als Argumente sprechen ließ. Topo verzichtete darauf, ihn nach dem Grund für die Verspätung zu fragen, es war jetzt wichtiger, möglichst schnell zum Teatro della Pergola zu kommen. Er öffnete die rechte hintere Tür der Taxe und wollte sich gerade setzen, als er auf dem Sitz einen pflaumengroßen, eingetrockneten Schokoladenfleck entdeckte. Angewidert zuckte Topo zurück. Zu spät kommen war schon schlimm, aber ein Fleck auf seinem anthrazitfarbenen, maßgeschneiderten Anzug schlichtweg eine Katastrophe.

Er bat den Fahrer zu warten, ging um den Wagen herum und stieg auf der anderen Seite ein.

»Bitte zum Teatro della Pergola in der Via della Pergola«, zischte er. »Und bitte fahren Sie schnell, ich hab es eilig.«

Der Fahrer grinste und drückte aufs Gas.

Stefano war ein attraktiver Mann Mitte vierzig, der nur ein einziges Ziel im Leben hatte: Karriere. Schon als Kind war ihm klar geworden, dass er eines nicht wollte: so leben wie seine Eltern. Dieses kleine Ambra, wo er in einem schmalen Haus in der Altstadt direkt neben der Kirche aufgewachsen war, ödete ihn an. Er spürte instinktiv, dass die Schule der einzige Weg war, auszubrechen und nicht in die Fußstapfen seines Vaters treten und die kleine Werkstatt am Dorfausgang übernehmen zu müssen. Er entwickelte sich zum Streber, spielte nicht im Fußballverein, nicht im Jugendorchester und nicht in der Theatergruppe, sondern lernte von früh bis spät. Nach einem glanzvollen Abitur studierte er Literatur und Theaterwissenschaften in Rom. Anschließend zog er in Florenz in eine winzige und völlig überteuerte Wohnung im vierten Stock, mit einem kleinen Balkon und einem wundervollen Blick über die Stadt. Wenn sich die Abendsonne in der Kuppel des Doms spiegelte, dann hatte Topo das Gefühl, alles richtig gemacht zu haben.

Seit zwei Jahren schrieb er Theaterkritiken für den Rundfunk und Literaturkritiken für die regionale Zeitung *La Voce della Toscana*. Er liebte es, seine Texte gedruckt zu lesen und seine Stimme im Radio zu hören. Und noch mehr genoss er es, bei Empfängen, Galaveranstaltungen und Premieren von den Künstlern der Stadt beachtet und hofiert zu werden. Stefano Topo war ein anerkannter Bürger und setzte alles daran, eines Tages zu einer florentinischen

Institution zu werden. Er hatte die Macht, Karrieren zu fördern oder zu vernichten, und seine scharfzüngigen Kritiken waren gefürchtet.

Und nun saß er in einer Taxe und war auf dem Weg zu der Premiere von »La Raganella« von Vittorio Belacci, was so viel hieß wie: Der Wetterfrosch. Eine Uraufführung und ein gefundenes Fressen für Topo, denn bei Uraufführungen wurden die Kritiken ganz besonders beachtet und überall zitiert.

Drei Minuten vor Beginn traf er im Theater ein. Er holte seine Freikarte und das Programmheft an der Kasse ab und ging direkt zu seinem Stammplatz in der vierten Reihe im Parkett. Bedauerlicherweise fehlte ihm die Zeit, im Foyer zu flanieren, aber schließlich gab es noch eine Pause und eine Premierenfeier. Genug Gelegenheit, sich zu zeigen und den ein oder anderen Prominenten zu begrüßen.

Die vierte Reihe war schon fast vollständig besetzt. Er hatte es gern, wenn alle aufstanden, damit er sich zu seinem Platz hindurchzwängen konnte, er grüßte wahllos nach links und rechts, nickte nach allen Seiten, setzte sich und schaffte es gerade noch, seine Lesebrille mit Fensterglas aus dem Etui zu fummeln und das Programmheft aufzuschlagen. Er hatte Augen wie ein Luchs, aber diese Brille war aus seinem Alltag nicht mehr wegzudenken. Sie gehörte zu ihm wie der halblange Haarschnitt und der hauchdünne Schnurrbart, dessen

Pflege ihn jeden Morgen geraume Zeit kostete. All das zusammen gab ihm das Aussehen eines eleganten, sportlichen Mannes mit einem gewissen intellektuellen Touch.

Er begann gerade damit, im Programmheft etwas Unleserliches neben die Besetzungsliste zu kritzeln, um allen in seiner Umgebung deutlich zu machen, dass er nicht zum Spaß im Theater saß, sondern um das Stück zu beurteilen, als sein Handy in der Jacketttasche vibrierte. Er sah auf dem Display, dass es ein Anruf seiner Mutter war, und knipste ihn weg. Bei aller Liebe, aber jetzt konnte er wirklich nicht telefonieren. Er würde sie morgen anrufen. Am Nachmittag vielleicht, wenn er ausgeschlafen hatte.

Topo schaltete das Handy ganz aus. Langsam wurde es dunkel im Zuschauerraum. Im Programmheft hatte er den Namen einer jungen Schauspielerin entdeckt, den er noch nicht kannte. Viviana Rossi.

Während er sich wohlig zurücklehnte, steckte er mit langsamen, ruhigen Bewegungen seine Brille wieder ins Etui und in die Jacketttasche. Er war neugierig auf den Abend und die Nacht. Alles war möglich, und die ganze Welt lag ihm zu Füßen.

Albina Topo lebte seit zweiundsiebzig Jahren in der Altstadt von Ambra, in einem nur vier Meter schmalen Haus oberhalb der Kirche. Hier war sie geboren, hier hatte sie

mit ihrem Mann Adolfo gelebt und ihren Sohn Stefano geboren. Jetzt hatte sie nur noch den einen letzten Wunsch: in diesem Haus auch zu sterben.

Als sie vor drei Jahren gespürt hatte, dass sie merklich schwächer wurde und sich ein Krebs in ihrem Inneren auszubreiten begann, hatte sie die Lust am Leben verloren. Sie wusste beim besten Willen nicht, wofür es sich gelohnt hätte zu kämpfen. Jedenfalls nicht für ihren Sohn, der in Florenz lebte, sich für etwas Besseres hielt und sie oft monatelang nicht besuchte. Im Grunde kam er nur, wenn er unbedingt musste. Zu Weihnachten oder zu ihrem Geburtstag. Dass er es nur widerwillig tat, spürte sie deutlich. Pflichtbewusst trug er seine Mutter vom Sessel auf die Toilette, bezog das Bett, kochte ihr Tee und holte ihr zum Frühstück eine Zuckerschnecke vom Bäcker. Er schaltete den Fernseher ein und räumte die Wohnung auf. Aber er redete kaum. Erzählte nichts aus Florenz, und Albina wusste nichts von ihrem Sohn. Sie fragte sich oft, ob er eine Freundin hatte, und wenn sie ihn darauf ansprach, zuckte er nur die Achseln und sagte: »Ab und zu ist da jemand, Mama. Aber nicht immer. Nichts Ernstes, nicht der Rede wert.«

Er kam ihr vor wie ein Fremder. Da kannte sie ihre Nachbarin Rosita, die Dottoressa und den Pfarrer, die regelmäßig nach ihr sahen, besser.

Albina wusste, dass Stefano ihr ab und zu etwas aus dem Portemonnaie nahm, wenn er sie besuchte, für sie

einkaufen ging oder wenn er ihre paar Euro Rente von der Post holte. Ihr letztes Hemd hätte sie ihm gegeben, wenn er sie darum gebeten hätte. Aber er tat es nicht, und nie kam ein Ton des Bedauerns für ihre ausweglose Situation über seine Lippen.

Zu Beginn ihrer Erkrankung nahm sie noch die Medikamente, die ihr verschrieben wurden, machte zweimal eine Chemotherapie und ertrug die Bestrahlungen, die ihre ganze Kraft aufzehrten. Dann hörte sie damit auf und betrat kein Krankenhaus und keine Arztpraxis mehr. Sie hatte mit diesem Leben abgeschlossen.

Jeden Abend kam Rosita, die direkt gegenüber wohnte, für eine halbe Stunde, um sie zu waschen und ins Bett zu bringen. Ab und zu las sie ihr auch etwas aus der Zeitung vor, wenn etwas Bemerkenswertes geschehen war. Rosita war zehn Jahre älter als Albina und kerngesund. Sie hatte drei Kinder, die in Mailand, Rom und Florenz lebten und regelmäßig zu den Feiertagen nach Hause kamen.

Irgendetwas habe ich falsch gemacht in meinem Leben, dachte Albina oft, der Herr straft mich für ein Vergehen, das ich nicht kenne.

In diesem Sommer, das wusste Albina, würde sie es nicht mal mehr bis vor die Tür schaffen, wo sie auf der Straße ein bisschen in der Sonne sitzen und dem Gesang von Rositas Kanarienvogel zuhören konnte. Er schaukelte in seinem kleinen goldenen Käfig vor Rositas Küchenfenster im Wind, wenn das Wetter warm genug war.

Albina liebte Vögel. Vor zehn Jahren, zwei Jahre vor seinem Tod, hatte ihr Adolfo an einem sonnigen Frühlingstag aus einer Tierhandlung in San Giovanni einen Beo mitgebracht. Dort hatte der Vogel schon anderthalb Jahre auf einen Käufer gewartet, und Adolfo konnte seinen traurigen Gesang nicht ertragen, wenn er immer und immer wieder die Türglocke nachmachte. Vielleicht ahnte er, dass nur von dort Rettung kommen konnte.

Er war ein Beo, in der Zoohandlung hatten ihn alle nur »Beo« genannt, also behielt er den Namen und hieß auch im Hause Topo »Beo«.

Sie liebte ihn von der ersten Minute an, verwöhnte ihn und redete den ganzen Tag mit ihm wie mit einem Kind oder einem Freund. Und schon bald sagte Beo »buongiorno«, wenn jemand ins Zimmer kam, und »grazie«, wenn ihm jemand ein Stück Apfel oder Pfirsich durch die Gitterstäbe schob. Er pfiff die ersten Takte der italienischen Nationalhymne und konnte blubbern und zischen wie die Espressomaschine.

Adolfo hingegen machte sich einen Spaß daraus, Beo Schimpfworte beizubringen. Außerdem fluchte Adolfo gern und viel über alles und jeden. So dauerte es nicht lange, bis Beo das Schimpfwort »stronzo« sagen konnte und die Besucher mit »buongiorno, stronzo« begrüßte. Die meisten fanden das komisch und konnten darüber lachen. Nur einer nicht: Stefano. Er fühlte sich angegriffen und beleidigt und hatte immer mehr das Gefühl, der Vogel würde ihn hassen.

Ganz schlimm wurde es, als Beo auch noch lernte, das Lachen Albinas zu imitieren.

Beo krähte, sang und plapperte in seinem Käfig oder schlief auf Albinas Schulter, und Topo hatte nicht übel Lust, ihm den Hals umzudrehen.

Am Abend brachten die unerträglichen Schmerzen Albina fast um den Verstand. Sie versuchte Stefano anzurufen, aber er ging nicht an sein Handy. Sie versuchte es immer und immer wieder, aber er hatte es ausgeschaltet und antwortete nicht. Schließlich betete Albina nur noch um die Gnade, von dem Elend in dieser Welt endlich erlöst zu werden.

Als sie noch laufen konnte, hatte sie oben in ihrem Schlafzimmer geschlafen, das einzige Zimmer, das ein kleines Fenster nach Westen hatte, von dem aus sie bis auf die Piazza gucken konnte. Das war nun alles vorbei. Topo hatte das Bett, das sie zweiunddreißig Jahre mit Adolfo geteilt hatte, zersägt und nach unten ins Wohnzimmer geschleppt, damit sie schneller ins Bad kam, ohne Treppen laufen zu müssen.

Die Piazza hatte sie jetzt schon anderthalb Jahre nicht mehr gesehen, sie konnte nur die Musik hören, wenn beim Festa della Lumaca drei Abende lang bis Mitternacht getanzt wurde. Und auch das prachtvolle Feuerwerk am letzten Abend sah sie nie mehr. Es war alles vorbei. Im Grunde war sie schon tot.

Die Sehnsucht nach ihrem verlorenen Sohn zerriss ihr

fast das Herz. Sie wollte sich wenigstens von ihm verabschieden und ihm sagen, dass sie ihn liebte. Immer geliebt hatte. In jeder Sekunde ihres Lebens.

Ihr blieb nicht mehr viel Zeit, und Stefano hörte sie nicht.

Oh Dio, dachte Albina, warum hast du mich verlassen? Die Komödie »La Raganella« war schwungvoll inszeniert, hatte klugen Wortwitz und jede Menge komischer Situationen. Topo hatte mehrmals Mühe, sich das Lachen zu verkneifen, denn er wollte sich keine Blöße geben und sein undurchschaubares Pokerface behalten. Viviana Rossi hatte zwar nur eine Nebenrolle, gefiel ihm aber ausgesprochen gut. Wenn sie sich nun auch auf der Premierenfeier ein wenig zugänglich zeigte, könnte es durchaus sein, dass er sich zu ein paar positiven Sätzen hinreißen ließe, was sonst eigentlich überhaupt nicht seine Art war.

Beim Schlussapplaus klatschte er verhalten, indem er seine Hände versteckt hinter dem Sitz des Vordermannes nur leicht bewegte und absolut lautlos gegeneinanderschlug. Niemand sollte seiner Mimik und Gestik entnehmen können, was er über das Stück dachte.

Die halbe Stunde, die jetzt begann, war für ihn die schlimmste und anstrengendste des ganzen Abends. Er musste warten. Das war etwas, was er noch nie gekonnt hatte. Möglichst elegant herumlungern, bis die Schauspieler abgeschminkt waren und auf der Feier im Foyer erschienen. Sich nicht aufdrängen, zurückhalten, erst

wenn die Schauspieler bereits ihr erstes Glas getrunken hatten, angeschlendert kommen, als hätten alle auf ihn gewartet und nicht umgekehrt.

Topo verließ das Theater und trank in einer kleinen Bar gegenüber einen Caffè corretto. Die Nacht würde lang werden, er musste munter bleiben.

Er blätterte in einer Tageszeitung, aß drei Marzipankügelchen und betrat genau eine Dreiviertelstunde später wieder das Theaterfoyer. Und erst in diesem Moment dachte er daran, sein Handy wieder einzuschalten. Fünf Anrufe in Abwesenheit zeigte das Display. Alle von seiner Mutter. Jetzt nicht, Mama, dachte er. Nicht heute Abend. Ich habe zu tun.

Es gab nicht viele Kritiker, die sich auf einer Premierenfeier blicken ließen. Die meisten vermieden es, private Gespräche mit Schauspielern zu führen, um nicht der Küngelei und Vetternwirtschaft bezichtigt zu werden, und gingen direkt nach Hause, um ihre Kritik sofort zu schreiben und noch in derselben Nacht per E-Mail zu versenden. Sie waren die unsichtbaren Halbgötter, die zwar im Parkett gesichtet wurden, sich dann aber mit dem Fallen des Vorhangs sofort in Luft auflösten.

Nicht so Stefano Topo. Er genoss den Moment, als sich bei seinem Eintreten viele Augen auf ihn richteten und er als Erstes vom Intendanten begrüßt und zu einem Glas Champagner eingeladen wurde. Er lächelte in die Runde, verteilte altmodische Handküsse und gratulierte den

Schauspielern kurz und knapp und mit den immer gleichen Worten. Dass die Hauptdarstellerin Maria Santini, die hinreißend gespielt hatte, ihn überhaupt nicht registrierte, fraß sich wie ein Tropfen Säure in seine Seele. Ein wichtiger Aspekt für seine Kritik. Wichtiger als alles, was Maria Santini an diesem Abend geleistet hatte.

Aber er hatte keine Lust, sich seine Laune durch eine eingebildete Schauspielerin, die offensichtlich keine Ahnung hatte, wer er war, verderben zu lassen, und konzentrierte sich nur noch auf die nicht sonderlich talentierte, aber blutjunge Viviana Rossi.

Am nächsten Morgen erwachte er bereits um Viertel vor zehn, weil Viviana im Schlaf seufzte und ihren Arm um seinen Hals legte, sodass er kaum noch Luft bekam. Er legte ihren Arm vorsichtig zur Seite und stand leise auf. Im Bad trank er eiskaltes Wasser direkt aus der Leitung, zog seinen Bademantel an, fuhr sich mit der Bürste durch die Haare und setzte sich im Wohnzimmer an den Computer.

Die Wut auf diese eingebildete Ziege Maria Santini saß ihm immer noch im Bauch. *Ein Griff in die Klamottenkiste* betitelte er seine Kritik und setzte darunter: *Kurioses Sommerspektakel im Teatro della Pergola mit der Schmierenkomödie »La Raganella«.* Ein Lächeln zog über sein Gesicht. Nicht nur das Stück von einem völlig unbekannten Autor, sondern vor allem Maria Santini würde er fertigmachen, das war klar, und er freute sich schon

darauf, wie überaus freundlich und zuvorkommend sie ihn bei der nächsten Gelegenheit begrüßen würde.

Sein Handy klingelte. »Unbekannte Nummer« stand auf dem Display. Topo seufzte genervt und nahm das Gespräch an. Es war Rosita. »Deine Mutter ist tot, Stefano«, sagte sie ohne Umschweife. »Am besten, du kommst so schnell wie möglich her. Ich habe noch niemandem Bescheid gesagt und lasse alles so, wie es ist, bis du hier bist.«

»Ich beeile mich«, sagte er, »aber vor heute Nachmittag kann ich nicht da sein.«

»Tu, was du willst«, meinte Rosita knapp. »Meinetwegen kannst du auch erst morgen kommen. Das musst du alles selber wissen. Ich wollte dich nur informieren.«

»Danke, Rosita.«

Er knipste das Handy aus und hatte Lust, es gegen die Wand zu schleudern. Das passte ihm alles gar nicht. Um zwölf musste er im Sender sein und die Kritik aufs Band sprechen, das ließ sich nicht aufschieben. Verdammt. Die Zeit war sowieso schon knapp, und jetzt saß ihm auch noch seine tote Mutter im Nacken.

Er versuchte, den Gedanken an sie zu verdrängen, und schrieb weiter: *Eins muss man dem Theater lassen: Die Technik hat sich wirklich Mühe gegeben. Auf der Bühne zucken Blitze, Donner grollt, Regen prasselt gegen die Scheiben des Apartments, und man wünscht sich, der*

Himmel möge seine Schleusen öffnen und eine Sintflut schicken, die alles verschlingt: dieses ganze unsägliche Stück, die klägliche Inszenierung, den farblosen Hauptdarsteller Renzo Mauro und die jämmerliche Protagonistin Maria Santini …

Topo hörte seine Kritik im Autoradio um fünfzehn Uhr auf dem Weg nach Ambra. Zu diesem Zeitpunkt verließ er gerade die Autobahn an der Abfahrt Valdarno und ergötzte sich wie immer an seiner wohlklingenden Stimme, seiner deutlichen Aussprache und der Sprachmelodie, die er einzigartig fand. Keine Stimme war so männlich herb und gleichzeitig so sensibel sanft wie seine eigene, da klang sogar jeder Verriss wie Musik.

Viviana hatte er nach Rositas Anruf binnen weniger Minuten geweckt und aus seiner Wohnung befördert. Sie war etwas verstört über den hastigen Rauswurf, aber das war ihm egal, er hatte ohnehin nicht vor, sie wiederzusehen. Sein Dank für die vergangene Nacht waren ein paar unbedeutende, aber freundliche Sätze in der Kritik, die er gerade jetzt hörte. Er musste lächeln. Ciao, Viviana, vielleicht laufen wir uns noch einmal über den Weg, ansonsten habe ich deinen Namen und die Erinnerung an die Nacht mit dir sicher schon nächste Woche vergessen.

Die Kritik war zu Ende, und schlagartig fiel ihm wieder ein, was er jetzt alles vor sich hatte. Ihm grauste regelrecht davor, er fürchtete sich vor dem Anblick seiner Mutter.

Eine halbe Stunde später hatte er sein Elternhaus in Ambra erreicht.

»Buongiorno, stronzo«, kreischte Beo, als er ins Zimmer kam. Topo versuchte, den Vogel zu überhören und zu übersehen.

Albina Topo lag in ihrem Bett auf dem Rücken, die Hände über der Brust gefaltet und den Blick starr zur Decke gerichtet. Sie sah aus wie aufgebahrt, und Topo überlegte einen Moment, ob dies Rositas Werk war oder ob sich seine Mutter zum Sterben wirklich so zurechtgelegt hatte. Ein eigentümlich säuerlicher Geruch ging von ihr aus, der Topo davon abhielt, sich noch einen Augenblick neben sie zu setzen.

Er öffnete das Fenster, rief die Dottoressa an und bat sie, sofort zu kommen.

Dann setzte er sich in die andere Ecke des Zimmers, betrachtete aus der Entfernung ihre ruhige Gestalt und bemitleidete sich selbst. Ich habe keine Mutter mehr, dachte er pathetisch, den Schoß, der mich gebar, gibt es nicht mehr. In kurzer Zeit wird ihr Körper zu Staub zerfallen, wird von Maden gefressen, wird verfaulen und sich gänzlich auflösen. Ich habe keine Mutter mehr, ich bin jetzt wirklich allein. Meine letzte Verbindung zu dieser Welt ist abgerissen, ich schwebe im luftleeren Raum. Es gibt niemanden mehr, der mich auffangen und trösten kann, und obwohl ich ihren Rat schon jahrelang nicht mehr eingeholt habe, ist es ein merkwürdiges Gefühl, dass ich das jetzt

auch nicht mehr tun könnte. Ich vermisse dich, Mutter, ich vermisse die Vorstellung, dass du in diesem Haus immer anzutreffen bist, egal, wann ich komme. Dein Fehlen reißt mir den Boden unter den Füßen weg, nimmt mir meine ganze Sicherheit.

Topo steigerte sich derart in diese schwülstigen Gedanken hinein, dass ihm die Tränen in die Augen traten, was er wundervoll fand. Was für ein großes Gefühl, dachte er, was für ein existenzieller Moment! Der Abschied von meiner Mutter. Ein einschneidenderes Erlebnis konnte es für einen Menschen nicht geben.

Merke dir diese Trauer, diesen Kummer, diese Leere in dir, mahnte er sich, es macht dich reicher, vielleicht kannst du eines Tages darüber schreiben.

Zehn Minuten später kam die Dottoressa, gefolgt von Rosita, die Topo stumm in den Arm nahm. Topo schluchzte einmal kurz auf. In diesem Fall ist weniger mehr, dachte er, und dankte Rosita für ihre aufopfernde Hilfe in den letzten Monaten.

Die Dottoressa untersuchte Albina und stellte den Tod fest. Albina war ihrer Krebskrankheit erlegen, daran gab es gar keinen Zweifel.

Sie hatte keine Einwände dagegen, dass Topo den Bestatter Ivo bestellte.

Ivo kam mit seinem Mitarbeiter um halb acht. Wie immer stotternd und bleich, aber übereifrig, was aus dem

Glücksgefühl resultierte, dass es wieder jemanden zu beerdigen gab. Jeden Tag betete er, dass der Tod nach Ambra kommen möge, und es erfüllte ihn mit tiefer Dankbarkeit, wenn der Herr sein Flehen erhört hatte.

Topo besprach mit ihm die Formalitäten der Beisetzung, die bereits am nächsten Tag stattfinden sollte, und dann trugen Ivo und sein Kollege den grauen Kunststoffsarg aus dem Haus.

Die Nachbarn sahen schweigend zu, wie der Sarg im Leichenwagen verschwand, und Topo bekreuzigte sich stumm, obwohl er das letzte Mal gebetet hatte, als er noch keine zehn Jahre alt gewesen war.

Ihm war flau im Magen, und er beschloss, erst einmal essen zu gehen, bevor er die Habseligkeiten seiner Mutter durchsehen, wegwerfen oder verschenken würde.

25

Es war eine warme Nacht. Im Innenhof des »Alla corte di Bacco« saß man wunderbar windstill unter riesigen hellen Sonnenschirmen. Magda und Lukas hatten sich zusammen ein Bistecca Fiorentina, ein riesiges Rindersteak, bestellt, das fast blutig gegessen wird. Dazu aßen sie weiße Bohnen und Salat und tranken einen Rosso di Montepulciano.

Magda bemerkte den gepflegten und attraktiven Mann am Nachbartisch, der sorgfältig die Speisekarte studierte, sofort. In einem Ort wie Ambra war er eine auffällige Erscheinung. Er sah nicht aus wie ein Tourist, und Magda überlegte, was ein Italiener wie er hier zu suchen hatte.

Er spürte, dass sie ihn musterte, und als er von seiner Karte aufsah und sich ihre Blicke trafen, spielte ein leichtes Lächeln um seine Mundwinkel.

Auch Topo fand die Signora, die offensichtlich Kontakt mit ihm suchte, durchaus interessant. Eine äußerst reizvolle Situation, zumal sie nicht allein im Restaurant war, sondern zusammen mit ihrem Mann.

Lukas hatte am Tresen einen Prospekt über die unterschiedlichsten Veranstaltungen in dieser Gegend in diesem Sommer gefunden. Kino, Theater, Oper, Konzerte,

alles »sotto le stelle«, also unter freiem Himmel auf Plätzen oder in den Parks einzelner Weingüter. Sie diskutierten, wo es sich lohnen würde hinzugehen, und Lukas bekam von dem Herrn am Nachbartisch, der in seinem Rücken saß, nichts mit.

Aber Magda ließ die Spannung zu dem Fremden nicht abreißen.

Schließlich bezahlte Topo, der nur ein einfaches Pastagericht gegessen hatte, stand auf und trat mit einer leichten Verbeugung zu Magda und Lukas an den Tisch.

»Verzeihen Sie, wenn ich störe«, sagte er und lächelte charmant, »mein Name ist Stefano Topo, könnte es sein, dass wir uns schon einmal irgendwo begegnet sind?«

Magda fand die Kontaktaufnahme nicht besonders originell, aber es faszinierte sie, dass er langsam und deutlich sprach. Außerdem war der Klang seiner Stimme warm und wohltuend.

»Das kann sein«, sagte sie und bemühte sich, keine grammatikalischen Fehler zu machen, »wir wohnen auf La Roccia und sind mehrere Wochen im Jahr hier. Vielleicht sind wir uns ja mal in der Bar, auf der Piazza oder auf dem Markt begegnet.«

»Das kann natürlich sein. Sie wohnen auf La Roccia? Das ist ja interessant. Ich habe mich immer gefragt, was aus dem Anwesen geworden ist. Als ich Kind war, war ich oft dort und habe Maronen gesammelt. Das Haus gehörte

damals dem Bruder meines Großvaters.«

Als er das sagte, fasste Magda intuitiv Vertrauen zu ihm.

»Aber jetzt will ich Sie nicht weiter stören.« Er zog eine Visitenkarte aus seiner Brusttasche. »Wenn Sie Lust haben, melden Sie sich doch mal. Ich würde mich freuen.«

»Mir geht es ganz genauso. Und wenn Sie Zeit haben, kommen Sie doch mal auf La Roccia vorbei! Dann können Sie sehen, was aus dem ehemaligen Anwesen Ihres Großvaters geworden ist.«

»Des Bruders meines Großvaters …«, korrigierte Topo.

»Natürlich. Entschuldigen Sie. So perfekt bin ich nicht im Italienischen.«

»Sie sprechen fantastisch!«

»Danke.« Magda fühlte sich wirklich geschmeichelt und fügte hinzu: »Also kommen Sie gerne mal vorbei. Ich meine das ernst, es würde mich wirklich freuen.«

Topo reichte ihr die Hand. »Passen Sie auf, was Sie sagen, Signora: Ich nehme Sie beim Wort. - Einen schönen Abend noch.«

Lukas und Topo schüttelten sich stumm die Hände, dann verließ Topo das Restaurant. Mit geschmeidigem Gang und hoch erhobenen Hauptes.

26

Topo hatte nicht gedacht, dass seine Mutter so viele Freunde und Bekannte hatte und dass so viele zur Beerdigung kommen würden. Aber das war so ziemlich das Einzige, was er bewusst registrierte. Seine Gefühle, die am vergangenen Abend vollkommen überraschend und durchaus beeindruckend beim Anblick der Leiche seiner Mutter über ihn hereingebrochen waren, waren vollkommen verschwunden. Er ließ die Beerdigungszeremonie, das Händeschütteln und das nicht abreißen wollende Kondolieren über sich ergehen wie einen lästigen Termin.

Er war heilfroh, als er sich gegen Mittag in sein Elternhaus zurückziehen konnte. Dort begann er Schrank für Schrank durchzusehen und auszumisten. In riesigen, mannshohen Müllbeuteln verschwanden nicht nur zerschlissene Bettwäsche, harte und ausgefranste Handtücher und zwanzig Jahre alte Tischdecken, sondern auch die Röcke, Blusen und Jacken seiner Mutter sowie die gesamte Unterwäsche, ihre Schuhe, Strümpfe und Taschen. Er stopfte den Inhalt der Schränke in einem derartigen Tempo in die Säcke, als wolle er binnen weniger Stunden jede Erinnerung auslöschen. Im Haus sollte nicht mehr zu erkennen sein, wer hier Jahrzehnte gewohnt hatte.

Nur für die persönlichen Briefe und Fotoalben nahm er sich ein bisschen Zeit. Mein Gott. Jahre hatte er die Fotos nicht mehr gesehen und keinen Gedanken verschwendet an seinen Vater, seine Großeltern, Onkel und Tanten. Sein Vater und die Eltern seiner Mutter waren tot, die Mutter seines Vaters wollte mit dem Rest der Familie nichts mehr zu tun haben und lebte von einer kleinen Rente in einer Zweizimmerwohnung in Bologna. Sein Onkel, der Bruder seiner Mutter, wohnte mit seiner dritten Frau in Perugia, die Schwester seines Vaters mit ihrem Mann in Neapel. Er hatte sie alle nicht über den Tod seiner Mutter benachrichtigt. Das wurde ihm erst jetzt bewusst. Sobald sie es erführen, würden sie es ihm übel nehmen. Nur einen Augenblick hatte er ein schlechtes Gewissen, aber dann schob er den Gedanken weit von sich fort. Es waren alles Idioten. Stumpfsinnige, beschränkte Gemüter mit einem Wortschatz, der gerade mal zum Begrüßen, Verabschieden und zum Reden übers Wetter reichte. Sie waren laut, primitiv und leicht erregbar, und auf jedem Familientreffen gab es Krach. Man konnte die Uhr danach stellen. Spätestens nach zwei Stunden ging der Streit los.

Nein, er hatte es völlig richtig gemacht, niemanden zur Beerdigung einzuladen, er wunderte sich sowieso, dass er diese Familie halbwegs unbeschadet überstanden hatte, drei und drei zusammenzählen konnte und seinen Horizont übers Treckerfahren hinaus erweitert hatte. Er beschäftigte sich nicht nur mit kalt gepresstem Olivenöl und jungem Wein, sondern auch mit Dante, Petrarca und Boccaccio.

Ich will das alles nicht mehr, dachte er. Ich werde das Haus verkaufen, und dann sieht mich Ambra nie wieder.

27

Die nächsten Tage waren ruhig. Donato Neri rief nur ein einziges Mal an, um sich zu erkundigen, ob Magda irgendetwas von ihrem Mann gehört hätte.

»Sie wären der Erste gewesen, dem ich Bescheid gesagt hätte«, erwiderte sie, und Neri dachte, dass dieser Anruf zwar nicht eine Dummheit, aber zumindest nicht notwendig gewesen war.

Lukas band die Rosen hoch und fragte sie, ob er den Garten bepflanzen solle. Ein so wunderbares Stückchen Land mit fantastischer Erde wäre einfach zu schade, um brachliegen zu bleiben.

Aber Magda lehnte ab. »Lass mal, das mach ich schon allein«, meinte sie schnell. »Ich arbeite gern im Garten. Das entspannt mich ein bisschen.«

Magda hatte zum Mittagessen zwei Gläser Wein getrunken und war müde. Sie lag im Sessel und schlief.

Lukas schlenderte ums Haus und guckte sich um, ob es irgendwo etwas Sinnvolles für ihn zu tun gäbe.

Es war windig geworden, und das Olivenbäumchen, das Magda gepflanzt hatte, schwankte bedenklich. Manchmal legte es sich so weit auf die Seite, dass Lukas schon glaubte, es wäre abgebrochen. Offensichtlich hatte Magda

es nicht tief genug eingepflanzt und auch schlecht angegossen und bewässert, denn der Wurzelballen ragte aus der umliegenden Erde heraus, und der Baum hatte dadurch kaum Stabilität. Er überlegte, ob er es ausgraben und tiefer einpflanzen sollte, aber dazu hatte er wenig Lust. Erst einmal wollte er es mit einer Holzstange probieren, die dem Bäumchen Halt geben würde.

Lukas suchte die ganze Werkstatt nach einem Pfahl ab, aber er fand keinen, der geeignet gewesen wäre, den Baum langfristig abzustützen. Daher setzte er sich kurzerhand ins Auto und fuhr nach Ambra ins Consorzio. Pfähle gab es dort in jeder Länge und Stärke. Lukas kaufte fünf Stück. Zwei Meter fünfzig lang und mit einem Durchmesser von fünf Zentimetern.

Wieder auf La Roccia holte er einen schweren Vorschlaghammer aus dem Magazin und machte sich an die Arbeit. Es war schwierig, mit einer Hand den Pfahl zu halten und mit der anderen den schweren Hammer zum Schlagen zu benutzen, und einen Moment überlegte er, ob er Magda holen solle, damit sie ihm helfen und den Pfahl halten könnte - aber dann tat er es doch nicht. Sie schlief, und er wollte sie nicht wecken. Er brauchte fünf Schläge, bis der Pfahl zumindest oberflächlich so weit in der Erde steckte, dass er ihn loslassen und den Hammer mit beiden Händen halten konnte. Er trieb den Pfahl ungefähr dreißig oder vierzig Zentimeter tief, dann spürte er einen erheblichen Widerstand. Da die Stabilität noch lange nicht ausreichte, schwang er den Hammer und schlug mit aller

Kraft zu. Dreimal, und plötzlich - als er schon aufgeben und eine andere Stelle probieren wollte - war der Widerstand gebrochen, und der Pfahl fuhr in die Tiefe. Beinah butterweich.

Lukas war zufrieden und band das Bäumchen an ihm fest.

Erst am Abend klopfte Lukas bei Magda an die Tür.

»Magda?«, rief er leise und vorsichtig. »Ist alles in Ordnung?«

»Ja. Warum?«

»Weil es schon fast acht ist.«

Sie setzte sich auf und gähnte herzhaft. »Ich komme gleich nach draußen. Einen Moment.«

Sie zog sich Jeans und eine leichte Bluse an und legte sich eine warme Jacke um die Schultern. Noch war es warm, aber draußen auf der Terrasse bereits kühl. Vor allem, wenn die Sonne untergegangen war.

Als Magda aus dem Haus kam, öffnete Lukas gerade eine Flasche Wein. Magda setzte sich und nahm Topos Visitenkarte in die Hand, die immer noch auf dem Tisch lag.

»Er wohnt in Florenz«, sagte sie. »Offensichtlich ist er hier nur zu Besuch. Aber irgendwie freut es mich, dass er uns besuchen will.«

Lukas schenkte ein. »Er will was von dir. Er findet dich toll, und das zeigt er ziemlich deutlich. Ich finde das ganz schön dreist.«

»Das glaub ich nicht.«

»Doch. Er versucht noch nicht mal, es zu verbergen, und ich bin nicht blind.«

»Lukas, du bist ja eifersüchtig!« Magda lachte. »Das musst du nicht sein. Ich habe nicht vor, mich von ihm verführen zu lassen, aber ich habe Lust, mich mit ihm zu unterhalten.«

»Warum?«

»Weil ich gerne die Gelegenheit nutze, italienisch zu sprechen. Und zwar nicht nur übers Wetter und übers Essen. Er scheint ein gebildeter Mann zu sein, und vielleicht kann man bei einer gepflegten Unterhaltung nicht nur seinen sprachlichen Horizont erweitern.«

Lukas sagte nichts dazu, konnte nichts dazu sagen, aber er war verärgert. Für ihn war Topo ein aufgeblasener Lackaffe. Er wusste nicht, woher dieses diffuse Gefühl kam, und Magda würde es ihm auch nicht glauben, also schwieg er lieber, um sie nicht wütend zu machen.

Sie prosteten sich zu. Magda nippte nur an ihrem Wein.

»Komm …«, Lukas nahm ihre Hand. »Mach dir keine Gedanken mehr über diesen Typen. Lass uns den Abend genießen.«

Wenige Minuten später klingelte Lukas' Handy. Er ging vor dem Haus auf und ab, während er telefonierte.

»Nein, Mutter, Johannes ist noch nicht aus Rom zurück.«

In Berlin zog sich Hildegards Herz zusammen. Sie hatte die ganze Zeit gehofft, dass Johannes reumütig, aber gesund wiedergekommen war. Doch mit diesem Satz zerschlugen sich all ihre Hoffnungen, und die Angst war wieder da.

»Mein Gott, Lukas! Ich versuche ständig, ihn über sein Handy anzurufen, aber ich höre immer nur die Mailbox. Da muss doch was passiert sein!«

»Mach dich nicht verrückt, Mutter. Die Polizei ist eingeschaltet, wahrscheinlich haben sie auch ihre Kollegen in Rom informiert und werden schon Mittel und Wege finden, ihn zu suchen. Aber gehört haben wir noch nichts, gar nichts, obwohl Magda jeden Tag mit den Carabinieri telefoniert.«

Hildegard Tillmann schwieg. Die Stille in der Leitung machte ihr Entsetzen deutlich. Dann fing sie leise an zu weinen.

»Mama, bitte.« Immer wenn seine Mutter weinte - und das war in seiner Jugend nicht oft vorgekommen -, war Lukas vollkommen hilflos. »Die Situation ist merkwürdig, das stimmt, aber noch ist nichts verloren. Keine Nachricht ist eine gute Nachricht. Das sagst du selber immer.«

»Ich bin froh, dass du dort bist«, flüsterte Hildegard.

»Bitte such ihn, Junge! Versuche das Menschenmögliche, überlass nicht alles der Polizei, ja?«

»Natürlich. Was glaubst du, was wir hier tun? Jeder verdammte Gedanke kreist um Johannes, Magda ist zu einem normalen Leben ja gar nicht mehr in der Lage!«

»Das kann ich mir vorstellen. Bitte, ruf mich sofort an, wenn du irgendetwas hörst. Bitte, Lukas.«

»Natürlich mach ich das. Ist doch klar.«

Seine Mutter legte auf. Lukas knipste das Gespräch weg und kam zurück zu Magda an den Tisch.

»Meine Mutter macht sich fürchterliche Sorgen.«

Magda nickte.

Lukas schwieg. Langsam ging es ihm auf die Nerven, dass die Frage, wo Johannes abgeblieben war, über allem schwebte. Manchmal hatte er das Gefühl, dass er anwesender war, als wenn er abends mit am Tisch gesessen und darüber geredet hätte, ob man La Roccia nicht doch lieber einzäunen sollte. Schon allein um auszuschließen, dass man in den Herbst- und Wintermonaten morgens aus dem Haus trat und einem Jäger gegenüberstand, der gerade das Gewehr auf einen Vogel richtete, der auf dem Dach saß.

Aber Johannes war nicht da, und dass er ihnen dennoch seit Tagen die Gedanken diktierte, machte Lukas wütend.

Magda stand auf, ging ein paar Schritte und trat aus dem

Lichtschein der Lampe. Sie stand unbeweglich da und starrte in die Nacht, auf den dunklen Wald, als erwarte sie jeden Moment, dass ein Licht in der Finsternis auftauchen und näher kommen würde.

Lukas sagte kein Wort und wartete. Ewig. So kam es ihm jedenfalls vor, und dann hielt er es nicht mehr aus, ging zu ihr und legte den Arm um sie.

Sie ließ es zu, rührte sich nicht und entzog sich ihm auch nicht. Er hielt sie fest, verstärkte leicht den Druck, um ihr zu signalisieren, ich bin da, ich bin an deiner Seite, was auch geschieht.

Dann wagte er es. Zog sie sanft zu sich heran, um sie zu küssen. Aber sie drehte sich weg.

»Nein«, sagte sie, »bitte nicht. Ich werde ihn nicht betrügen, Lukas. Niemals.«

Damit ließ sie ihn stehen und ging wieder ins Haus.

Lukas schämte sich dafür, aber er wünschte sich in diesem Moment nichts sehnlicher, als dass sein Bruder niemals zurückkehren möge.

28

Magda erwachte um zehn nach sieben mit Kopfschmerzen. Als sie versuchte, sich auf den Rücken zu drehen, um sich zu entspannen, spürte sie, dass der gesamte Nacken-Schulter-Bereich vollkommen verspannt und vermutlich die Ursache der Kopfschmerzen war. Sie stand auf, ging unter die Dusche, aber es wurde nur unwesentlich besser. Mit Mühe trocknete sie sich ab und bekam anschließend kaum die Arme hoch, um sich das T-Shirt über den Kopf zu ziehen.

Als sie einen Kaffee getrunken hatte, war ihr Kopf klarer, aber sie konnte nur unter Schmerzen den Hals bewegen.

»Ich fahre nach Rapolano in die Therme«, sagte sie zu Lukas. »Da werde ich im warmen Wasser schwimmen und mich massieren lassen. Was ist? Hast du Lust mitzukommen?«

Lukas winkte ab. »Oh nein, bitte nicht. Bäder, Sauna …, das ist alles nichts für mich.«

»Auch keine Massagen?«

»Auch nicht. Dieser ganze Wellness-Fitness-Kram kann mir gestohlen bleiben. Ich glaube, ich nutze eher die Zeit und mähe den Rasen.«

»Tu das«, erwiderte Magda. »Aber weißt du, was mir

noch viel mehr auf den Nägeln brennt? Nimm mir jetzt bitte nicht übel, dass ich das sage, aber das Magazin geht mir auf die Nerven. Da kommt man kaum noch durch. Könntest du da ein bisschen aufräumen?«

»Okay«, meinte Lukas, »kein Problem. Mach ich gerne. Vielleicht baue ich dir auch noch für die Ecke zwischen Waschbecken und Werkbank ein kleines Regal. Die Lücke stört dich doch, oder?«

»Du bist ein Schatz. Danke.«

»Wie lange bleibst du weg?«

»Bis heute Abend. Ich schätze, dass ich um sieben wieder hier bin.«

Lukas nahm sie zum Abschied kurz in den Arm, dann stieg Magda ins Auto und fuhr davon.

Einen ganzen Tag allein auf La Roccia. Neun Stunden ohne Magda. Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit, und er fürchtete sich vor der Leere. Ohne sie bedeutete ihm nichts etwas. Das Haus, der Blick, das Grundstück - alles war ihm gleichgültig, als wäre nur sie in der Lage, diesem Fleckchen Erde eine Seele einzuhauchen.

Unschlüssig schlenderte er über das Grundstück. Die Luft erschien ihm milchig trüb, die Pflanzen ohne Farbe und Kraft, das Haus hart und kalt. Nichts hat einen Sinn ohne sie - das wurde ihm jetzt zum ersten Mal ganz deutlich

bewusst. Es waren diese Kleinigkeiten: die Gewissheit, dass sie morgens am Frühstückstisch und abends auf der Terrasse sitzen würde. Mit ihrer Ruhe und diesem Lächeln, das einzigartig war.

Er betrat das Magazin mit seiner Kühle, seiner Dunkelheit und empfand das Chaos um ihn herum beinah als angenehm. Aber es war ein Chaos, das Johannes verursacht hatte, und er wusste, dass ihm das Aufräumen schwerfallen würde. Daher nahm er zuerst Maß für den kleinen Zwischenschrank und stieg dann in das Auto seines Bruders, um nach Arezzo zum Baumarkt zu fahren. Dort konnte er zugeschnittenes Holz, die passenden Schrauben, Scharniere und all das kaufen, was er brauchte, um ihr eine Freude zu machen.

Massimo arbeitete seit vier Tagen zusammen mit seinem Cousin im Olivenhain, um das Gras zwischen den Bäumen zu schneiden und die Oliven mit Kupfersulfat zu spritzen, eine ökologisch unbedenkliche Vorbeugung gegen Schädlinge, die die Pflanzen allerdings blau färbte.

Aber gestern Abend hatte sein Cousin angerufen. Er war von der Leiter gefallen, hatte sich das Sprunggelenk verstaucht und brauchte einige Tage Ruhe.

»Ich fahre heute nach La Roccia und kümmere mich um den Garten«, sagte Massimo zu Monica zwischen Tür und Angel, »versprochen ist versprochen, und der Zeitpunkt ist

günstig. Ich kann das ja nicht ewig aufschieben, wenn die beiden noch irgendetwas von ihrem Garten haben wollen.«

»Magda. Nicht die beiden. Meines Wissens ist Johannes noch nicht wieder da.«

»Wie auch immer«, grunzte Massimo. »Spätestens heute Abend bin ich wieder zurück.«

Als er den Wagen startete und vom Grundstück rollte, dachte Monica wie schon oft, dass sie sich glücklich schätzen konnte, einen so wunderbaren Mann zu haben. Nicht einen, der sich einfach so aus dem Staub machte wie Johannes.

Massimos Wagen sah aus wie ein Ersatzteillager. Kettensäge, Motorsense, Werkzeugkasten, Spaten, Harke, Hacke, Rechen, Machete, Vorschlaghammer … er hatte alles dabei.

Als er hinter Solata über die Bergkuppe gefahren war, sah er, dass kein Wagen vor dem Haus stand. Im ersten Moment war er unsicher, ob er die Arbeit überhaupt machen sollte, denn kein Auto vor der Tür bedeutete, dass Johannes wieder da war. Schließlich konnte Magda nicht mit beiden Wagen gleichzeitig gefahren sein - aber dann verdrängte er den Gedanken. Johannes' Urlaub war so kurz, sicherlich war er dankbar, wenn er seine knappe Zeit nicht mit Unkrautvernichtung und Umgraben verbringen musste.

Massimo parkte seinen Wagen direkt vor der Terrasse,

ging einmal ums Haus herum und rief laut nach Magda. Nichts rührte sich, La Roccia lag völlig verlassen da.

Also holte Massimo Spaten und Harke aus dem Wagen und ging zum Gemüsegarten, um sich an die Arbeit zu machen.

Magda ließ sich im warmen Wasser treiben. Ihre Schulter entspannte sich, sie spürte regelrecht, wie ihr inneres Gleichgewicht zurückkehrte, und fragte sich gleichzeitig, warum sie nicht schon viel öfter nach Rapolano gefahren war, um sich einfach nur mal um ihr Wohlbefinden zu kümmern. Der Stress fiel von ihr ab wie eine bleierne Weste, und sie genoss jede Bewegung. Vielleicht war es gut, dass Lukas nicht mitgekommen war. So konnte sie sich besser auf ihre eigenen Bedürfnisse konzentrieren und musste nicht dauernd fragen: Wollen wir jetzt etwas trinken, möchtest du noch einmal in die Sauna, was hältst du von einem kleinen Fitness-Parcours, oder wollen wir uns erst einmal eine Massage gönnen? Sie konnte alles ganz allein und nur für sich entscheiden, und das war ein herrliches Gefühl.

Als sie spürte, dass das warme Wasser nicht mehr nur angenehm war, sondern eine undefinierbare Art von Beklemmung auslöste, stieg sie aus dem Becken. Sie duschte kurz, trocknete sich ab und legte sich im Bademantel auf eine Liege im Ruheraum. Durch die großen Panoramafenster hatte sie einen weiten Blick über

die Crète, über einsame Podere, einzelne Zypressen und scheinbar verloren gegangene Schafherden.

Das warme Wasser hatte sie müde gemacht, und sie schlief ein.

Die Untätigkeit machte Donato Neri verrückt. Das Gespräch mit Gabriella über den verschwundenen Signore Tillmann hatte er nicht vergessen, und es nagte an seiner Seele. Vor zwei Tagen war er zum Bahnhof nach Montevarchi gefahren, und die Ticketverkäuferin erinnerte sich sogar daran, dass eine deutsche Frau für ihren Mann ein Biglietto nach Rom gekauft und noch ein Riesentheater veranstaltet hatte, weil um zehn Uhr fünfzehn kein Zug fuhr und ihr Mann eine Stunde warten musste.

Er konnte nichts mehr tun, er wusste einfach nicht, wo er mit seinen Ermittlungen noch ansetzen sollte, aber wenn Gabriella mit ihren Vermutungen recht hatte, konnte er die Angelegenheit nicht einfach auf sich beruhen lassen.

»Liegt irgendetwas Dringendes vor?«, fragte er Alfonso so gegen elf in der Wache, »oder kann ich mal für eine Stunde weg? Ich muss unbedingt was besorgen.« Von zwölf bis eins war Mittagspause, er hatte also zwei Stunden. Genug Zeit, um La Roccia einen Besuch abzustatten.

Alfonso sah ihn an, als hätte er eine Erscheinung gehabt. »Hast du hier schon jemals etwas Dringendes erlebt? Ich

nicht. Also fahr, und sei um eins wieder da. Ich geh dann heute Abend'ne Stunde früher.«

Neri grinste, nahm seine Mütze und verließ die Polizeistation.

Massimo hatte im Gemüsegarten an der linken, dem Haus abgewandten Seite zu graben begonnen. Dort, wo Bingo begraben lag und der Garten jetzt, zur Mittagszeit, noch im Schatten war. Aber er kam mit der Arbeit langsamer voran, als er dachte. Die harte, ausgetrocknete Erde machte ihm zu schaffen. Er wusste, dass es ihn viel Zeit kosten würde, aber dennoch begann er die Steine abzusammeln, um sie an einer Ecke des Gartens zu einem Haufen aufzuschichten.

So merkte er gar nicht, dass sich jemand dem Garten näherte, und zuckte regelrecht zusammen, als Neri ihn ansprach.

»Buongiorno, Massimo«, sagte Neri und grinste. »Hab ich dich erschreckt?«

«Ja, natürlich! Wenn du auf mich zukommst, erschrecke ich mich immer!« Jetzt grinste Massimo auch.

Die beiden reichten sich die Hand. »Salve«, murmelte Massimo. »Was treibt dich denn in diese einsame Gegend?«

»Ich wollte eigentlich die Signora sprechen.«

»Die ist nicht da. Niemand ist hier, alles wie ausgestorben. Was hat die Signora denn verbrochen?«

»Nichts. Ich ermittle in Sachen ihres Mannes. Weil er verschwunden ist.«

»Oh Dio! Das hört sich aber dramatisch an, findest du nicht? Unter uns, Donato, ich glaube, er ist mit einer andern Frau durchgebrannt. Das ist alles. Nicht gerade die feine Art, aber was willst du machen?«

»Weißt du denn was Genaues?«

Massimo schüttelte den Kopf. »Nein. Leider nicht.«

»Sie hat eine Vermisstenanzeige aufgegeben. Und darum will ich der Sache nachgehen.«

Massimo nickte. »Mach das, Donato, mach das. Kann ja nicht schaden.«

Neri legte auf dem Rücken seine Hände ineinander, drückte die Brust raus und sah sich um. »Schönes Grundstück«, sagte er. »Ein bisschen wüst und ungepflegt, aber doch sehr schön.«

»Deswegen helfe ich ihr auch ein bisschen. Solange ihr Mann nicht da ist, schafft sie das allein ja alles gar nicht.«

»Ein hübsches Olivenbäumchen hat sie da«, meinte Neri, »sehr niedlich.«

»Die gibt's im Moment bei Ipercoop als Sonderangebot. Stück zwanzig Euro. Ich überlege auch, ob ich mir ein paar

hole.«

»Aber sie hat es dilettantisch eingepflanzt«, fachsimpelte Neri, »grauenvoll! So macht man das nicht, und so wird es auch nichts. Der arme Baum steht ja fast auf einem Berg! Du solltest es neu einpflanzen, Massimo. Mit Gießkranz, wie es sich gehört!«

Magda hatte eine halbe Stunde im Liegestuhl geschlafen, war dann zur Massage gegangen und fühlte sich erfrischt und so locker wie schon lange nicht mehr. Sie konnte schmerzfrei ihre Schulter bewegen und hatte ein warmes, wohliges Gefühl, als läge ein Heizkissen auf ihrem Rücken.

Daher hatte sie auch keine Lust, noch einmal ins Thermalbad zu gehen, sondern beschloss, nach Hause zu fahren. Es war wesentlich schöner, seine Zeit auf La Roccia zu verbringen, als in Rapolano.

Sie ging in die Umkleidekabine, zog sich an und verließ das Thermalbad.

Magda brauchte fünfzehn Minuten bis zur Abfahrt »del Grillo«, zehn weitere Minuten bis nach Ambra, und dort bog sie auf die kurvige Bergstraße nach Cennina ab.

Sie fuhr langsam, genoss den Tag, die Gegend und das Gefühl absoluter Freiheit. Das Leben war großartig, und das war ihr in diesem Moment sehr bewusst.

In Solata, direkt vor der Abbiegung nach La Roccia, versperrte ein Gaswagen die Straße, der das Haus an der Ecke, in dem vier ständig kläffende Hunde lebten, mit Gas belieferte. Ein Durchkommen war unmöglich, rechts und links von dem riesigen Laster waren höchstens noch dreißig Zentimeter Platz.

Magda stieg aus dem Auto.

Der Fahrer saß im Führerhaus und telefonierte.

»Buongiorno«, grüßte Magda, aber der Fahrer reagierte nicht. »Wie lange brauchen Sie noch?«, fragte sie.

Der Fahrer winkte nur ab und telefonierte weiter.

Okay, dachte Magda, warten wir's ab. Ich hab's nicht eilig.

Da ihr die Pumpe des Gaslasters auf die Nerven ging, schob sie eine CD von Tracy Chapman in den CD-Player, drehte die Musik laut und schloss die Augen.

Es dauerte noch zehn Minuten, dann war der Gaslaster fertig, und Magda konnte vorbeifahren.

Direkt hinter der alten Eiche, wo die Straße ihren höchsten Punkt hatte, blieb sie stehen und starrte ungläubig auf ihr Haus.

Zwei Autos standen vor der Tür. Das von Massimo und ein Wagen der Carabinieri.

Und neben dem Haus sah sie Neri, der mit einer Hacke

über der Schulter zum Gemüsegarten ging.

Magda hatte einen bitteren Geschmack auf der Zunge, als sie aufs Gaspedal drückte und die Schotterstraße hinunterraste.

Sie hielt vor dem Haus und ging zum Gemüsegarten. Ruhig, aber unterschwellig zornig.

Massimo grub. Er schwitzte stark, und sein Gesicht war hochrot. Die Hälfte der Fläche, die brachgelegen hatte, war fertig.

Neri stand mit der Hacke in der Hand neben dem Olivenbäumchen. »Buongiorno, Signora«, sagte er. Daraufhin drehte sich auch Massimo um.

»Ciao, Magda!« Er wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß aus dem Gesicht und lächelte.

»Was ist denn hier los?«, flüsterte sie.

»Es sollte eine Überraschung werden, und eigentlich wollte ich fertig sein, bis du kommst, aber das hat ja leider nicht geklappt.«

»Jedenfalls haben wir keine Leiche gefunden«, scherzte Neri. »Wir wollten gerade das Olivenbäumchen ein bisschen professioneller einpflanzen. So fließt ja das ganze Wasser vom Baum weg.«

Magda brachte ein Lächeln zustande.

»Das ist alles furchtbar lieb. Danke, Massimo, du bist ein

wahrer Freund. Aber jetzt lasst uns erst einmal gemeinsam etwas trinken. Was darf ich Ihnen anbieten, Signore Neri?«

Massimo und Donato Neri folgten der Einladung gern. Sie setzten sich auf die Terrasse, während Magda das Haus aufschloss und aus dem Kühlschrank kaltes Wasser holte. Dazu schnitt sie zwei Limonen auf.

Sie hatten keine Leiche gefunden. Natürlich nicht. Johannes war mit Carolina in Rom. Aber irgendwann würde er zu ihr zurückkehren. Irgendwann.

29

Am nächsten Morgen konnte sich Magda kaum bewegen. Die Schulter schmerzte immer noch, sie fühlte sich kraftlos und schlapp, und beim Gang ins Bad tat ihr jeder einzelne Knochen weh. Verdammt, vielleicht bekomme ich eine Sommergrippe, befürchtete sie, das ist das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann.

Unter dem warmen Wasser der Dusche entspannten sich zwar ihre Muskeln, aber die Müdigkeit blieb. Sie hoffte, dass ein starker Kaffee ihr den nötigen Schwung geben würde, aber nach dem Frühstück fühlte sie sich noch schwächer als zuvor.

»Mir geht's wieder nicht besonders gut heute Morgen«, sagte sie zu Lukas, »ich bin total kaputt und leg mich noch mal'ne Weile hin. Vielleicht nehme ich auch ein heißes Bad. Mir läuft ständig ein eiskalter Schauer über den Rücken.«

»Miss mal, ob du Fieber hast«, meinte Lukas besorgt. »Hoffentlich hast du dir in Rapolano nicht einen Virus eingefangen. In Bädern geht so was schnell. Oder aber es war alles einfach ein bisschen viel für dich in den letzten Tagen.«

Magda nickte nur und ging ins Schlafzimmer. Eigentlich

kroch sie die Treppe hinauf.

Lukas fuhr nach Montevarchi zu Ipercoop, um den wöchentlichen Einkauf zu erledigen.

Das Fieberthermometer hatte sie schon ewig nicht mehr gebraucht. Das letzte Mal hatte sie vor drei Jahren eine fiebrige Erkältung gehabt und war zwei Tage im Bett geblieben. Sie durchsuchte ihren Nachttisch, aber da war kein Fieberthermometer. Also ging sie die Treppe noch einmal hinunter und suchte im Medizinschränkchen im Bad. Aber auch dort wurde sie nicht fündig. Jeder Schritt fiel ihr schwer. Sie schleppte sich zurück ins Schlafzimmer und ließ sich aufs Bett fallen. Nach wenigen Sekunden - sie hatte gerade die Bettdecke über sich gezogen - fiel ihr ein, dass sie noch gar nicht in Johannes' Nachttischschublade nachgesehen hatte. Mühsam rollte sie sich auf die andere Betthälfte und öffnete sie. Das, was sie dort zwischen Magentabletten, Tempotaschentüchern, Manschettenknöpfen, einer alten Armbanduhr, Nasenspray und Kondomen fand, war kein Fieberthermometer, sondern Johannes' Handy.

Jetzt fiel es ihr wieder ein. Sie hatte das Handy ganz vergessen, obwohl sie pausenlos davon geredet hatte. Aber in ihren Gedanken hatte sie allmählich ein Handy vor sich gesehen, das in einen römischen Brunnen gefallen war und dort im flachen Wasser zwischen Münzen und Plastikmüll lag. Es war ein merkwürdiges Gefühl, es jetzt plötzlich in den Händen zu halten, und darum schaltete sie

es ein. Auf der Mailbox war nur eine einzige Sprachnachricht von vorgestern: »Bitte, ruf mich an!«, sagte eine Frauenstimme. »Es ist ganz wichtig. Bitte!«

Carolina. Natürlich. Das klang ja beinah schon flehend. Wahrscheinlich hatte Lukas ihr mit seinem Anruf Angst gemacht, und sie hatte sofort zurückgerufen. Also war sie immer noch hinter ihm her.

Magda legte das Handy auf den Nachttisch, drehte sich auf die Seite und war binnen weniger Sekunden fest eingeschlafen.

Ungefähr anderthalb Stunden später klingelte es. Im ersten Moment konnte sie nicht orten, woher das Klingeln kam, aber dann erinnerte sie sich an das Handy auf dem Nachttisch, setzte sich schlaftrunken auf und nahm das Gespräch an.

»Hallo?«, flüsterte sie fast.

»Guten Tag«, sagte dieselbe Frauenstimme, die sie schon von der Mailbox her kannte. »Bitte entschuldigen Sie die Störung, aber ich würde gern Herrn Tillmann sprechen.«

»Tut mir leid, das geht nicht«, erwiderte Magda mit der größtmöglichen Beherrschung. »Er ist nicht da.«

Carolina zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, aber Magda spürte es trotzdem.

»Ich habe gehört, dass er verschwunden ist. Er ist also

bis heute noch nicht wieder aufgetaucht?«

»Nein.«

»Wissen Sie, ob ihm irgendetwas passiert ist?«

»Nein.«

»Das tut mir leid. Waren Sie bei der Polizei?«

»Ja.« Das Gespräch passte Magda gar nicht, und sie überlegte, wie sie es am besten beenden konnte.

»Hören Sie«, sagte sie kühl und möglichst emotionslos, was aber sehr unfreundlich klang, »falls er wieder auftaucht, kann er sich ja bei Ihnen melden. Ich werde ihm Bescheid sagen. Wie heißen Sie?«

»Carolina Hammacher. Das ist sehr nett von Ihnen. Danke.«

Carolina legte auf.

Magda fixierte einen Moment das Handy, als würde es noch weitere Informationen von sich geben, dann stand sie auf, zog sich ihren Bademantel über, steckte das Handy in die Tasche und ging ins Bad.

Im heißen Wasser mit dem Duft von Honig und Vanille ging es ihr allmählich besser, und die Lust auf den Tag kehrte zurück. Wahrscheinlich habe ich ganz einfach Depressionen, überlegte sie sich. Ich habe mich in meinem neuen Leben noch nicht zurechtgefunden.

Carolinas Anruf war wie ein böser Spuk, der ihr auf der

Seele brannte.

Sie setzte sich in der Wanne auf, zog das Handy aus der Bademanteltasche und versenkte es im heißen, schaumigen Wasser.

30

Carolina Hammacher stand auf ihrer kleinen Terrasse in Berlin-Hermsdorf und sah in den Garten, in dessen Mitte ein riesiger Apfelbaum stand. Der gewaltige Baum überragte mit seiner ausladenden Krone fast die gesamte Rasenfläche und bot ein lichtdurchflutetes grünes Blätterdach. Darunter hatte die Hausgemeinschaft, die aus vier Parteien bestand, Tische und Stühle aufgestellt, wo man sich an schönen Sommerabenden zu einem Glas Wein traf oder auch zusammen grillte.

Der Baum war zu groß, um im Herbst die Äpfel pflücken zu können. So sammelten die Bewohner des Hauses lediglich die Früchte auf, die auf dem Rasen lagen, und Frau Tiek aus dem ersten Stock machte für sämtliche Mitbewohner unermüdlich Apfelsaft, Kompott und Apfelmus.

Carolina musste daran denken, wie Johannes und sie unter dem Baum gesessen und geredet hatten, bevor sie dann irgendwann ins Haus gingen, Fenster und Türen schlossen und sich ins Schlafzimmer zurückzogen.

Offensichtlich war da doch noch eine Spur von Liebe. Oder eher Wehmut. Zum ersten Mal Trauer über den, den sie verloren hatte. Denn nach Johannes' abruptem Weggang war in den letzten Tagen jegliches Gefühl in Wut

und Zorn erstickt.

Vielleicht sagte ihr seine Frau auch nur, dass Johannes nicht zu erreichen sei, weil sie nie wieder anrufen sollte. Doch dann fiel ihr das Telefonat ein, als Johannes' Bruder sie angerufen hatte. Er hatte echt geklungen und wirklich besorgt. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass seine Frau ihn angeheuert und dieses Gespräch provoziert hatte. So gut konnte kein Mensch schauspielern.

Sie überlegte krampfhaft, ob Johannes irgendetwas erzählt oder erwähnt hatte, was ein Hinweis darauf sein könnte, wo er sich aufhielt. Irgendeine Kleinigkeit, der sie nie eine Bedeutung zugemessen, die sie einfach überhört hatte.

Es begann an einem sonnigen Märztag vor gut drei Monaten.

Carolina wachte auf, weil Frau Tiek über ihr schnarrend und ratternd die Jalousien hochzog.

Seufzend schwang sie sich aus dem Bett, ging barfuß durchs Schlaf- und Wohnzimmer, das auch eine offene Küche mit einschloss, und öffnete die Terrassentür. Zwei Minuten stand sie im Nachthemd in der offenen Tür und atmete tief durch. Und plötzlich wurde ihr klar, dass Andi nicht mehr da war.

»Scheiße«, fluchte sie leise.

Der kühle Morgenwind fuhr ihr in die Knochen. Sie versuchte, ihre eiskalten nackten Füße auf dem Laminat zu ignorieren, und lief zu ihrer Handtasche, die immer über der Stuhllehne am Esstisch hing. Sie zog ihr Portemonnaie heraus und öffnete es. Es war leer. Also doch. Er hatte sie wahrhaftig schon wieder beklaut, denn sie wusste genau, dass gestern Abend noch hundertzwanzig Euro darin gewesen waren. Er hatte das Geld genommen und sich aus dem Staub gemacht.

Zweimal war das bisher passiert, und jedes Mal hatte er jede Menge Erklärungen gehabt, sich tausendmal entschuldigt und geschworen, dass so etwas nie wieder vorkommen würde.

Carolina schloss die Balkontür, drückte auf den Einschaltknopf der Espressomaschine und griff zum Telefon.

»Wo bist du?«, fragte sie.

Andi gab keine Antwort, aber sie hörte seinen Atem.

»Behalte die hundertzwanzig Euro und lass dich bei mir nie wieder blicken. Ich bin’s leid.«

Sie drückte auf die Taste, um das Gespräch zu beenden, und wünschte sich in diesem Moment ein Telefon, bei dem man den Hörer auf die Gabel knallen konnte.

Später unter der Dusche überlegte sie, was sie tun sollte. Heute war Samstag, und sie hatte keinen Cent im Haus. Ein unangenehmes Gefühl. Sie musste unbedingt zu einem

Geldautomaten und auch noch ein paar Kleinigkeiten einkaufen. Die Milch reichte nicht mehr, und der Salat im Kühlschrank fing schon an zu faulen. Sie spürte, dass schlechte Laune sich wie eine dicke Decke über sie legte und sie träge und lustlos werden ließ. Es war alles Andis Schuld.

Sie duschte lange. Wartete auf ein Gefühl der Erleichterung, aber es kam nicht. Dazu war die Trennung von Andi einfach zu profan, zu unspektakulär gewesen, und sie vermutete, dass er spätestens am Abend vor ihrer Tür stehen würde. Aber diesmal würde sie nicht wieder weich werden.

Als sie eine halbe Stunde später zum Geldautomaten und zum Supermarkt ging, beschloss sie, am Nachmittag zu ihrer Stute Penthesilea zu fahren. Raus aus der Stadt, in die Uckermark, Richtung Templin. Auf ihrer Maschine würde sie sich den Wind um die Nase wehen lassen und dann ein paar Stunden auf Penthesilea reiten, um wieder einen klaren Kopf zu kriegen und sich von diesem Albtraum namens Andi zu befreien.

An jenem ungewöhnlich warmen Samstag im März war Johannes auf dem Weg zu einem Kunden in Prenzlau, der mit seiner Familie in einer pompösen Villa wohnte. Dieser Kunde war Schönheitschirurg, hatte Geld wie Heu und plante jetzt den Umzug der Familie nach Bayern, wo er am Starnberger See eine noch pompösere Villa gekauft hatte

und auf wesentlich zahlreichere und zahlungskräftigere Kundschaft als in Brandenburg hoffte.

Johannes arbeitete seit über zwanzig Jahren in der Umzugsfirma seines Vaters. Vor acht Jahren hatte er die Leitung übernommen und seitdem drei weitere Filialen in Hannover, Stuttgart und Bremen eröffnet. Insgesamt leitete er jetzt acht Filialen und hatte sich als Umzugsunternehmer mittlerweile bundesweit einen Namen gemacht.

Es kam häufig vor, dass er Kunden auch am Wochenende aufsuchte. Viele seiner Klienten waren wochentags viel zu beschäftigt und gestresst, um sich in Ruhe mit der komplizierten Planung und Organisation eines Umzugs zu befassen. So auch Dr. Schönfeld, mit dem er um sechzehn Uhr verabredet war.

Johannes fuhr der Sonne direkt entgegen. Und obwohl das grelle Licht blendete, raste er über die Landstraße und reizte die Geschwindigkeit in den Kurven voll aus. Es war wenig Verkehr, streckenweise fühlte er sich völlig allein auf der Welt und summte leise vor sich hin. Eine Melodie von Glenn Miller, die ihm schon seit Tagen nicht mehr aus dem Kopf ging.

In der Schorfheide hinter Vogelsang zog eine Harley an ihm vorbei. Ein Wahnsinniger, dachte Johannes, der muss komplett verrückt geworden sein … Er konnte den Gedanken nicht zu Ende bringen, da sah er das Unheil schon vor Augen. Ein dunkler Geländewagen kam ebenfalls mit hohem Tempo von rechts aus einem

Feldweg. Halt an, schrie Johannes' Verstand, halt an! Aber der Geländewagen hielt nicht an, sondern schoss über die Straße.

Carolina drückte aufs Gas. Sie hatte die schwere Maschine voll in ihrer Gewalt, der Rausch der Geschwindigkeit war Balsam für ihre Seele. Je schneller sie fuhr, umso mehr hatte sie das Gefühl, dass die Zeit stillstehen würde. Wie die Schwerelosigkeit in einem durchs Weltall schießenden Raumschiff. Kein Gedanke mehr an Andi, nur die Lust auf einen völligen Neuanfang.

Das Leben war einzigartig und voller Möglichkeiten. Ihr Herz klopfte vor Freude, und sie erhöhte das Tempo.

Der Wagen war wie ein schwarzer Berg, der den Himmel verdunkelte. Er kam von rechts auf sie zu und schob sich als plötzlich auftretende Wand zwischen Carolina und ihr Leben. Sie begriff in diesem Moment, dass sie verloren hatte. Sie glaubte zu fallen, aber das war ein Irrtum. Sie flog.

Johannes sah noch, wie der Motorradfahrer eine Vollbremsung versuchte, aber die Kontrolle über seine schleudernde Maschine verlor. Die schwere Harley überschlug sich mehrmals und drehte sich in der Luft wie ein Rad, das ins Trudeln gerät. Schemenhaft sah er die Gestalt des Motorradfahrers durch die Luft fliegen,

losgelöst von seinem Sitz, aber doch in der Nähe der Maschine, wie durch ein unsichtbares Seil gehalten.

Johannes wusste hinterher nicht mehr, wie er selbst in seinem Wagen zum Stehen gekommen war. Irgendwann war alles gespenstisch still. Der Geländewagen, dem der Motorradfahrer im letzten Moment ausgewichen war, war verschwunden. Weit hinten im Feld sah er das Motorrad, zumindest Teile davon, und auf der Wiese lag der Motorradfahrer, platt auf dem Rücken, alle viere von sich gestreckt, wie ein zerschmetterter Maikäfer.

Die Motorradkluft war teuer, gut gepolstert, das sah er auf den ersten Blick. Er öffnete das Visier und sah fassungslos in ein paar angstvoll geweitete, braune Augen, eine fein geschwungene Nase und einen runden, aber kleinen Mund, dessen Lippen zitterten. Verflucht noch mal, der Kerl ist eine Frau, dachte Johannes und: Gott sei Dank, sie lebt noch.

»Ganz ruhig«, sagte er leise, »beweg dich nicht. Alles wird gut. Gleich kommt Hilfe.«

Mit fliegenden Fingern tippte er den Notruf in sein Handy, gab den Ort des Unfalls durch und bat um einen Krankenwagen. Mindestens. Wenn nicht einen Rettungshubschrauber. Und betete dabei, dass sie durchhalten möge.

Sie stöhnte. Er setzte sich neben sie und streichelte mit der Fingerspitze ihre Wange. Irgendwo hatte er mal

gelesen, man solle den Helm nicht abnehmen, falls die Wirbelsäule verletzt ist, um dem Unfallopfer nicht auch noch das Genick zu brechen, also tat er gar nichts weiter. Horchte auf ihren Atem, nahm jedes Stöhnen als Hoffnungsschimmer und streichelte sie unaufhörlich.

»Kannst du was sagen?«, fragte er. »Sag mir deinen Namen!« Aber er bekam keine Antwort. »Egal. Hab keine Angst. Ich bin bei dir. Und ich bleib auch bei dir. Gleich kommt der Arzt, und die kriegen dich wieder hin. Ganz bestimmt.«

Er hatte das Gefühl, Stunden neben ihr gesessen zu haben, als Polizei und Rettungswagen endlich eintrafen, dabei waren nur zehn Minuten vergangen.

Johannes erzählte der Polizei kurz und präzise, was er gesehen hatte, gab seine Personalien an und fuhr dem Rettungswagen hinterher. Warum er das tat, konnte er später nicht mehr sagen. Es geschah vollkommen spontan, ohne jede Überlegung. Er kannte die Frau nicht, er wusste nichts von ihr, es war noch nicht einmal sicher, ob sie überlebte. Er hatte einen wichtigen Termin bei Dr. Schönfeld. Und fuhr dennoch hinterher.

Er hielt ihre Hand, als sie auf der Trage aus dem Rettungswagen ins Krankenhaus geschoben wurde, er wartete auf dem Flur, während sie untersucht wurde.

Um neunzehn Uhr waren die Untersuchungen beendet, und sie bekam Zimmer vierzehn im ersten Stock. Die Schwester fragte ihn, ob er etwas essen wolle, aber

Johannes lehnte ab und ging in die Cafeteria. Dort trank er einen Kaffee, aß zwei belegte Brötchen und fragte sich zum ersten Mal, ob er verrückt geworden war. Warum er seinen Termin nicht wahrnahm, sondern wie der Schatten einer Verunglückten auf Krankenhausfluren herumsaß, in monatealten zerlesenen Zeitschriften blätterte und sich die Milliarden von Bakterien vorstellte, die an den Seiten hafteten.

Sie hatte noch kein einziges Mal gesprochen. Aber als sie zum Röntgen geschoben wurde, hatte sie ihn angelächelt. Vielleicht war er darum geblieben.

»Sie hat unglaubliches Glück gehabt«, hatte der Oberarzt gesagt, »sie ist wie ein Gummiball durch die Luft geschossen und gelandet wie eine Katze. Sie hat eine schwere Gehirnerschütterung, aber keine Schädelfraktur und keine inneren Verletzungen. Aber einen Arm- und einen Schulterbruch. Morgen werden wir operieren.«

Sie schlief ruhig. Ihre Augen waren geschlossen, und ihr Atem ging gleichmäßig. Ihr linker Arm lag in einem provisorischen Gips, ihr Hals steckte in einer Halskrause und sah aus wie in die Länge gezogen.

Die Neonröhre an der Decke brannte und beleuchtete das Zimmer mit einem fahlen, kalten Licht, das sie noch blasser erscheinen ließ, als sie ohnehin schon war. Er stand unbeweglich und sah sie an. Mehrere Minuten. Konnte sich an ihrem Haar nicht sattsehen. Es war rötlich blond und lockig, beinah schon kraus, und umrahmte ihr

schmales Gesicht wie eine wilde Mähne.

Er bemerkte, dass an der Rückseite des Bettes ihr Name stand, und beugte sich vor, um ihn besser entziffern zu können. Carolina Hammacher stand darauf. Alter 34.

An der Kopfseite des Bettes hing eine Fieberkurve, die mit dem ersten Eintrag gerade erst begann. Carolina war fieberfrei.

So leise und langsam wie möglich durchsuchte er seine Jacketttasche nach einem Stück Papier und einem Kugelschreiber. Seine Aktentasche hatte er im Auto gelassen. Er fand nur eine Kaugummischachtel. Die letzten beiden Kaugummis steckte er sich in den Mund, riss die Ecken der Schachtel auseinander, bis er eine gerade Fläche hatte, und schrieb auf den harten Karton: »Liebe Carolina, werd schnell gesund. Ich hoffe, sie finden den, der Dir die Vorfahrt genommen hat. Alles Gute. Johannes.« Und darunter seine Handynummer.

Dann sah er sie ein letztes Mal an, drückte ihre Hand und verließ leise das Krankenzimmer.

Der Oberschwester nickte er nur zu, als er an ihrer gläsernen Beobachtungszelle vorüberging. Vielleicht würde sie sich fragen, aus welchem Zimmer er gekommen war - vielleicht auch nicht.

Als er das Krankenhaus verließ, war es kurz vor acht. Er wählte die Handynummer von Dr. Schönfeld und entschuldigte sich für sein Fernbleiben. Es habe einen

schweren Unfall gegeben, bei dem eine Freundin von ihm verletzt worden sei.

Dr. Schönfeld war sehr reserviert, aber fragte nicht weiter nach. Johannes war erleichtert, als sie einen Termin für den nächsten Tag ausmachten.

Dann fuhr er zurück nach Berlin.

Magda erzählte er, der Termin bei Dr. Schönfeld sei wenig effektiv gewesen, da dessen Frau nicht da gewesen war. Und es gäbe mehrere Punkte, die ihr Mann nicht ohne sie entscheiden wolle. Daher müsse er morgen noch einmal nach Prenzlau fahren.

Von der Motorradfahrerin, die er ins Krankenhaus begleitet hatte, erzählte er nichts. Er hatte Magda noch nie belogen. Warum er es an diesem Abend zum ersten Mal tat, wusste er nicht.

Vier Wochen später rief sie an.

»Johannes?«

»Ja?«

»Ich möchte mich bei Ihnen bedanken«, sagte sie.

Er wusste sofort, dass sie es war, und spürte, wie ihm heiß wurde.

»Nicht dafür. Wie geht es Ihnen?«

»Gut. Besser. Aber es wird noch ein, zwei Wochen dauern, bis ich wieder fahren kann. Auf'ner Harley, mein ich.«

Johannes seufzte. »Hör'n Sie auf damit. Es ist zu gefährlich.«

Sie lachte. »Das geht schlecht, denn es ist mein Beruf. Ich verkaufe Harleys.«

Beide schwiegen einen Moment. Dann fragte sie leise: »Sie waren lange im Krankenhaus. Ich hab das nicht registriert, aber die Schwestern haben es mir erzählt. Warum?«

»Keine Ahnung. Ich hatte das Gefühl, Sie brauchen das.«

»Danke«, wiederholte sie.

»Ich hätte gern Ihre Telefonnummer.«

»Die gebe ich Ihnen, wenn wir zusammen essen gehen. Ich möchte Sie einladen.«

Sie verabredeten sich in einer kleinen Pizzeria in der Pestalozzistraße. Am kommenden Mittwoch, zwanzig Uhr.

Johannes musste sich setzen. Aber dann versuchte er, sich selbst zu beruhigen. Dies war ein pflichtgemäßer Anruf gewesen. Keine Frage. So wie ein Kind sich bei der Oma bedanken muss, wenn es ein langweiliges Bilderbuch geschenkt bekommen hat. Mehr konnte er auch nicht erwarten. Sie kannte ihn nicht. Sie hatte ihn sicher überhaupt nicht wahrgenommen, hatte noch nicht einmal

ein Gesicht vor Augen. Nur ein paar Worte auf einer Kaugummipackung und die Erzählungen der Schwestern. Die ihn vielleicht beschrieben hatten. Von klein und rund bis groß und dünn. Zwischen zwanzig und sechzig.

Aber sie hatte ihn zum Essen eingeladen und wollte ihn wiedersehen.

An diesem Abend beobachtete er Magda, wie sie durch die Küche ging, den Salat wusch und den Tisch deckte. Dabei fielen ihm die kleinen Fältchen in ihren Augenwinkeln auf, die er atemberaubend schön fand. Das ist meine Frau, dachte er, sie ist wunderbar, sie gefällt mir immer noch nach all den Jahren, aber ich bin in meinen Gedanken bei einer anderen.

Magda war guter Laune. Sie erzählte von ihrem Tag in der Apotheke, lachte dabei, setzte sich ihm auf den Schoß, umarmte ihn und küsste ihn aufs Haar. Und Johannes überlegte unterdessen unentwegt, welche Ausrede ihm für den Mittwochabend einfallen könnte.

Magda hatte Wachteln in Knoblauchöl gebraten und servierte sie zusammen mit Oliven und Käse und einem gemischten Salat. Darüber hatte sie sündhaft teuren Balsamicoessig geträufelt. Anfangs hatte Johannes gedacht, für dieses Geld solle man sich lieber eine gute Flasche Wein kaufen, aber allmählich hatte er eingesehen, dass dieser Essig jeden Salat zu einem Erlebnis machte. Magda schnitt frisches Weißbrot und zündete Kerzen an.

»Guten Appetit«, sagte sie. »Lass es dir schmecken.«

Johannes wusste es zu schätzen, dass sie ihm jeden Abend ein fantastisches Essen zubereitete, zumal er im Büro fast nur Tee trank und höchstens ein bisschen Obst aß. Sie war einfach eine begnadete Köchin und genoss es, ihn zu verwöhnen. Eigentlich konnte er sich nicht daran erinnern, mit Magda jemals unglücklich gewesen zu sein.

Die Wachteln waren köstlich, aber er schmeckte sie kaum, zu sehr war er in Gedanken bei Carolina.

Nach dem Abendessen räumte sie den Tisch ab, und er hörte, wie sie abwusch. Unvorstellbar, dass sie ins Bett ging, wenn die Küche nicht tadellos aufgeräumt war. Danach stand sie in der Tür, band sich die Schürze ab und lächelte. Er ging zu ihr und nahm sie in den Arm.

»Noch einen Absacker?«, fragte sie.

»Nein. Komm, lass uns gleich ins Bett gehen.« Er nahm ihre Hand und zog sie ins Schlafzimmer.

Magda war zart und anschmiegsam. Er kannte jeden Zentimeter, jede Mulde, jedes Härchen an ihrem Körper, atmete ihren vertrauten Duft und fühlte sich ihr ganz nah. Er liebte seine Frau und dachte dabei an Carolina. Er begriff, dass er sie damit in diesem Augenblick zum ersten Mal betrog.

Noch fünf Tage bis Mittwoch. Eine schier unendlich lange Zeit.

Es war ihm klar, dass er sich wie ein Pennäler benahm, es war ihm auch bewusst, dass er sich höchstwahrscheinlich lächerlich machte, aber er wollte sie sehen. Im Internet fand er mehrere Harley-Händler in Berlin, er fuhr zum erstbesten in der City, der ihm am größten erschien, und beschloss, sich nicht zu erkennen zu geben. Sich ganz im Hintergrund zu halten, sie nur zu beobachten. Denn sie hatte ihn in der Klinik sicher noch nicht bewusst wahrgenommen.

Sie fiel kaum auf zwischen all den wuchtigen Maschinen. Einzig und allein ihr rotes Haar leuchtete in der großen Verkaufshalle. Sie saß auf einer Road King Classic-Harley und erklärte einem Mittfünfziger die Besonderheiten dieses Motorrads. Dann stieg sie ab und wies auf die lederbezogenen Koffer, die verchromten Scheinwerfer und die Weißwandreifen hin. Der Kunde war wie hypnotisiert, ab und zu wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Die Gier nach diesem Motorrad war ihm deutlich ins Gesicht geschrieben.

Carolina trug eine enge schwarze Hose, dazu passend eine schwarze Lederweste und eine weiße Bluse. Nur wenn der Ärmel der Bluse etwas hochrutschte, sah er, dass ihr Arm noch verbunden war. Er kam langsam näher. Sie beachtete ihn nicht.

»Dieses Modell will mit seiner klassischen Form nicht mit modernem Design mithalten oder konkurrieren, es ist zeitlos konstant und ideal für lange Touren.«

Der Kunde schnaufte und fuhr zärtlich mit der Hand über den Sitz.

»Wie viel wiegt die Maschine?«

»Dreihundertfünfundsiebzig Kilo.«

»Oh!«

»Dafür hat sie ein weiches, ruhiges Fahrverhalten und liegt auf der Straße wie ein Brett. Sie werden keine Probleme haben, sondern den Komfort genießen. Sie hat übrigens ein Sechsganggetriebe und fährt sich einfach fabelhaft.«

»Sind Sie die Maschine schon gefahren?«

»Natürlich.«

»Können wir zusammen eine Probefahrt machen?«

»Selbstverständlich.«

Johannes zuckte innerlich zusammen. Diese Maschine war wesentlich schwerer als die, mit der Carolina verunglückt war. Er hatte Lust, zu ihr zu gehen, sie an der Hand zu nehmen, aus dem Geschäft zu ziehen und zu sagen: Komm, lass uns irgendwohin abhauen. In den Wald, in ein Restaurant, oder auch in ein Hotel.

Er tat genau das, was er eigentlich nicht tun wollte, ging direkt auf sie zu und unterbrach ihr Verkaufsgespräch. »Hallo, Carolina«, sagte er leise.

Überrascht riss sie die Augen weit auf. »Hallo.« Es war

deutlich, dass sie nicht wusste, mit wem sie sprach.

»Ich war gerade in der Nähe, und es hat mich interessiert zu sehen, wo Sie arbeiten.« Er reichte ihr die Hand. »Ich bin Johannes.«

Ein Strahlen ging über Carolinas Gesicht, und Johannes hatte schlagartig nicht mehr das Gefühl, mit seinem Kommen etwas Albernes oder Peinliches getan zu haben.

Carolina drückte dem Kunden einen Prospekt in die Hand. »Bitte entschuldigen Sie mich, ich bin sofort wieder bei Ihnen. Bis dahin können Sie sich in diesem Prospekt ja noch über weitere Extras informieren. Was Sie auch wünschen, es ist grundsätzlich alles möglich!«

»Wie schön, dass Sie da sind«, sagte sie und gab Johannes die Hand.

Er folgte ihr langsam durch die Halle und sah, dass sie leicht hinkte. Er ertappte sich dabei, dass er es erotisch fand.

»Möchten Sie einen Kaffee?«, fragte Carolina.

»Nein danke«, sagte er schnell, obwohl er sich nichts sehnlicher wünschte, als einen Kaffee mit ihr zu trinken. »Ich habe gerade einen getrunken.«

Warum sage ich genau das, was ich gar nicht sagen will?, dachte er und war wütend auf sich selbst.

»Tja«, meinte sie, blieb stehen und stemmte die Hände in die Hüften, »das ist ja nun dumm, aber ich habe noch

drei Stunden zu tun. Und muss auch noch eine Probefahrt machen. So etwas zieht sich manchmal.«

»Mit dieser schweren Maschine?«

»Ich fahre alle Maschinen, die hier rumstehen. Und wenn mir nicht irgendwelche Idioten die Vorfahrt nehmen, gibt es auch kein Problem.« Sie grinste breit. »Sehen wir uns Mittwoch, oder ist Ihnen was dazwischengekommen?«

»Nein, nein. Wir sehen uns. Alles klar. Ich freu mich schon.«

»Gut.« Sie fingerte aus ihrer Weste eine Visitenkarte und gab sie Johannes. »Hier. Meine Adresse und meine Telefonnummer. Falls irgendwas ist.«

Damit drehte sie sich um und lief zurück zu ihrem Kunden.

Bei einem fantastischen Abendessen erfuhr Johannes, dass Carolina Bach und die Stones liebte, dass sie zwölf Stunden auf dem Bock in Höchstgeschwindigkeit durch die Gegend brettern, aber auch vierundzwanzig Stunden bei Weißweinschorle und Schwarzwälder Kirschtorte im Bett verbringen konnte, dass sie temperamentvolle Pferde und Männer, die Pfeife rauchen, faszinierend fand, dass sie sich nach dem Meer sehnte, den Bergen und der ganzen Welt, dass sie von einem Hausboot träumte und von der Rallye Paris-Dakar. Sie konnte lauter lachen als das ganze

Restaurant zusammen, und Johannes bemerkte, wie groß ihre dunklen Augen waren, die jedes andere Detail ihres Gesichtes unsichtbar machten. Sie hielt die Gabel statt in der linken in der rechten und dafür das Messer in der linken Hand, rührte ihren Kaffee linksherum und beklagte sich über die lauwarme Suppe. Dabei bekam sie eine Zornesfalte auf der Stirn, die Johannes überaus anziehend fand.

»Prost«, sagte sie nach dem ersten Anstoßen und schwenkte den Rotwein bedrohlich heftig im Glas herum, »ich bin Carolina. Weißt du ja. Ich denke, es ist albern, wenn wir uns siezen.«

Sie sprach Johannes aus der Seele, und er küsste sie auf die Wange.

Den ganzen Abend erzählte er erstaunlich wenig von sich. Aber er beobachtete sie, wie sie aß und trank, wie sie sich mit der Zunge über die Lippen fuhr oder mit dem Auge zuckte.

»Das ist ein nervöser Tick«, erklärte sie, »denk dir nichts dabei. Ich kann es nicht beeinflussen, es kommt immer, wenn ich im Stress, verliebt oder betrunken bin.«

Johannes spürte, wie er rot wurde. »Bist du im Stress?«, fragte er.

»Nein.«

»Betrunken bist du auch nicht.«

Sie lachte laut auf und ersparte sich jeden Kommentar.

Den ganzen Abend wollte er sie fragen, ob es einen Freund oder einen Ehemann in ihrem Leben gäbe, aber er tat es nicht, obwohl sein ganzer Körper kribbelte, so sehnlich wünschte er sich eine Antwort.

Carolina bestand darauf, ihn einzuladen, und gab obendrein ein großzügiges Trinkgeld, das Johannes regelrecht übertrieben fand.

»Hast du noch Lust auf ein letztes Glas Wein?«, fragte sie ihn, als sie vor dem Restaurant auf der Straße standen. »Ich wohne gleich um die Ecke.«

Erst auf dem Weg in ihre Wohnung fiel ihm auf, dass er den ganzen Abend nicht an Magda gedacht hatte. Und jetzt hatte er bei dem Gedanken an sie einen bitteren Geschmack auf der Zunge.

»Pass auf«, sagte sie, als sie nackt in seinem Arm lag, »ich fresse die Männer mit Haut und Haar. Ich bin maßlos. Ich gebe mich nicht mit halben Sachen zufrieden. Ich bin nicht die Geliebte, bei der man einmal im Monat mal eben vorbeischaut, sich die Kleider vom Leib reißt und wieder verschwindet. Ich verstecke mich nicht, und ich lüge nicht am Telefon. Zu Hause sitzen, das Handy hypnotisieren und hoffen, weinen und beten ist nichts für mich. Ich bin gierig, und ich will dich ganz oder gar nicht.«

Johannes hörte, was sie sagte, aber er wollte es nicht hören. Er wollte sich die Erinnerung an diesen Abend nicht zerstören lassen. Sie hatten sich nicht zärtlich erforscht und kennengelernt, sondern von der ersten Minute an gekämpft. Jeder wollte den andern erobern und wurde immer drängender und fordernder. Carolina kannte kein Tabu. Dieser Kampf war wie ein Rausch, den am Ende beide gewannen.

Er wollte es wieder erleben. Immer wieder.

Aber das, was sie jetzt sagte, war wie ein Stich in seiner Seele. Er wusste, dass es Probleme geben würde. Carolina spielte kein Spiel. Sie ließ sich in kein Lügengespinst verwickeln, sie war wie eine Tigerin auf der Jagd: unerschrocken und sanft zugleich, aber aggressiv, wenn man sie in einen Käfig steckte.

Nichts würde geheim bleiben, wenn er Carolina weiterhin traf, aber er war bereit, das Risiko einzugehen.

Die Entscheidung dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde. Sein Verstand war klar und wach. So sah er sich auf den Abgrund zurasen, aber er schloss die Augen und machte nicht die geringsten Anstalten, auf die Bremse zu treten.

»Ich glaube, es gibt nichts Schöneres, als von dir gefressen zu werden«, flüsterte er und küsste sie.

31

Magda ließ das Wasser aus der Wanne laufen, trocknete sich ab und cremte sich mit einem zart duftenden Body-Öl ein. Ein guter Duft gab ihr oft ein Gefühl von Geborgenheit und lenkte sie von Problemen ab. Auch diesmal tat es ihr gut. Jetzt freute sie sich darauf, ein bisschen auf der Terrasse zu lesen.

Lukas war noch nicht zurück, aber das war auch nicht verwunderlich. Wegen der langen Fahrt nach Montevarchi dauerte so ein Einkauf immer gute vier Stunden, auch wenn man sich beeilte.

Auf dem Boden der leeren Badewanne lag immer noch das gewässerte Handy. Sie nahm es heraus und überlegte, dass sie es einfach wegwerfen würde. Handys waren Gebrauchsartikel, jeder hatte mehrere davon, und man hatte meist Mühe, überhaupt zu erkennen, welches sein eigenes und welches gerade das war, das man in Benutzung hatte.

Sie öffnete es und entnahm ihm die Karte. Dies war das Wichtigste. Dann stieg sie die Treppe hinauf ins Schlafzimmer, zog sich Jeans und T-Shirt an, warf das Handy achtlos in eine Schublade und ging in die Küche, um die winzige Karte tief im Mülleimer zu versenken.

Ziemlich unverfroren von Carolina, hier anzurufen, fand sie. Sie selbst hätte so etwas nie gewagt.

Aber bei allem, was sie von Carolina wusste und was sie von ihr gehört hatte, passte es zu ihr.

Anfang April bekam Magda einen Niesanfall, als sie Johannes' Pullover ausschüttelte und in die Waschmaschine steckte. Noch dachte sie sich nichts dabei.

Aber dann häuften sich die Niesattacken. Sie nieste, wenn sie seinen Anzug in den Schrank hängte, wenn sie Johannes umarmte oder auch, wenn sie nur den Flur betrat.

Da sie definitiv wusste, dass sie keinen Heuschnupfen hatte, machte sie diese penetrante und unerklärliche Allergie stutzig.

Eine Woche später sah sie, dass Johannes' Schuhe mit Schlamm bespritzt waren. Sie nahm sie in die Hand, um sie zu putzen, und bekam den bislang schwersten und am längsten andauernden Allergieanfall. Aber diesmal fand sie auch die Ursache: Unter den Schuhsohlen klebte Pferdemist.

»Was ist das?«, fragte sie Johannes und hielt ihm die Schuhe unter die Nase.

»Keine Ahnung. Dreck.«

»Nein, Hannes, das ist kein normaler Dreck. Das ist Pferdemist! Bist du in einen Misthaufen gefallen?«

»Ich weiß es doch nicht!« Johannes explodierte. »Herrgott noch mal, Magda«, meinte er, »muss ich jetzt Rechenschaft darüber ablegen, wo ich mir die Schuhe schmutzig gemacht habe? Auf welcher Straße ich lang gelaufen, durch welche Pfütze ich marschiert oder in welchen Haufen ich getreten bin? Mach dich doch bitte nicht lächerlich!«

Magda verstummte, aber sie vergaß den Vorfall nicht. Seit Jahren wusste sie, dass sie eine heftige Pferdehaarallergie hatte, und machte einen großen Bogen um Pferdekoppeln und Bauernhöfe. Schon allein die Requisiten eines Reiters, wie Handschuhe, Stiefel oder Jacken, lösten bei ihr einen Anfall aus.

Ein Pferd, dachte sie. Er hat - verdammt noch mal - Kontakt zu jemandem mit einem Pferd.

Von diesem Tag an begann sie, ihn zu kontrollieren. Sie durchsuchte die Taschen seines Mantels, der an der Garderobe hing, und seine Hosentaschen, wenn die Hose im Schlafzimmer auf dem Bett lag und er im Bad war. Wenn sich die Gelegenheit bot, inspizierte sie alle paar Tage sein Portemonnaie nach eventuellen Restaurantrechnungen oder Quittungen, die sie sich nicht erklären konnte. Aber sie fand nichts Beunruhigendes.

Mitte April sagte er, er müsse nach Hannover. Um die neue Filiale zu kontrollieren und mit einem Großkunden zu verhandeln, der vorhatte, mit seiner gesamten Firma nach Polen umzuziehen. Zwei Tage wollte er wegbleiben.

Das Wetter war umgeschlagen. Nach einer sonnigen Woche mit unglaublicher Wärme, fast schon wie im Sommer, hatte ein schweres Unwetter mit Sturm und Hagel die Kälte zurückgebracht. In den Höhenlagen ab fünfhundert Meter begann es zu schneien. Johannes fuhr bereits Sommerreifen, und sie machte sich Sorgen um ihn. Außerdem wusste sie, dass er viel zu leichte Kleidung dabeihatte. Keinen Mantel und keine dicke Jacke. Auf einen Wintereinbruch war er überhaupt nicht vorbereitet.

Um sechzehn Uhr rief sie ihn an. Im ersten Moment wunderte sie sich, dass sie es klingeln hörte. Richtig laut und ganz nah. Sie brauchte einige Sekunden, um zu begreifen, dass er sein Handy hier in der Wohnung vergessen hatte. Schließlich fand sie es im Schlafzimmer auf dem Nachttisch.

Sein Handy in der Hand zu halten war ein Gefühl, als öffne sie eine geheime, jahrelang abgeschlossene Schublade. Magda zitterte, als sie im Menü »Mitteilungen« anklickte und dann »Eingang«.

Ich freue mich auf Dich. In Liebe. C. stand in der letzten eingegangenen SMS.

Magda wurde schwindlig. Sie setzte sich aufs Bett und musste ein paar Sekunden warten, bis sie sicher war, nicht ohnmächtig zu werden.

Sie klickte nun der Reihe nach alle gespeicherten Mitteilungen mit derselben Nummer an:

- *Morgen Abend passt mir gut. Ich umarme Dich. C.*
- *Ich habe Sehnsucht nach Dir. C.*
- *Können wir uns irgendwann mal länger sehen? Nicht immer nur drei Stunden … C.*
- *Wenn Du gegangen bist, ist es ganz schlimm. Ich vermisse Dich. C.*
- *Was für eine tolle Idee! Zwei Tage und zwei Nächte! Ich bin so glücklich! C.*
- *Ich habe mir freigenommen. Wir werden jede Sekunde genießen. C.*
- *Wann kommst Du am Montag? Schon zum Frühstück? C.*
- *Ich freue mich auf Dich. In Liebe. C.*

Magda stand auf, warf das Handy auf die Tagesdecke und ging aus dem Schlafzimmer.

Ihre Gedanken blockierten. Alles erschien ihr dumm und aussichtslos. Jetzt war es Viertel nach vier. Johannes war seit sieben Stunden weg, wahrscheinlich seit sechseinhalb Stunden bei C. Falls sie in Berlin wohnte. Aber davon war eigentlich auszugehen, wenn sie sich oft nur für ein paar Stunden trafen. Es war ja keine Kunst, ein bisschen früher die Firma zu verlassen und dann etwas später als gewohnt nach Hause zu kommen. Johannes war der Chef. Er konnte kommen und gehen und tun und lassen, was er wollte. Niemand kontrollierte ihn. Vielleicht trafen sie sich sogar mehrmals in der Woche. Nur sie selbst hatte nichts gemerkt.

C. Eine Frau mit einem Pferd. Darum hatte Johannes Pferdemist an den Schuhen gehabt.

Magda wurde wütend. Die Wut gab ihr die Kraft zurück, und sie ging wieder ins Schlafzimmer, war bereit, auch noch zu lesen, was Johannes geschrieben hatte.

Männer sind ja so fürchterlich einfallslos, dachte Magda, als sie sah, dass Johannes fast immer nur mit den gleichen Worten geantwortet hatte.

Ich vermisse Dich auch stand da. Oder *Ich hab auch Sehnsucht nach Dir. Große!*

Und dann: *Ich sage meiner Frau, ich muss Montag bis Mittwoch nach Hannover. Dann haben wir viel Zeit. Nur für uns. Johannes.*

Magda hatte genug gelesen. Sie schrieb sich C.'s Nummer auf und schaltete das Handy ab. Langsam kroch der Schmerz durch ihren Körper wie eine Raupe, die sich durch ein Blatt frisst und nichts weiter als Leere hinterlässt.

Plötzlich hatte sie eine Idee. Sie rannte in Johannes' Arbeitszimmer und durchsuchte hektisch jede Schublade, alle Aktenschränke und sah sogar unter die Schreibunterlage. Um einen winzigen Hinweis auf C. zu finden. Wer war C.?

Sie wollte hinfahren, die beiden in flagranti erwischen und nur noch sagen: »Das war's.« Sich umdrehen und gehen. Nie wieder ein Wort mit Johannes wechseln. Ihre Vergangenheit auslöschen und ihn aus ihrem Gedächtnis

streichen. Sie wollte wie die Gewinnerin vor diesen beiden nackten Körpern stehen und den einen kleinen, kurzen Moment des Triumphes genießen.

Aber all ihre Träume waren zwecklos. Auch in seinem Computer fand sie keinen Hinweis auf die Identität dieser C.

Dann setzte sie sich im Wohnzimmer in ihren Lieblingssessel mit den breiten Armlehnen, über die man sogar die Beine hängen lassen konnte, ohne dass sie einschliefen, und fing an zu weinen.

Was Magda in den kommenden Stunden an diesem Abend noch tat, wusste sie später nicht mehr. Sie fühlte sich wie unter einer Glasglocke, durch die man alles sieht, aber nichts mehr hört.

Wie betäubt ging sie durch die Wohnung, als müsse sie Abschied nehmen. Immer wieder von Zimmer zu Zimmer, blieb vor jedem Bild stehen, blätterte in dem einen oder anderen Buch und nahm kleine Dinge in die Hand, die ihr einmal etwas bedeutet hatten. Sie waren ihr gleichgültig geworden.

Sie stellte sich vor, ein Feuer würde alles vernichten, und es machte ihr nichts aus. Es gab nichts, dem sie nachtrauern würde, sie war schon gar nicht mehr hier, gar nicht mehr lebendig.

Ein einziger Satz kreiste unentwegt in ihrem Kopf: *Wenn einer den andern betrügt, ist das Leben zu Ende.*

Lange stand sie auf dem Balkon und sah hinunter auf die Straße. Spring!, dachte sie, es muss wundervoll sein, auf dem Bürgersteig zu zerschmettern und nichts mehr zu spüren.

Wer ist diese Frau, mit der er ständig schläft?, überlegte sie. Was hab ich falsch gemacht? Ich möchte sie kennenlernen, vielleicht begreife ich dann, warum Johannes das getan hat.

Und in diesem Moment spürte sie erneut die kalte Wut in sich aufsteigen. Er war schuld. Er hatte sie belogen und betrogen, hatte sie getäuscht und hintergangen.

Nein. Sie würde nicht springen.

Ruhig trat sie zurück ins Zimmer, zog sich aus und nahm ein heißes Bad. Anschließend kochte sie sich einen grünen Tee, nahm zwei Schlaftabletten und ging ins Bett.

Am nächsten Morgen hatte sie bereits gefrühstückt und war dabei, die Küche aufzuräumen, als er anrief. Sein Ton war locker und vergnügt. Wie immer.

»Gott sei Dank, dass ich dich erreiche«, meinte er, »ich hab es gestern Abend versucht, wollte dir Gute Nacht sagen, aber du warst wohl nicht zu Hause.«

»Doch. Aber ich bin früh ins Bett gegangen.«

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Alles in Ordnung.«

»Der Umzug der Firma nach Polen ist eine verdammt schwierige Kiste. Ist noch'ne Menge zu regeln, aber ich denke, bis morgen Mittag kriege ich das hin. Dann bin ich gegen Abend zu Hause. Hast du Lust, essen zu gehen?«

»Nein. Hab ich nicht. - Mach es doch nicht so kompliziert, Hannes. Du bist bei deiner Freundin hier in Berlin und ganz in meiner Nähe. Du regelst nichts, du organisierst nichts, du verhandelst nicht, du vögelst nur. Zerbrich dir nicht auch noch den Kopf über plausible Ausreden. Das ist für uns beide einfacher. Und falls du dein Handy brauchst - dann komm schnell rum und hol es dir. Es liegt auf deinem Nachttisch.«

Johannes schwieg.

Sie zählte bis zehn. Als er dann immer noch nichts sagte, legte sie auf.

Eigentlich machte sie den anschließenden Spaziergang, um ihre Gedanken zu ordnen. Aber sie merkte sehr bald, dass es da gar nichts mehr zu ordnen gab.

Sie würde nicht gehen, sie würde sich nicht umbringen, und auf keinen Fall würde sie eine erniedrigende Scheidungsschlacht durchstehen, um am Ende dann doch den Kürzeren zu ziehen. Johannes hatte viel bessere Nerven als sie. Er war raffiniert, und er würde sie fertigmachen. Sie würde auch ihr Haus in der Toskana verlieren, und das konnte sie nicht ertragen.

Die Ehe mit Johannes war ihr Leben, nun war es zerstört.

Ohne Liebe war alles sinnlos.

Er hatte gewusst, was er tat, und dafür musste er bezahlen.

Sie schloss die Augen und hob ihr Gesicht der kalten Aprilsonne entgegen.

Schade, dachte sie, schade um uns, schade um dich, Johannes.

An jenem Mittwoch, als er am Mittag in die Wohnung zurückkehrte, leise die Wohnungstür aufschloss und fast unhörbar die Wohnzimmertür öffnete, empfing sie ihn mit einem eiskalten Lächeln und einem Cognac in der Hand. Er wusste, dass sie Cognac nicht ausstehen konnte, sie trank sowieso nie harte Sachen und nur in Ausnahmefällen mal ein Glas Wein, aber sie lag auf der Couch, lasziv wie eine orientalische Haremsdame, und nippte an ihrem Cognac. Er wusste, dass das Ganze eine wohlüberlegte Inszenierung war, und konnte sich dennoch nicht verhalten. Stand in der Tür wie ein dummer Junge, der seine Standpauke erwartet.

Sie sah ihn nicht an, sondern sagte nur: »Dein Essen ist im Kühlschrank. Aber du kannst es natürlich auch wegschmeißen und essen gehen. Du kannst überhaupt alles tun, was du willst, es interessiert mich nicht mehr.«

»Bitte, Magda, lass mich dir alles erklären.«

Sie nahm erneut einen kleinen Schluck und starrte in ihr Glas, während sie sprach. »Bis heute Morgen dachte ich noch, dass ich die Frau kennenlernen will, mit der du ein Verhältnis hast. Ich wollte mich mit ihr vergleichen, wollte herausfinden, was sie hat, was ich nicht habe. Ich wollte wissen, wie sie heißt, wo sie wohnt, wie alt sie ist und wie sie aussieht. Es hat mich interessiert, was sie für einen Beruf und ob sie Humor hat. Ich wollte mir vorstellen, wie du mit ihr herumalberst und wie ihr beide es wohl miteinander treibt. Das ganze Programm, das so fürchterlich wehtut, wollte ich mir antun.« Sie lächelte und sah ihm direkt in die Augen. »Aber das ist vorbei. Ich will von der ganzen Geschichte nichts wissen und nichts hören. Meinetwegen nimm deine Sachen und zieh ganz zu ihr. Es ist mir egal.«

Johannes drehte sich wortlos um und ging in die Küche. Im Kühlschrank standen ein gebratenes Steak, ein gemischter Salat und eine Zitronencreme - alles fein säuberlich mit einer Klarsichtfolie abgedeckt.

Er rührte nichts davon an, nahm sich stattdessen ein Bier und ging in sein Arbeitszimmer.

Ihm fiel auf, dass die ganze Wohnung penibel sauber und aufgeräumt war. Er wusste, dass Magda immer anfing zu putzen, wenn sie unglücklich war. Sie war von Natur aus schon ein sehr ordentlicher Mensch, und das konnte sie, wenn sie depressiv oder verzweifelt war, noch bis ins Unerträgliche steigern.

Er hatte Lust, Carolina anzurufen. Mehrmals nahm er den

Hörer in die Hand und wählte ihre Nummer, legte jedoch jedes Mal auf, bevor sie sich meldete.

Den ganzen Nachmittag saß er an seinem Schreibtisch und wusste nichts mit sich anzufangen. In der Wohnung war es still, er hatte keine Ahnung, was Magda gerade tat. Er versuchte zu arbeiten. In den letzten Wochen war viel Unerledigtes liegen geblieben, aber es ging nicht. Er konnte sich nicht konzentrieren. Gegen sechs schlief er auf seiner Schreibtischplatte ein.

Um acht wurde er davon wach, dass Magda den Fernseher einschaltete und sich die Tagesschau ansah. Er ging in die Küche und aß das Steak. Kalt und im Stehen. Den Salat und die Zitronencreme rührte er nicht an.

Im Wohnzimmer setzte er sich neben sie.

»Wie hast du es herausbekommen?«, fragte er.

»Dein Handy ist wie ein offenes Buch. Du hättest deine ausführliche und peinliche SMS-Kommunikation vielleicht lieber löschen sollen.«

»Bist du jetzt bereit, mit mir zu reden?«

»Nein. Ich möchte einfach nur allein sein.«

Johannes verließ die Wohnung und ging zu seinem Lieblingsitaliener Francesco, drei Straßen weiter. Dort bestellte er sich ein einfaches Nudelgericht und eine Flasche Wein und wusste nicht weiter.

Als er nach Hause kam, ging er fest davon aus, dass

Magda im Gästezimmer schlafen würde. Aber das tat sie nicht. Sie lag mit dem Gesicht zur Wand im gemeinsamen Bett und schlief tief und fest. Ihr Atem ging ruhig und gleichmäßig. Nichts deutete darauf hin, dass sie spürte, wie Johannes leise und vorsichtig unter die Decke schlüpfte und sich neben sie legte.

Magda wurde immer schweigsamer. Zu Johannes sagte sie nur noch das Allernotwendigste. Sie bereitete ihm stumm das Frühstück, trank eine Tasse schwarzen Kaffee und ging in die Apotheke. Abends kochte sie wie gewohnt, nur dass sie selbst nicht mitaß, sondern in ihrem Zimmer las, fernsah oder am Computer saß, was sie sonst nie getan hatte.

Aber er traf sich dennoch mit Carolina. Mindestens zweimal in der Woche. Nur dass er es nicht mehr heimlich tat.

Eines Abends - Johannes war gerade nach Hause gekommen und stand vor dem geöffneten Kühlschrank, um zu sehen, was er essen könnte - schrak er regelrecht zusammen, als sie plötzlich hinter ihm in der Küche auftauchte und mit klarer, deutlicher Stimme sagte: »Ich habe Urlaub eingereicht. Nächste Woche fahre ich nach Italien. Für sechs Wochen. Mindestens.«

Johannes war so überrascht, dass er nicht wusste, was er sagen sollte.

Magda nahm sich ein Stück Käse aus dem Kühlschrank, nestelte zwei Scheiben Knäckebrot aus der Verpackung

und wollte gerade wieder die Küche verlassen, als Johannes vorsichtig fragte:

»Hast du etwas dagegen, wenn ich mitkomme?«

»Allein?«

»Natürlich allein. Dachtest du, ich bringe Carolina mit in unser Haus?«

Zum ersten Mal hatte er den Namen »Carolina« ausgesprochen, und er sah sehr deutlich, wie Magda zusammenzuckte. »Ich würde gern mit dir zusammen in die Toskana fahren.«

Sie sagte nur: »Bitte«, und ihr Ton war so ambivalent, dass er nicht genau wusste, ob sie ihn darum bat oder ob sie ihn nur duldete.

»Am Wochenende bin ich nicht da«, meinte Carolina eher beiläufig, als Johannes mit ihr zusammen in der Badewanne lag. »Ich möchte an einem Survival-Training im Schwarzwald teilnehmen. Drei Tage und Nächte ohne geeignete Ausrüstung im Wald. In der Kälte und Nässe übernachten und sich von dem ernähren, was man findet. Ich will es lernen, im feuchten Wald ein Feuer zu machen, und will die Pilze und Beeren kennenlernen, die ich essen kann, ohne mich zu vergiften.«

»Tolle Idee«, brummte Johannes und wusste nicht, was er davon halten sollte. Er spürte, dass er eifersüchtig war. Auf jeden, der mit Carolina zusammen sein konnte. Es war Wahnsinn, aber er wurde fast verrückt bei dem Gedanken,

dass sie mit anderen Männern auf durchweichtem Waldboden saß und an halb verrotteten Pilzen kaute.

»Handys sind bei dieser Tour übrigens verboten«, fügte sie noch hinzu. »Ich werde also nicht zu erreichen sein. Nur, dass du dich nicht wunderst.«

Er wunderte sich nicht, sondern litt wie ein Hund. Das ganze Wochenende. Sie hauste im Wald, und ihm fehlte die Kraft, irgendetwas zu unternehmen.

Am Dienstag nach dem Survival-Wochenende umarmte Carolina Johannes stürmisch.

»Ach Schatz«, jubelte sie und zog Johannes ins Wohnzimmer, »die drei Tage waren einfach wunderbar!« Dann wurde sie schlagartig ernst. »Es ist ja egal, du erfährst es sowieso irgendwie, und ich hasse Heimlichkeiten wie die Pest. Er heißt Frederick, ist Biologiestudent und einfach süß.«

Johannes fühlte sich, als hätte man ihm mit einem Baseballschläger auf den Kopf geschlagen.

»Ich will dir nichts vormachen«, sagte Carolina, »aber ich liebe euch beide. So wie du wahrscheinlich deine Frau und mich liebst. Es ist genau dasselbe. Also, wo ist das Problem?«

Das Problem war, dass Johannes einen Stich ins Herz spürte, wenn er daran dachte. Der Kerl war zwanzig oder

sogar fünfundzwanzig Jahre jünger als er. Plötzlich kam er sich vor wie ein alter Trottel, und Carolinas Faszination verblasste. Er hatte sie nicht mehr für sich allein, sie war kein Hauptgewinn mehr, sondern ein Wanderpokal.

Es war wenige Tage vor dem Urlaub. Als Johannes nach Hause kam, stand Magda gerade auf der Leiter und hängte frisch gewaschene Gardinen auf. Johannes hatte einen anstrengenden Tag hinter sich, fühlte sich abgespannt und müde und überlegte, ob er noch bei Carolina vorbeifahren sollte oder nicht.

Magda stieg sofort von der Leiter herunter, als er ins Wohnzimmer kam.

»Ich muss mit dir reden«, sagte sie und lächelte sogar zaghaft. »Machst du uns eine Flasche Wein auf?«

So einen Satz hatte er schon ewig nicht mehr von ihr gehört. Eigentlich nicht mehr, seit sie von Carolina erfahren hatte.

Als er mit der Flasche und zwei Gläsern wiederkam und ihnen beiden einschenkte, hatte Magda die Leiter schon an die Wand gestellt. Erschöpft fuhr sie sich mit der Hand durch die Haare.

»Ich will das noch vor der Abreise schaffen«, meinte sie entschuldigend, »denn ich hasse es, aus dem Urlaub zurückzukommen und einen Berg von Arbeit vor mir zu

haben.«

»Prost, Magda«, sagte Johannes leise und hob sein Glas. »Wie schön, dass wir endlich mal wieder zusammensitzen und miteinander reden.«

Magda drehte ihr Glas in den Fingern, bis sie anfing zu sprechen.

»Es gibt da etwas, das ich dir sagen muss«, begann sie zögernd. »Etwas, das mich sehr irritiert und vollkommen durcheinanderbringt.«

Johannes sah sie erwartungsvoll an.

»Was denn?« Er war ganz ruhig, hatte das Gefühl, dass ihn zurzeit ohnehin nichts mehr erschüttern konnte.

»Wir haben in letzter Zeit nicht mehr miteinander geschlafen, aber bevor ich das mit Carolina erfahren habe, war das anders. Erinnerst du dich?«

»Natürlich.« Es war ihm fast peinlich.

»Ich bin schwanger, Johannes.« Sie sagte das vollkommen überzeugend und hatte bei dieser Lüge auch nicht das geringste schlechte Gewissen. Im Gegenteil. Vielleicht begriff er jetzt endlich, dass er sich entscheiden musste.

Er starrte sie fassungslos an. »Ich dachte nicht, dass das noch passieren kann.«

»So alt bin ich noch nicht.« Sie lächelte. »Aber meine

Tage kommen unregelmäßiger als früher. Da habe ich mich wohl vertan.«

»Und jetzt?« In seinem Kopf drehte sich alles. Er war nicht in der Lage, vernünftig über die neue Situation nachzudenken.

»Jetzt ist gar nichts. Ich wollte es dir nur sagen. Mehr nicht.«

Johannes musste plötzlich an Thorben denken, aber es tat zu weh, und er verdrängte den Gedanken schnell wieder. Und schämte sich in diesem Moment, dass er so selten an ihn dachte.

Magda stand auf und ging in ihr Zimmer. Den Wein ließ sie stehen. Sie hatte kaum einen Schluck getrunken.

Johannes blieb sitzen und trank allein weiter.

Magda war offensichtlich ins Bett gegangen, denn sie kam nicht mehr wieder.

Carolina kam ihm wieder in den Sinn. Und merkwürdigerweise prickelte es gar nicht, als er an sie dachte, es fühlte sich eher taub an. Carolina mit ihrer neuen Errungenschaft, diesem Frederick, mit dem man wahrscheinlich wunderbar nachts im Wald übernachten konnte, wenn Wölfe heulten und einem die Ameisen in die Hose krochen. Dieser tolle Hecht schaffte es sicher, auf klatschnasser Wiese mit ein paar dünnen Zweigen ein Feuer zu entzünden, trieb es wohl am liebsten auf dem harten Waldboden zwischen Wurzelstrünken und

Brennnesseln und kam den ganzen Tag mit einem Schluck Wasser aus dem Bach und ein paar zerkauten Löwenzahnblättern aus.

Mit so einem Supertypen konnte er nicht konkurrieren. Und er wollte es auch gar nicht.

Plötzlich fand er es reizvoll, noch einmal ganz von vorn anzufangen. Nicht mit einer jüngeren Geliebten, sondern mit Magda und einem neuen Kind.

32

Magda hatte den ganzen Samstag gepackt. Im Flur stapelten sich Koffer und Taschen, Kisten und Tüten.

»Es sieht aus, als würdest du ganz nach Italien ziehen«, bemerkte Johannes eigentlich recht freundlich, als er vor dem Gepäckberg stand. Er erwartete nicht unbedingt eine Antwort, und er bekam auch keine. Magda ging schweigend von Zimmer zu Zimmer und stellte immer mehr Dinge im Flur dazu.

»Bist du sicher, dass das alles ins Auto passt?«, fragte er vorsichtig, aber auch darauf reagierte sie nicht.

Als sie fertig war, alles ins Auto gebracht hatte und nur noch ihre Handtasche kontrollierte, ob sie auch nichts Wichtiges wie Geld, Ausweis, Führerschein, Kreditkarten oder Schlüssel vergessen hatte, kam sie ihm so verloren, so unglücklich vor, dass er sie spontan in den Arm nahm. Aber sie entzog sich ihm heftig, als habe er eine ansteckende Krankheit.

»Das ist kein Zustand«, sagte er leise und ging aus dem Zimmer.

Am nächsten Morgen stand sie um sechs auf, duschte, trank im Stehen einen Kaffee und war bereits kurz nach halb sieben abfahrbereit.

Er schreckte hoch, als er hörte, dass sie ihren Schlüsselbund von der Kommode nahm und die Haustür aufschloss. In Windeseile und noch ein bisschen schwindlig sprang er aus dem Bett, riss seinen Bademantel vom Haken, warf ihn sich über und rannte in den Flur. Sie wollte gerade gehen, als er ihr die Klinke aus der Hand nahm.

»Tschüss, Magda«, sagte er leise und hauchte ihr einen Kuss auf die Wange. »Fahr vorsichtig und pass auf dich auf. Ich komme so schnell wie möglich nach. Wahrscheinlich schon am Wochenende.«

Sie nickte nur und sah zu Boden.

»Und vergiss nicht, dass ich dich liebe.«

Sie sah ihn an, und er bemerkte den Spott in ihren Augen.

Dann drehte sie sich wortlos um und ging.

Vom Balkon aus beobachtete er, wie ihr Wagen davonfuhr, und er schwor sich, dieser Quälerei ein Ende zu machen. Er würde Carolina verlassen und zu Magda zurückkehren, auch wenn es wehtun sollte.

Am Donnerstagabend ging Johannes zu Carolina.

Sie sah hinreißend aus, als sie ihm die Tür öffnete. Ihre wilde lockige Mähne hatte sie glatt geföhnt, sodass ihr das Haar in sanften Wellen auf die Schultern fiel, sie war

sorgfältig geschminkt und trug einen hautengen Lederanzug.

Sie umarmte ihn wie immer stürmisch, küsste ihn wie eine Löwin, die sich in ihre Beute verbeißt, und jubelte fast: »Wir haben uns eine ganze Woche nicht gesehen! Ich bin ja fast gestorben ohne dich.« Dann zog sie ihn in die Wohnung und ließ den Korken einer Flasche Sekt knallen, noch bevor Johannes irgendwie zu Wort gekommen war.

Sie prostete ihm zu: »Auf dich, auf mich, auf uns und auf die Zukunft!«

Der Abend fing denkbar schlecht an. Er hatte sich entschlossen, die Beziehung zu beenden, aber wenn Carolina so weitermachte, würde er es niemals schaffen.

Sie trank ihr Glas in einem Zug aus, setzte sich dicht neben ihn und schmiegte sich an seine Schulter. »Du, ich brauche dich so sehr, das hätte ich niemals gedacht. Es war alles so trostlos ohne dich. Einfach schrecklich!«

»Und dein Naturbursche?«

Sie winkte ab. »Euch beide kann man nicht vergleichen. Fredi ist nicht wichtig, hör auf, an ihn zu denken. Du bist einfach anders. Ganz anders. Du bist ein Mann zum Heiraten.«

Johannes erstarrte.

»Ich habe noch nie ans Heiraten gedacht, aber seit ich dich kenne, denke ich daran.«

»Carolina, ich bin verheiratet!«

»Das weiß ich. Aber wenn du es nicht wärst …, würdest du mich dann heiraten?« Sie umarmte ihn und sah ihm direkt in die Augen.

Er entzog sich ihrer Umarmung und wich ihrem Blick aus. »Das weiß ich nicht. Das ist eine völlig hypothetische Frage, die ich nicht beantworten kann.«

»Natürlich ist es hypothetisch! Aber du kannst es dir doch vorstellen!«

»Vielleicht würde ich dich heiraten, vielleicht auch nicht. Das kommt auf die Situation an.«

»Die Situation ist heute. So wie du bist, was du bist, wie ich bin. Alles ganz genauso. Nur ohne deine Frau.«

Anstelle einer Antwort zog er sie aus und trug sie ins Schlafzimmer.

In der Nacht schlief er fast gar nicht und wusste absolut nicht mehr, was er machen sollte. Er spürte ihre warme, weiche Haut und roch ihren zarten zimtigen Duft. Ihr Atem berührte seine Wange wie eine Liebkosung. Er war glücklich in diesem Moment und wünschte sich doch ganz weit weg.

Mit Carolina wäre auch noch einmal alles möglich. Es würde neu beginnen, wie vor zwanzig Jahren. Aber es war nicht fair Magda gegenüber.

Magda, die er immer noch liebte und die ein Kind von

ihm erwartete.

Im Grunde seiner Seele liebte er beide.

Gegen fünf fiel er in einen unruhigen Schlaf und wurde drei Stunden später wach, als in der Küche die Espressomaschine zischte. Wahrscheinlich hatte Carolina vergessen, dass er morgens nur Tee trank.

Er verzichtete auf seine Bauchmuskelübungen und ging ins Bad.

Als er in die Küche kam, empfing ihn Carolina mit einem Kuss. »Was machst du denn hier? Geh zurück ins Bett, ich komme gleich mit dem Tablett.«

»Machst du mir einen Tee?«

Sie hielt einen Moment inne. »Verdammt - das hab ich vergessen. Ja, klar. Fünf Minuten, dann bin ich mit dem Frühstück bei dir.«

Sie war so unwahrscheinlich guter Laune - er hätte gleich gestern gehen und nicht noch eine Nacht mit ihr verbringen sollen.

Sie brachte das Frühstückstablett, den Tee und eine Flasche Champagner mit.

»Spinnst du?«, meinte er. »Es ist neun Uhr morgens!«

»Na und? Wir können ja hinterher weiterschlafen.«

Sie öffnete die Flasche und hockte sich dabei nackt auf seinen Bauch. »Vielleicht habe ich diese Woche, in der ich

dich nicht gesehen habe, gebraucht, um zu kapieren, wie wichtig du mir bist.«

Johannes schloss die Augen. Und alles, was Carolina dann tat, ließ er einfach mit sich geschehen. Und stellte sich vor, es wäre sein letzter Tag.

Als sie danach wieder erwachten, war es Viertel vor zwei.

Johannes ging unter die Dusche und zog sich an. Carolina saß am Computer und checkte ihre E-Mails. Er setzte sich ihr gegenüber auf die Couch.

Als sie das Programm beendete und lächelnd zu ihm aufsah, sagte er: »Carolina, ich werde dich verlassen. Ich möchte, dass wir unsere Beziehung beenden und uns nie wiedersehen.«

Carolina blieb ganz ruhig. »Sag das noch mal.«

»Carolina, es geht nicht. Ich hab mich in dich verliebt, das stimmt, aber ich halte dieses Doppelleben nicht durch. Ich habe begriffen, dass ich mich entscheiden muss. Zwischen dir und Magda. Es ist die Hölle, so eine Entscheidung treffen zu müssen. Das kannst du mir glauben.«

»Ach Gottchen. Mir kommen die Tränen.« Carolinas Mund war nur noch ein schmaler Schlitz. »Du hast dich also für deine Frau entschieden.«

Johannes nickte und hoffte, dass sie nun nichts mehr

sagen würde.

Carolina schlug die Beine übereinander und verknotete mit einem geübten Griff ihre Haare am Hinterkopf. Das machte ihren Gesichtsausdruck noch strenger.

»Ich wusste gar nicht, dass du so ein mieses Stück Scheiße bist.«

Das war drastisch. Aber Johannes war ihr fast dankbar dafür. Es machte die ganze Sache leichter.

»Offensichtlich hast du deine Entscheidung ja schon getroffen, bevor du hergekommen bist. Ein Anruf hätte gereicht. Aber nein, du kommst her, sagst keinen Ton und schläfst mit mir. Mehrmals sogar. Und dann, kurz vor dem Aufbruch, haust du mir dieses Ding um die Ohren. Kannst du dir überhaupt vorstellen, wie ich mich fühle?«

»Es tut mir leid, Carolina, es tut mir wirklich leid. Aber ich konnte irgendwie nicht anders.«

Sie stand auf. Ihr Gesicht war jetzt krebsrot. »Hau ab! Verschwinde!«

Johannes fühlte sich hundeelend, als er seine Sachen zusammensuchte. Sie sah ihm schweigend dabei zu, starr vor Wut.

»Ich hatte mir einen anderen Abschied gewünscht«, sagte er leise, als er zum letzten Mal vor ihr stand. »Einen versöhnlicheren.«

»Wie naiv bist du eigentlich?«, zischte sie und wandte

sich ab. »Hau ab und werde selig mit deiner Magda.«

»Lass mich dich noch einmal umarmen.«

»Verpiss dich.«

»Ciao, bella«, murmelte Johannes und verließ die Wohnung.

33

Topo schlief bis zehn. Er wohnte in seinem ehemaligen Kinderzimmer unterm Dach und hatte das ganze Wochenende damit verbracht, die Habseligkeiten seiner Mutter in Kisten zu verpacken, um sie der Misericordia zukommen zu lassen, oder er hatte sie säckeweise auf unterschiedliche Müllcontainer in der Umgebung verteilt. Die Möbel ließ er stehen. Er hatte schon mit einem Makler gesprochen und wollte versuchen, das Haus samt Inventar zu verkaufen.

Er hatte niemanden, der ihm bei dieser unerfreulichen Arbeit zur Hand gehen konnte, und er wusste, dass er noch Tage in diesem Haus zu tun hatte, wenn nicht Wochen. Seine Mutter hatte jahrelang nicht mehr aufgeräumt und nichts weggeworfen. Was sie im Haus angehäuft hatte, war eine völlig unüberschaubare und unvorstellbare Menge. Topo war wütend über jede Sekunde, die er noch in Ambra verbringen musste. Er sehnte sich nach seiner kleinen, aber schmucken Wohnung in Florenz und hasste seine Mutter dafür, dass es ihr noch nach ihrem Tod gelungen war, ihn über längere Zeit an diesen Ort zu binden.

Als er die Treppe herunterkam und das Küchenfenster öffnete, hörte er keine Nationalhymne, auch die Espressomaschine zischte nicht, und kein »buongiorno,

stronzo« ertönte.

Topo trat aus dem Haus, wo Beos Käfig vor dem Fenster mit offenem Türchen schaukelte. Er hatte die Käfigtür offen gelassen. Sollte Beo doch davonfliegen und sich ein neues Zuhause oder auch sein Futter und Wasser selber suchen. Bei einem zahmen Tier dürfte das ja wohl kein Problem sein. Es gab genug tierliebe Menschen in Ambra, die sich sicher gern eines Vogels angenommen hätten.

Aber Beo hatte seinen Käfig nicht verlassen.

Jetzt lag er tot auf dem Rücken, die Beine steif und gen Himmel gestreckt, die Augen weit offen, glanzlos und stumpf, und erinnerte Topo daran, wie seine Mutter dagelegen hatte.

Angewidert nahm er ihn aus dem Käfig, trug ihn in die Küche und warf ihn in den Mülleimer. Froh, nie wieder als »stronzo« begrüßt zu werden.

Nachdem er ein Glas Wasser und einen Kaffee getrunken hatte, schaltete er in seinem Zimmer seinen Laptop ein. Bis morgen früh musste er noch zwei Rezensionen schreiben. Die Bücher lagen seit zwei Wochen auf seinem Schreibtisch, bisher hatte er noch keine Sekunde hineingesehen. Jetzt hatte es sowieso keinen Sinn mehr, also würde er auf seine altbewährte Methode zurückgreifen.

Das erste Buch hieß »Heißer Sand« und war ein Abenteuerroman. Das Titelbild zeigte eine faszinierende Wüstenlandschaft im Abendsonnenlicht. Topo überflog den Klappentext auf der Rückseite des Buches. *Zwei Paare, die Urlaub im Tschad machen, begegnen sich in einem Luxushotel und freunden sich an. Man beschließt eine mehrtägige gemeinsame Wüstentour. Aber nicht nur bei den Paaren untereinander gibt es Probleme. Als ihr Wüstenführer nach einem Schlangenbiss stirbt und sie völlig orientierungslos in der Wüste umherirren, beginnt ein Abenteuer auf Leben und Tod.*

Topo seufzte. Diese Themen hingen ihm zum Hals heraus. Also dachte er nicht lange nach, formulierte den Klappentext geringfügig um und schrieb dazu: *Ein dünnes Geschichtchen braucht vielleicht den Tschad, um interessanter zu werden. Aber das hat in diesem Fall nicht funktioniert. Die Naivität der handelnden Personen, sich ohne Erfahrung, ohne Karte und ohne GPS in die Wüste zu begeben, wird eigentlich nur noch übertroffen von der Blödheit des Autors, solchen Schwachsinn zu schreiben. Die Personen sind in Klein-Lieschen-Manier einfältig gezeichnet, die Dialoge fad und beliebig. Eine bessere Lesekost als dieser Schinken findet sich sicher allemal.*

Topo grinste und war sehr zufrieden. Diese paar Sätze hatten nicht länger als fünf Minuten gedauert. Er konnte sich gar nicht mehr vorstellen, dass es tatsächlich noch Kollegen gab, die die Bücher lasen, die sie besprachen. Natürlich konnte er Figuren und Dialoge nicht beurteilen,

aber schließlich war seine Meinung Ansichtssache. Da konnte ihm keiner an den Karren fahren.

Er nahm das nächste Buch mit dem Titel: »23. April, 11 Uhr 45« von Maria Cecci zur Hand und las den Klappentext. *Ein idyllischer Ort in den Marken. Ein warmer Frühlingsmorgen im April. Giovanni Santoni macht sich auf den Weg, um in seiner Heimatstadt ein Blutbad anzurichten. Ein spannender Thriller, der unter die Haut geht.*

Ach du lieber Himmel, dachte Topo. Wer hat denn Lust, sich freiwillig mit so einem Spinner auseinanderzusetzen? Und er hackte in seinen Computer: *Wie kommt es eigentlich, dass eine Schwarte dieser Art immer wieder in den Bestsellerlisten landet? Muss uns die Autorin wirklich mit ihrer Klein-Lieschen-Psychologie belästigen?*

In diesem Moment fiel ihm auf, dass er auch in dieser zweiten Rezension schon wieder »Klein-Lieschen« geschrieben hatte, und er ersetzte es im ersten Text durch »langweilig«, sodass es jetzt hieß, »die Personen sind langweilig und einfältig gezeichnet«. Der Ausdruck »Klein-Lieschen« passte einfach zu gut zur Psychologie und zu einer Autorin, fand Topo. Er schrieb eine kurze Zusammenfassung, die keine Probleme bereitete, weil auf der zweiten Seite des Buches mehr über den Inhalt stand als auf der Rückseite, ließ ein paar populärwissenschaftliche Sätze über Amokläufer im Allgemeinen einfließen, die er sich aus dem Internet holte

und die wunderbar unterstreichen konnten, dass er sich intensiv mit der Problematik auseinandergesetzt hatte. Und dann fügte er seinem Verriss noch hinzu: *Mal abgesehen von der hanebüchenen Story …* »hanebüchen« war immer gut, fand Topo, es war eines seiner Lieblingsworte, *möchte ich auch nicht lesen, wie das Gehirn der Erschossenen über die Straße spritzt und die Autoscheiben verschmiert, ich esse nämlich gerade. Vielleicht ließen sich die Buchseiten dieses Romans auf der Toilette sinnvoller verwenden.*

Topo lehnte sich zurück und grinste. Er fand sich mal wieder genial. Für diese drastischen Worte liebten ihn seine Leser. Denn vor seinem kritischen Auge hatte nichts Bestand. Warum auch? Positive Rezensionen waren so spannend wie das Börsenblatt im Wartezimmer. Dass in dem von ihm besprochenen Buch letztendlich gar kein Amoklauf stattfand, weil er rechtzeitig verhindert wurde, wusste Topo nicht, und er wollte es auch gar nicht wissen. Er schrieb, was er wollte, und damit war der Fall erledigt.

Topo rieb sich erleichtert die Hände. Feierabend. Seine wöchentliche Arbeit war erledigt. Er schickte die Texte per Mail in die Redaktion und war wieder einmal äußerst zufrieden mit sich.

Dann machte er sich an die Arbeit und leerte den Badezimmerschrank seiner Mutter, indem er alle Medikamente, Cremes, Tuben, Fläschchen und Döschen in einen großen Müllbeutel fegte.

34

Das Wetter war unverändert schön. Wahrscheinlich würde es jetzt bis Mitte September so bleiben, meinten die Einheimischen in der Bar und verzogen die Miene. Für die Oliven war es wesentlich besser, wenn es hin und wieder regnete.

Lukas war zum Bäcker und zur Post gefahren, brachte bei der Gelegenheit gleich den Müll weg, und Magda saß auf der Terrasse und schrieb an Thorben.

Mein Schnuffilein,

ich habe gerade ein bisschen Zeit, Dir zu schreiben. Papa ist einkaufen gefahren, und ich sitze auf der Terrasse. Es ist viel zu heiß, um irgendetwas im Garten oder im Haus zu tun.

Vor drei Tagen habe ich mit Deinem Rektor telefoniert. Er hat gesagt, dass Du Dich sehr gut eingelebt hast. Das ist ja wundervoll, mein Schatz. Ich freue mich schon auf Deinen nächsten Brief, damit ich weiß, dass Du wirklich glücklich bist.

Heute Morgen hat Papa den Garten umgegraben. Ein

Wahnsinn, bei der Hitze. Aber Du weißt ja, wie er ist. Er schont sich nicht und kann nicht fünf Minuten still sitzen, ohne irgendetwas zu tun.

Füchslein kommt jetzt übrigens regelmäßig. Jeden Morgen, wenn wir frühstücken, sitzt er unter dem Busch und läuft auch nicht mehr weg, wenn Papa ihm Futter bringt.

Außerdem haben wir jetzt eine kleine Meise, die jeden Tag am Fenster sitzt und gegen die Scheibe pickt. Ich habe ihr schon ein paar Brotkrumen hingestreut, aber das interessiert sie nicht. Sie scheint satt zu sein. Und wenn ich aus dem Haus komme, fliegt sie weg. Ein scheues Tier, aber ich habe mich so an sie gewöhnt, dass ich Angst bekommen würde, wenn sie einmal nicht da wäre.

Liebster Schatz,

mach es weiterhin gut, melde Dich, wenn Du irgendetwas brauchst, wir denken an Dich, wir freuen uns auf Dich, und wir sind immer für Dich da.

In Liebe

Mama und Papa

Magda steckte den Brief gerade wieder in die Kiste, als

Lukas zurückkam.

Sie sah ihn an. »Ich möchte übrigens nach Rom fahren«, sagte sie ernst. »Am liebsten morgen schon.«

»Warum? Was versprichst du dir davon?«

»Ich möchte die Hotels abklappern, deren Namen wir in seinem Computer gefunden haben. Vielleicht erfahre ich ja irgendetwas. Eine winzige Kleinigkeit, die uns weiterbringt. Ich kann einfach nicht länger hier rumsitzen und nichts tun und mich damit abfinden, dass Johannes nicht mehr wiederkommt, ohne zu wissen, was ihm passiert ist. Das halte ich nicht aus. Verstehst du das?«

»Ja, schon …« Lukas zögerte. »Aber was soll das bringen, Magda? Entweder du erfährst, dass er in keinem der Hotels eingecheckt hat, oder du erfährst, dass er in einem der Hotels gewohnt und am Soundsovielten wieder abgereist ist. Und er wird dem Portier nicht gesagt haben, wohin. Also bist du kein Stückchen weiter und am Ende noch unglücklicher als jetzt.«

Magda starrte ihn an. Dann schossen ihr die Tränen in die Augen, und sie fing hemmungslos an zu schluchzen. Es war mehr als weinen. Sie heulte wie ein verwundetes Tier.

Lukas war über diesen Gefühlsausbruch derart erschrocken, dass er ein paar Sekunden lang nicht wusste, was er machen sollte. Dann versuchte er sie in den Arm zu nehmen, aber sie stieß ihn weg und schluchzte noch lauter und heftiger.

»Was hast du?«, stammelte er unsicher. »Was ist denn bloß los? Was habe ich dir denn getan?«

»Alles machst du schlecht, alles machst du kaputt«, schrie sie, »du nimmst mir jede Hoffnung, weil du ihn gar nicht finden willst! Du bist froh, dass er weg ist, stimmt's? Du bist so destruktiv, so negativ, du suchst ihn nicht, und du hilfst mir auch nicht! Im Gegenteil, du machst alles nur noch schlimmer!« Es brach aus ihr heraus wie eine Gerölllawine, die ins Rutschen kommt, immer größer wird und schließlich im Tal alles erschlägt.

»Ich halte das alles nicht mehr aus!«, schrie sie weiter und trommelte mit den Fäusten gegen ihre Schläfen. »Kannst du dir das nicht vorstellen? Diese Angst, dass ihm irgendetwas zugestoßen ist, diese ewige Ungewissheit! Ich vermisse ihn so unendlich, und das, was wir hier tun, wie wir unsere Tage verbringen, ist alles so sinnlos, so dumm! Ich werde verrückt, Lukas, ich kann hier nicht mehr rumsitzen und warten!«

»Das weiß ich doch. Und ich versteh dich auch«, murmelte er, und sie explodierte erneut.

»Gar nichts weißt du, und gar nichts verstehst du! Nichts! Du hast ja keine Ahnung, wie ich mich fühle und wie es hier in mir drin aussieht!« Sie schlug sich mit der flachen Hand auf die Brust, dass es knallte. »Ich kann einfach nicht mehr, Lukas, ich halte das alles nicht mehr aus!«

Sie legte den Kopf auf die Arme und weinte lautlos. Er stand stumm daneben und tat gar nichts. Wagte noch nicht

einmal, ihr übers Haar zu streichen.

Nach einigen Minuten stand sie auf. »Ich glaube, ich bringe mich um«, flüsterte sie und ging hinauf in ihr Schlafzimmer.

Lukas hörte sie noch ein paarmal nach Johannes rufen, dann war alles still.

Er saß in der Küche wie auf glühenden Kohlen, wusste überhaupt nicht, wie er sich verhalten sollte.

Drei Stunden hielt er es aus. Dann ging er nach oben und öffnete leise ihre Tür.

Sie lag auf dem Bett, aber sie schlief nicht, sondern hatte den Kopf zur Seite geneigt und sah unbeweglich aus dem Fenster. Auch als er in der Tür stand, reagierte sie nicht.

»Bitte sei mir nicht böse«, sagte er leise. »Verzeih mir, Magda.«

Sie sah ihn an, und ihr Blick war ganz sanft. Beinah zärtlich.

»Du brauchst wirklich nicht mitzukommen, Lukas. Ich fahre auch allein.«

»Natürlich komme ich mit. Ich fahre gern mit dir nach Rom. Und ich will alles tun, was in meiner Macht steht, um dir zu helfen.«

»Morgen früh um acht fahren wir hier los«, sagte sie und

lächelte. »Ich will den Zug um neun Uhr fünfzehn nehmen. Ist das okay für dich?«

35

»Es ist ein merkwürdiges Gefühl, genau dasselbe zu tun wie Johannes vor einigen Tagen«, sagte Magda gedankenverloren, als sie im Zug saßen. »Ich sehe aus dem Fenster, ich lese, vielleicht schlafe ich ein paar Minuten - ich fahre nach Rom. So wie er nach Rom gefahren ist. Ich folge seiner Spur und komme ihm immer näher. Vielleicht hat er die ganze Zeit darauf gewartet, dass ich das endlich tue, und eventuell komme ich sogar zu spät. Aber ich werde ihn finden, Lukas. Von Minute zu Minute wird mir das klarer. Ich hätte schon viel eher fahren sollen.«

»Du hast alles versucht und alles richtig gemacht. Ich denke, du hast dir absolut nichts vorzuwerfen.« Lukas spürte selbst, wie hohl seine Worte klangen.

Magda lächelte ihm zu und schloss die Augen. Der Zug verließ den Bahnhof von Arezzo. Nach wenigen Minuten hörte sie die Stimmen um sie herum nicht mehr, in ihr Bewusstsein drang nur noch der monotone Klang des Ratterns der Räder auf den Schienen und ging ganz allmählich, beinah unmerklich in den Rhythmus einer Melodie über, die sie auf dem Rummel gehört hatte, als sie sieben Jahre alt war, und die sich fest in ihre Erinnerung eingebrannt hatte.

Sie war nicht allein mit ihrem Vater auf dem Oktoberfest, darum hielt er sie auch nicht an der Hand. »Jemand« war mit dabei: groß, dunkelhaarig, schlank und mit eindrucksvollen braunen Augen. Ihr Vater nannte sie so, wenn er von ihr redete, ihre Mutter vermied es, überhaupt von »Jemand« zu sprechen. Magda war sich nicht ganz klar, welche Rolle Jemand in ihrer Familie spielte - aber sie hatte kein gutes Gefühl.

Ihr Vater hatte den Arm um die Schultern von Jemand gelegt und lachte viel. Viel mehr als zu Hause, wenn Jemand nicht dabei war.

Magda hatte eigentlich gedacht, ihr Vater sei mit ihr aufs Oktoberfest gegangen, um ihr eine Freude zu machen, aber das war ein Irrtum gewesen. Das merkte sie jetzt. Er wollte mit Jemand zusammen sein, sie war nur das fünfte Rad am Wagen und trottete lustlos hinter den beiden her.

Jemand griff Vaters rechte Hand, die auf ihrer Schulter lag, und die beiden spielten mit ihren Fingern. Magda wusste nicht wieso, aber sie schämte sich dafür.

Am nächsten Stand kaufte ihr der Vater Zuckerwatte. Groß, weiß, klebrig und süß. Und als Magdas Kindergesicht hinter der riesigen Watte verschwand, küsste er Jemand auf den Mund. Wahrscheinlich hatte er vermutet, dass Magda hinter der Zuckerwatte nichts sehen konnte, aber sie sah es dennoch.

Magda konnte Jemand nicht leiden. Sie kam ihr vor wie eine dicke Python, die sich im Haus einnistet und ganz

langsam einen nach dem andern verschlingt. Immer wenn Magda Jemand sah, überkam sie eine diffuse Angst. Und schon deshalb konnte sie sie nicht ausstehen.

Sie war sich auch sicher, dass Jemand sie nur als störend betrachtete. Viel lieber wäre sie mit ihrem Vater allein gewesen, aber Magda konnte sich nun mal nicht wegzaubern, und sie fürchtete, dass ihr Vater böse auf sie werden würde, wenn Jemand deswegen schlechte Laune bekam. Schließlich war sie, Magda, an allem schuld.

»Ich möchte Geisterbahn fahren«, sagte Magda laut und vernehmlich und zupfte ihren Vater am Jackett. Er und Jemand sahen sich an. Dann nickte er.

Das Gute war, dass in den Wagen der Geisterbahn nur zwei Personen Platz hatten. Jemand konnte also nicht mitfahren.

Magda gruselte sich wirklich. Sie schmiegte sich ganz dicht an ihren Vater, kuschelte sich in seine Armbeuge und betete, dass erstens diese wunderbare Fahrt zusammen mit Papa durch dunkle Tunnel, vorbei an kreischenden Gespenstern und blutverschmierten Geköpften nie ein Ende nehmen und dass zweitens Jemand verschwinden würde. Inständig hoffte sie, dass Jemand vom Blitz getroffen oder von der Erde verschluckt würde, aber nichts geschah. Ihr Vater spendierte drei Fahrten, und jedes Mal stand Jemand am Ende der Fahrt fröhlich lächelnd und winkend an der Stelle, wo der Wagen hielt.

Und in diesem Moment vermisste Magda ihre Mutter so sehr. Wenn sie da draußen gestanden hätte - das wäre perfekt gewesen. Oktoberfest mit Mama und Papa, etwas Schöneres konnte sich Magda nicht vorstellen.

Einen Moment überlegte Magda, ob sie es schaffen würde, Jemand aus der Gondel zu schubsen. Genau vor die Füße eines fünfköpfigen feuerspeienden Drachen, oder in die Arme einer ekelhaft gackernden Hexe - aber dann verdrängte sie den Gedanken ganz schnell wieder. Niemals würde sie sich das trauen. Und wenn sie jetzt noch länger darüber nachdachte, würde sie diese bösen Gedanken am Samstag in der Kirche beichten müssen, und das wollte sie auf gar keinen Fall.

An einem Schießstand schoss ihr Vater einen kleinen Stoffaffen mit Boxhandschuhen. Jemand jubelte bei jedem gelungenen Schuss, als habe sie einen Sack voll Geld gewonnen, aber der Affe war für Magda.

Danach kehrten sie in einem Bierzelt ein. Zwei große Bier und zwei halbe Hähnchen für Papa und Jemand, Magda aß eine Currywurst und trank dazu eine Cola.

Sie saß den beiden genau gegenüber, aber sie unterhielten sich so leise, dass Magda kaum ein Wort verstand. Der eintönige Rhythmus eines Karnevalschlagers dröhnte durch das Zelt. Magda hatte ihre Wurst aufgegessen und ließ ihren Affen nach der Musik tanzen. Dabei fiel er vom Tisch. Als sie sich bückte, um den Affen aufzuheben, sah sie unter dem Tisch, dass Jemands Rock

hochgeschoben war. Sie sah ihre Strumpfhalter und die Hand ihres Vaters, die zwischen Jemands bleichen Schenkeln verschwand.

Als Magda wieder auftauchte, wusste sie, dass sie flammend rot war. Nicht nur weil sie den Kopf einen Moment unter dem Tisch gehabt hatte. Sie schämte sich so maßlos, viel mehr als über die ineinander verhakten Finger.

Das Oktoberfest machte ihr keinen Spaß mehr, und eine unendliche Traurigkeit überkam sie, als wäre ihr eigenes Leben als kleines Mädchen plötzlich sinnlos und düster geworden.

Magda öffnete die Augen. Noch knapp zwei Stunden Fahrt lagen vor ihnen. Obwohl der Zug nicht voll besetzt war, war es wenig angenehm, im Abteil zu sitzen. Die Sitze waren ungemütlich, sie hatten eine Form, die absolut nicht dem menschlichen Körper entsprach, die Scheiben waren verschmiert, die kleinen Papierkörbe darunter quollen über. Obwohl an den Fenstern stand, dass man sie wegen der Klimaanlage geschlossen halten sollte, waren alle offen. Die türkisfarbenen Gardinen vor den Fenstern flatterten im Wind, und es zog unerträglich.

Magda schien es nicht zu spüren.

Was bin ich für ein Idiot, dachte Lukas, anstatt mich um einen Job zu kümmern, sitze ich im Zug nach Rom wegen eines aussichtslosen und irrwitzigen Unterfangens. Ich bin

der Schatten einer Frau, die um meinen Bruder trauert und mich gar nicht bemerkt.

Aber so war es in seinem Leben immer gewesen. Er war und blieb die Nummer zwei, war Johannes' kleiner Bruder und im Zweifelsfall immer der, der das Fenster zerbrochen und die Hausschlüssel verbummelt hatte. Er war schlechter in der Schule und im Sport der ewige Vierte. Er trug die Sachen seines Bruders auf, und die Mädchen interessierten sich meist dann erst für ihn, wenn sein Bruder ihnen bereits den Laufpass gegeben hatte. Johannes machte Abitur, er schaffte nur die Realschule, Johannes übernahm die Firma des Vaters, er erlernte eine »brotlose« Kunst, wie seine Mutter immer betonte, und wurde Schauspieler. Er war in Flughäfen der einzige von sämtlichen Passagieren, der regelmäßig vom Zoll herausgewunken wurde, und die Kinovorstellung war ausverkauft, wenn er nach einer halben Stunde Warten endlich an der Reihe war. Er hatte als Junge immer nur die Bücher bekommen, die Johannes schon ausgelesen, ihm mit Eselsohren hinterlassen und seine Kommentare mit Kugelschreiber hineingeschrieben hatte. Am Theater spielte er nicht in Berlin, sondern in der Provinz, und beim Fernsehen war er der Nebendarsteller. Produzenten notierten sich seinen Namen als ausgezeichnete Charge, aber nie als Hauptdarsteller.

So war er in seinem Leben eigentlich immer das Schlusslicht, der Verlierer jedes Duells und hatte sich schon fast damit abgefunden.

Nur ein einziges Mal haderte er wirklich mit seinem Schicksal: Johannes hatte Magda bekommen, nicht er.

Und jetzt war sein Bruder wie vom Erdboden verschwunden, und er saß mit seiner Traumfrau im Zug nach Rom und jagte einer Chance hinterher, die sie ihm hartnäckig verwehrte.

Aber dann sank wenige Minuten später ihr Kopf an seine Schulter. Sie schlief fest, atmete ruhig. Und Lukas wünschte sich an keinen anderen Platz der Welt.

Angekommen am Roma Termini stürzte sich Lukas gleich auf die wartenden Taxis und rief dem Fahrer, einem bärtigen Hünen, die Adresse eines der fünf Hotels zu. Hotel Rosalia in der Via Germanico. Der Hüne nickte gelangweilt und meinte: »Trenta Euro.«

Lukas sagte »Va bene« und hob das Gepäck in den Kofferraum, aber Magda ging dazwischen. »Bist du wahnsinnig? Dreißig Euro sind Wucher, das ist viel zu viel für die Fahrt. Ich weiß ungefähr, wo das Hotel liegt. Da sind wir in zwanzig Minuten, und dafür bezahlen wir nicht dreißig Euro.«

Der Hüne zuckte lediglich die Achseln und stellte die Reisetaschen wieder auf die Straße.

Magda ging zu einem anderen Taxifahrer. »Via Germanico?«, fragte sie.

»Fünfundzwanzig Euro«, meinte der Taxifahrer und trat seine Zigarette aus.

»Nein«, sagte Magda energisch. »Zu teuer.«

»Okay. Zwanzig.«

»Nein. Fünfzehn.«

Der Taxifahrer sah Magda abschätzend an. Dann grinste er. »Va bene.«

Magda winkte Lukas, dieser hob erneut die Reisetaschen in den Kofferraum, und sie stiegen ein.

Das Hotel Rosalia hatte eine ansprechende Fassade, aber die Rezeption war winzig und schäbig. Hinter dem Tresen saß ein glatzköpfiger Mann, der wenig Lust hatte, seine Zeit und Arbeitskraft an neue Gäste zu verschwenden.

»Buongiorno«, sagte Magda und setzte ihr gewinnendstes Lächeln auf, »wir hätten gern zwei Einzelzimmer. Für eine Nacht, vielleicht aber auch für zwei oder drei. Das wissen wir noch nicht so genau.«

Der Mann knurrte nur und sah in seinem Computer nach. »Einzelzimmer haben wir gar nicht mehr, ich kann Ihnen aber ein oder zwei Doppelzimmer anbieten. Ganz wie Sie wollen.«

Lukas sah Magda abwartend an. Er wollte ihr die Entscheidung überlassen.

»Zwei Doppelzimmer. Va bene. Was kostet das?«

»Jedes hundertachtzig die Nacht.«

»Lass uns ein Zimmer nehmen, Magda«, flüsterte Lukas, »das ist doch albern. Von dem Geld, das wir sparen, können wir fantastisch essen gehen.«

Magda reagierte darauf mit einem Blick, der ihn sofort verstummen ließ.

»Gut. Wir nehmen die beiden Doppelzimmer.«

»Ich hätte da noch eine Frage«, wandte sie sich währenddessen an den Angestellten, »hat in der letzten Woche hier bei Ihnen ein Herr Tillmann eingecheckt? Er ist ein guter Freund von mir und hält sich im Moment in Rom auf, ich weiß nur nicht, wo. Könnten Sie mal nachsehen?«

Der Mann hinterm Tresen nahm erneut die Computermaus in die Hand. »Wann sagten Sie?«

»Zwischen dem Vierzehnten und heute.«

Der Mann ließ die Gästeliste auf dem Bildschirm durchlaufen, was Magda von ihrem Platz am Tresen beobachten konnte.

»Nein. Da ist nichts. Kein Gast mit dem Namen Tillmann.«

»Oder erinnern Sie sich vielleicht an dieses Gesicht? Haben Sie diesen Mann schon mal gesehen?«

Magda hatte ein Foto aus der Tasche gezogen und hielt

es ihm vor die Nase.

Aber der Mann schüttelte nur den Kopf. »Nein. Kenn ich nicht. Aber ich sitze ja auch nicht vierundzwanzig Stunden hier. Da müssten Sie auch noch die Kollegen fragen.«

»Ja, das werde ich tun. Danke.« Sie steckte das Foto wieder ein.

Magda und Lukas bezahlten auf Verlangen des Portiers für eine Nacht im Voraus, nahmen die Zimmerschlüssel, zwei schwere Hotelknochen wie zu Großmutters Zeiten, und gingen zum Fahrstuhl. Dritter Stock.

Magdas Zimmer war klein, aber funktionell eingerichtet. Bett, zwei Nachttische, Schrank, Kommode, Fernseher und ein enges Bad. Sie öffnete das Fenster. Straßenlärm drang bis in den dritten Stock.

»Siehst du die Kuppel des Petersdoms?«, fragte Magda. »Ich nicht. Im Internet stand: ›Mit Blick auf den Petersdom. ‹ Die lügen doch wie gedruckt.«

Lukas betätigte kontrollmäßig die Toilettenspülung und öffnete kurz die Wasserhähne. »Aber ansonsten ist alles in Ordnung«, resümierte er. »Ich möchte hier keinen Urlaub machen, aber für ein paar Tage ist es okay.«

»Gut.« Magda sah auf die Uhr. »Es ist jetzt Viertel nach zwölf. Ich will mich noch ein bisschen frisch machen. Treffen wir uns um eins und gehen eine Kleinigkeit essen?«

»Ja, prima«, meinte Lukas. »Das ist eine gute Idee.«

Lukas' Zimmer lag Magdas genau gegenüber und war eine Katastrophe. Er erschrak regelrecht, als er dieses finstere Loch sah. Oh, mein Gott, dachte er, das ist die Hölle. Hier mache ich in der Nacht kein Auge zu.

Das einzige Fenster führte zu einem dunklen Lichtschacht, der kein Tageslicht ins Zimmer ließ. Nur abgestandene, mit Essensgerüchen angereicherte Luft konnte ins Innere des Zimmers dringen. In der Tiefe des Schachtes lagen alte Bretter auf der Erde, undefinierbare Gitterroste und mehrere Tüten Müll. Nach oben war der Schacht durch ein Glasdach verschlossen. Eine dicke Schicht Taubendreck, die wahrscheinlich noch niemals entfernt worden war, lag darauf und ließ kaum Helligkeit hindurch. Ein kleiner Austritt verband alle Zimmer miteinander, deren Fenster zum Lichtschacht führten.

Hier kriege ich Zustände, dachte Lukas, Luftnot, Sauerstoffmangel, Depressionen und ständige Angst, dass jemand ins Zimmer kommen könnte. Er war es nicht gewohnt, bei geschlossenem Fenster zu schlafen, und wusste nicht, wie er es in dieser stickigen Büchse aushalten sollte. Draußen waren dreißig Grad, und er fühlte sich wie lebendig begraben in einem stinkenden Erdloch.

Das Zimmer war wesentlich kleiner als das von Magda. Zum Fenster kam man nur, wenn man sich gegen die Wand drückte und seitwärts am Bett vorbeischob. Direkt neben dem Bett stand der Fernseher, die Tür des

Kleiderschrankes ließ sich wegen der Enge nur halb öffnen. Und auch das Bad war bedrückend. Kein Fenster, kein Licht, keine frische Luft. Die Feuchtigkeit, die nie entweichen konnte, ließ den Schimmel blühen, und wer mehr als siebzig Kilo auf die Waage brachte, konnte die Dusche in der winzigen Kabine nicht benutzen.

Rom, dachte er. Ich bin in der Ewigen Stadt und wohne in einem Loch. Da ist jedes verrottete U-Boot luxuriöser.

Aus seinem Wörterbuch suchte er sich die notwendigen Vokabeln heraus, sammelte all seinen Mut, griff zum Telefon und wählte die Nummer der Rezeption.

»Pronto«, meldete sich die unendlich gelangweilte Stimme des Glatzköpfigen.

»Ich möchte ein anderes Zimmer«, sagte er auf Englisch. »Dieses ist eine Zumutung. Kein Hund will so schlafen.«

»Das Zimmer ist in Ordnung, Signore. Wie alle anderen auch«, antwortete der Hotelangestellte ebenfalls auf Englisch.

»Ich brauche Luft!«, schrie Lukas. »Licht! Ich ersticke! Hier ist nur Gestank, Feuchtigkeit, Hitze und Verwesung.«

»Wir haben kein anderes Zimmer, Signore. Wir sind ausgebucht«, sagte der Glatzkopf mit einem arroganten Unterton, der beinhaltete: Alle anderen sind mit ihren Zimmern hochzufrieden, nur Sie nicht, Sie Nervbolzen. Arrangieren Sie sich mit Ihrer Begleiterin, dann haben Sie’s gemütlich.

Lukas knallte den Hörer auf die Gabel und überlegte, ob sie das Hotel wechseln sollten. Aber jetzt im Sommer war in Rom Hochsaison, es war nicht einfach, überhaupt ein Zimmer zu finden. Und so ekelhaft, wie der Mann an der Rezeption gestrickt war, würde er keinen Cent wieder herausrücken.

Er öffnete seine Reisetasche, hängte drei Hemden, die leicht knautschten, auf Bügel in den Schrank, zog die schweren Übergardinen vor dem Lichtschacht fest zu und ging ins Bad. Dort sortierte er seine wichtigsten Toilettenartikel auf den Waschbeckenrand, wusch sich die Hände, fuhr sich mit der Bürste durch die Haare und erneuerte sein Deo. Eigentlich hatte er vorgehabt, noch kurz zu duschen, um sich zu erfrischen, aber im Hinblick auf die ekelerregende Duschkabine ließ er es bleiben. Es würde ihn morgen früh schon genug Überwindung kosten, die Dusche zu benutzen.

Zehn Minuten vor der vereinbarten Zeit klopfte er an Magdas Tür. Sie öffnete sofort. »Komm rein«, sagte sie, »ich bin fast fertig.«

Ihr Zimmer kam ihm im Gegensatz zu seinem vor wie ein Palast.

»Und? Wie ist dein Zimmer?«, fragte sie aus dem Bad, während sie sich die Wimpern tuschte. »Alles in Ordnung?«

»Alles gut«, sagte er und hoffte, sie würde seinen

resignierten Unterton nicht bemerken. Denn er wusste, dass sie sofort darauf bestehen würde, ein anderes Hotel zu suchen, wenn sie erführe, in welcher Bruchbude er heute Nacht überleben musste.

Ganz in der Nähe, in der Via Borgo Vittorio, fanden sie eine kleine Trattoria, wo sie an einem von zwei auf der Straße vorhandenen Tischen sitzen und ein Pastagericht bestellen konnten. Und obwohl Magda das Essen in nahezu perfektem Italienisch orderte, antwortete der Kellner ausschließlich auf Englisch, worüber sich Magda ärgerte. Sie schwor sich, dieses kleine Restaurant nie wieder zu besuchen, obwohl die hausgemachten Pici ausgezeichnet schmeckten.

»Was hast du genau vor«, fragte Lukas beim Kaffee nach dem Essen, »wo und wann sollen wir mit der Suche beginnen?«

Magda zog mehrere eng bedruckte Seiten aus ihrer Handtasche. »Ich habe mir eine Hotelliste aus dem Internet herausgesucht und die Hotels ausgedruckt, die Johannes gewählt haben könnte. Im Grunde ausschließlich Viersternehotels. Fünfsternehotels sind ihm zu teuer und Dreisternehotels zu primitiv. Die meisten Hotels auf meiner Liste liegen dicht beieinander in der Innenstadt. Es wird nicht schwierig sein, sie alle abzuklappern und vor allem Johannes' Bild zu zeigen. Johannes hätte sich niemals irgendwo außerhalb eingemietet, denn er fuhr grundsätzlich

nicht U-Bahn, und jeden Tag ein Taxi zu nehmen, um überhaupt ins Zentrum zu kommen … Nein, das hätte er nie getan.«

Lukas sah eine unerträglich langwierige, kräftezehrende und vor allem vergebliche Rumrennerei auf sich zukommen, aber er sagte nichts.

»Mit den Restaurants ist das schon schwieriger«, fuhr Magda fort, »es gibt einfach zu viele. Und Johannes könnte an jeder Ecke ein schnelles Pastagericht gegessen haben. Aber irgendwann wird er auch mal richtig aufwendig essen gegangen sein. Und das ist unsere Chance, weil er nicht gerne Fleisch isst. Er hätte sich also ein Fischrestaurant gesucht. Fisch liebt er. Den könnte er viermal in der Woche essen.«

Lukas nickte.

»Vielleicht sollten wir auch zur römischen Polizei gehen und uns nach den Krankenhäusern erkundigen. Ob irgendwo jemand eingeliefert wurde oder gestorben ist.« Sie schluckte, als sie das sagte, und ihre Augen röteten sich. »Und natürlich die Flughäfen. Rom hat zwei, Ciampino und Fiumicino. Ich glaube zwar nicht, dass Johannes irgendwo hingeflogen ist, aber man kann ja nie wissen.«

»Wollte sich nicht der Commissario in Ambra um die Krankenhäuser kümmern? Und vielleicht hat er auch bei den Flughäfen nachgefragt?«

»Ich glaube es nicht, er sieht nicht aus, als würde er sich großartig für den Fall interessieren, aber wir können ihn ja mal anrufen.«

Für sie war Johannes also schon ein »Fall«. Als wäre etwas passiert.

»Das, was du vorhast, ist sicher alles schön und gut und auch richtig, aber es ist Wahnsinn, Magda. Wer erinnert sich schon an einen Touristen? Johannes sieht völlig unauffällig aus. Da müsste er schon nackt auf dem Tisch getanzt haben, damit sich sein Gesicht einem Kellner oder einem Menschen an einer Rezeption eingeprägt hat. Und das ist nicht seine Art. Er beschwert sich ja noch nicht mal, wenn die Suppe kalt oder die Soße versalzen ist. Genauso gut könnten wir jeden Passanten anhalten und fragen.«

Magda erwiderte nichts darauf. Als hätte sie nicht gehört, was Lukas gesagt hatte, oder hätte es nicht hören wollen.

»Und die römischen Sehenswürdigkeiten dürfen wir nicht vergessen. Er würde sich nie in Rom aufhalten, ohne in den Petersdom, zum Trevi-Brunnen, zum Colosseum, zur Spanischen Treppe oder zur Piazza Navona zu gehen. Ich will einfach nicht untätig auf La Roccia herumsitzen und mir später Vorwürfe machen, diese geringe Chance nicht genutzt zu haben. Verstehst du das?«

»Ja, ich verstehe das.«

»Aber ich kann auch allein gehen. Wirklich.«

»Nein. Ich helfe dir. Is' doch klar.«

Magda nickte und zog ihr Handy aus ihrer Handtasche. Die Nummer von Neri hatte sie eingespeichert.

»Ich bin in Rom«, sagte sie zu Neri, der sofort am Telefon war und einen ungewöhnlich wachen Eindruck machte. »Ich hab es auf La Roccia nicht mehr ausgehalten. Ich will wissen, wo er ist. Aber ich weiß nicht so recht, wo ich anfangen soll zu suchen. Haben Sie schon irgendetwas in Erfahrung gebracht?«

Neri zog sich das Herz zusammen. Sie war also in Rom. Er hatte vor zwei Tagen einen Anruf von seinem Vorgesetzten in Montevarchi bekommen. »Was ist denn das für ein hirnrissiger Antrag, der mir hier auf den Schreibtisch geflattert ist«, fiel er gleich mit der Tür ins Haus, ohne sich mit langen Begrüßungen, Höflichkeitsfloskeln oder Vorreden aufzuhalten. »Du beantragst eine Dienstreise nach Rom? Hast du sie nicht alle? Nur weil ein Herr XY, ein Tourist, seiner Frau gegenüber behauptet hat, nach Rom gefahren zu sein, und einfach noch nicht daran denkt, zu Mami zurückzukehren? Weil er diese Stadt schlicht wundervoll findet und viel lieber auf der Piazza Navona sitzt, Prosecco trinkt und wüst in der Gegend herumflirtet? Wegen dieses schwerwiegenden Vergehens willst du dir da'nen lustigen Lenz machen, Neri? Hältst du mich für so bescheuert, dass ich das nicht durchschaue und diesen Wisch unterschreibe?«

Neri war am Telefon einfach verstummt. Gabriella hätte seinem Vorgesetzten vielleicht klarmachen können, dass

hier ein Kapitalverbrechen vorlag - er konnte es nicht. Ihm fiel in diesem Moment nicht ein einziges Argument ein, warum er doch nach Rom musste. Er kam sich einfach nur blöd vor und verfluchte sich, den Antrag überhaupt abgeschickt zu haben.

Ich werde Urlaub nehmen, dachte er, und werde auf eigene Faust in Rom ermitteln. Mit Gabriella natürlich. Und wenn es ihm gelang, den Fall zu lösen und den Signore Tillmann wiederzufinden, tot oder lebendig, dann war es Fabio Milani aus Montevarchi auf seinem hohen Ross, der plötzlich ganz dumm dastehen würde.

Aber nach diesem unerquicklichen Telefonat hatte sich Neri zumindest mit den römischen Krankenhäusern in Verbindung gesetzt und erfahren, dass kein Patient mit dem Namen Johannes Tillmann eingeliefert oder behandelt worden und auch nicht gestorben war.

Zumindest dies konnte er der Signora jetzt am Telefon mitteilen.

Sie bedankte sich überschwänglich für diese Information, und das machte Neri stolz. Zumindest für wenige Sekunden. Nicht alle Menschen waren so überheblich und arrogant wie Fabio Milani.

»Gut«, meinte Magda. »Zumindest wissen wir jetzt, dass er keinen Unfall und auch keine plötzlich auftretende schwere Krankheit hatte. Könnten Sie bitte auch noch bei den Flughäfen nachfragen? Ich rufe Sie dann morgen wieder an.«

»Ja, das kann ich machen. Viel Glück, Signora. Und bitte sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie irgendetwas in Erfahrung bringen. Buongiorno.«

Magda und Lukas verließen die Trattoria und kauften sich in der Via della Conciliazione ein Dauerticket für einen Bus, der kreuz und quer durch Rom von einer Sehenswürdigkeit zur nächsten fuhr und in den man jederzeit ein- und wieder aussteigen konnte.

36

Topo konnte sich nicht erinnern, schon jemals so schlecht gelaunt gewesen zu sein. Er lag im Haus seiner Mutter in seinem ehemaligen Kinderzimmer und war noch im Tiefschlaf, als der Anruf um Viertel nach sieben kam. Um diese Zeit hatte das Klingeln des Telefons nie etwas Gutes zu bedeuten. Ronaldo Perrini, der Chefredakteur des Blattes, für das Topo seine Rezensionen schrieb, war höchstpersönlich am Apparat.

»Stefano Topo?«, fragte er flüsternd, und Topo fuhr es eiskalt den Rücken hinunter.

»Am Apparat«, meinte er und versuchte ausgeschlafen und munter zu klingen, so als würde er schon seit drei Stunden am Computer sitzen.

»Sie sind entlassen«, sagte Perrini noch leiser und gefährlicher.

»Warum?«, röchelte Topo und musste sich setzen.

»Kennen Sie Maria Cecci?«

Den Namen hatte Topo schon mal gehört, aber er wusste jetzt in diesem Moment beim besten Willen nicht wo.

»Nein«, antwortete er zaghaft.

»Das sollten Sie aber. Maria Cecci hat den Roman ›23. April, 11 Uhr 45‹ geschrieben, den Sie rezensiert haben.«

»Ach, ja richtig.« Topo spürte förmlich, dass er blass wurde.

»Diese ›Schwarte‹, wie Sie es genannt haben, handelt von einem zutiefst verunsicherten Menschen, der sein Leben lang verletzt und gedemütigt worden ist und plant, in den Kindergarten eines kleinen Ortes einzudringen, um alle Kinder zu erschießen. Es ist die äußerst sensible Auseinandersetzung mit der Psyche eines schwer kranken Mannes.«

»Das ist mir klar«, meinte Topo.

»Halten Sie gefälligst den Mund«, zischte Perrini scharf und gar nicht mehr so leise. »Zu dem Amoklauf kommt es gar nicht, er wird im letzten Moment verhindert. Wie, werde ich Ihnen nicht verraten, sicher werden Sie das Buch noch lesen, jetzt, nachdem Sie den Verriss geschrieben haben. Es spritzt jedenfalls kein Gehirn über die Straße und verschmiert auch keine Autoscheiben. Im Gegensatz zu Ihnen kenne ich das Buch mit der Klein-Lieschen-Psychologie, wie Sie es so hübsch nennen, sehr genau. Dieses ausgesprochen kluge und hochinteressante Buch, das Ihnen zum Trotz in den Bestsellerlisten gelandet ist, stammt nämlich von der Frau meines langjährigen Golfpartners.«

Topo wurde es eiskalt. »Oh.«

»Ja. Ich glaube, jede weitere Erklärung erübrigt sich. Buongiorno, Signore Topo.«

Topo hauchte seinerseits ein Buongiorno, aber Perrini hatte schon aufgelegt.

Er schlug wütend mit der Faust auf den Tisch. Das war nun aber auch ausgemachtes Pech. Wer konnte denn ahnen, dass die Schlampe eines hirnverbrannten Golfspielers, der auch noch der Freund des Chefredakteurs war, unter Pseudonym irgendwelche schwachsinnigen Bücher herausbrachte! Zum Teufel mit dieser ganzen verdammten Redaktion!

Aber jetzt wurde es eng. Er musste dringend eine neue Geldquelle auftun. Und einen derart lukrativen Job mit so wenig Arbeit und Zeitaufwand würde er sicher so schnell nicht wiederfinden.

Unter der Dusche beschloss Topo, die beiden Bücher, die das ganze Unglück heraufbeschworen hatten, am Abend im Kamin zu verbrennen.

In der Bar trank er einen Espresso und zwei doppelte Grappa, um das Dröhnen in seinem Kopf zu betäuben, das immer stärker wurde. Einem Gespräch mit dem Wirt ging er aus dem Weg, er hatte das Gefühl, nicht mehr klar denken und umso weniger deutlich formulieren zu können.

Er wollte gerade gehen, als Rosita in die Bar kam. Sie lächelte ihm freundlich zu, bestellte sich einen Espresso und setzte sich mit dem Kaffee zu Topo an den Tresen.

»Wie geht es dir?«, fragte sie.

»Abbastanza bene«, meinte er, »so einigermaßen.«

Rosita nickte. »Das ist das Schlimmste. Die ganzen persönlichen Sachen zu sichten und zu sortieren. Da stolpert man im Grunde auch durch sein eigenes Leben, und dann kommen Dinge wieder hoch, die man schon längst vergessen hatte.«

Topo nickte. »So ist es.«

Rosita sah ihn mitfühlend an. »Kann ich dir irgendwie helfen?«

»Ich glaube nicht. Nein. Aber es ist nett, dass du fragst.«

»Was ist mit Beo passiert? Sein Käfig ist leer.«

»Er ist gestorben.« Topo seufzte. »Ich glaube, an gebrochenem Herzen, weil Mutter nicht mehr da ist. Solche Tiere sind ja sensibler, als man denkt. Plötzlich lag er tot auf der Erde.«

»Schade um den wunderschönen Vogel.« Rosita bestellte sich noch ein Mineralwasser und einen Schokoriegel.

Topo wusste, dass sie weiterreden wollte, und er wollte sie auf keinen Fall vor den Kopf stoßen. Sie hatte wirklich viel geholfen. Allerdings hatte er auch keine Lust, noch länger über seine Mutter und Beo zu reden.

Rosita war ein Mensch, der keine fünf Minuten ruhig auf

einem Stuhl sitzen konnte, sondern ständig irgendetwas zu tun haben musste. So hatte sie sich - als ihre Kinder aus dem Haus gegangen waren und ihr eine Aufgabe fehlte - ehrenamtlich engagiert, wo sie nur konnte. Sie sang im Chor, stickte im Handarbeitsverein, half bei der Misericordia, indem sie alte Leute zum Arzt fuhr oder ins Krankenhaus brachte, kümmerte sich um Albina und kochte beim Dorffest. Sie war ständig hilfsbereit und vergnügt und schien über eine schier unerschöpfliche Energie zu verfügen. Es gab keinen im Dorf, den sie nicht kannte, über jede Krankheit, jedes Drama, jeden Schicksalsschlag wusste sie Bescheid.

Aus reiner Neugier und weil ihm nichts Besseres einfiel, fragte Topo Rosita nach der Signora von La Roccia. Rosita riss die Augen auf.

»Ja, weißt du es denn nicht?«, fragte sie.

»Was soll ich denn wissen?«

»Die Signora vermisst ihren Mann. Sie war sogar bei der Polizei und hat eine Vermisstenanzeige aufgegeben.«

»Seit wann?«

»Ach …«, Rosita überlegte, »das weiß ich nicht genau, aber es ist schon ein Weilchen her. Zwei, drei Wochen bestimmt. Schrecklich, so was.«

»Ja. Furchtbar.«

Topo konnte nichts mehr sagen, aber seine Gedanken

rasten. Der Mann, der bei ihr war, war also gar nicht ihr Mann? Aber wer war es dann? Ihr Freund, ihr Geliebter?

»Aber wieso interessiert die Signora dich?«, fragte Rosita weiter.

»Nur so, ich hab sie vor Kurzem zufällig kennengelernt. Aber sie war nicht allein. Ich hab sie zweimal getroffen, und da war jedes Mal ein Mann bei ihr.«

»Na, vielleicht ist ihr Mann wieder da? Kann ja sein. Ich hab lange nichts mehr von der Geschichte gehört. Ciao, Stefano, wir sehen uns. Komm doch noch mal auf ein Glas Wein vorbei, bevor du zurück nach Florenz fährst!«

»Mach ich, Rosita. Danke. Und lass das mit dem Kaffee, den übernehme ich.«

Rosita grinste erfreut, winkte ihm kurz zu und verließ die Bar.

Wenig später setzte sich Topo ins Auto und fuhr nach La Roccia. Er wollte sie sehen, denn jetzt interessierte ihn die Frau erst recht. Ihm war klar, dass sie ihn niemals anrufen würde, also musste er ein bisschen nachhelfen. Einfach Guten Tag sagen, einen Kaffee trinken, eine Viertelstunde reden, sich besser kennenlernen. Ein kleiner nachbarschaftlicher Besuch. Wie angekündigt. Mehr nicht. Aber vielleicht konnte er herausfinden, ob ihr Mann wirklich wieder aufgetaucht war.

Auf La Roccia war alles still. Ein Wagen stand vor dem Haus. Wahrscheinlich hatten sie zwei und waren unterwegs. Er spürte sofort, dass niemand zu Hause war, aber betrat dennoch das Grundstück. Im warmen Sonnenlicht lag das Haus vollkommen verlassen da.

Topo ging langsam zum Haus und klopfte an die Terrassentür. Es blieb alles still. Als er dies noch zweimal wiederholt hatte, ging er um das Haus herum und sah in jedes Fenster.

Als Kind hatte er ab und zu auf La Roccia gespielt, denn das Haus war schon damals unbewohnt und eine Ruine gewesen. Er konnte sich noch sehr gut daran erinnern, wie die verwohnten und verrotteten Räume ausgesehen hatten, und was er jetzt sah, erstaunte ihn nicht nur, es raubte ihm den Atem. Neidvoll musste er zugeben, dass die Küche wunderschön geworden war. Sie strahlte Wärme und Ruhe aus und hatte eine Atmosphäre, die er in ähnlicher Weise noch in keinem italienischen Haus gesehen hatte. Er wollte sich selbst nicht eingestehen, wie beeindruckt er war. Die Signora und ihr Mann hatten an nichts gespart. Jedes Detail war von hoher Qualität, das fiel Topo sofort auf. Die Armatur der Spüle hatte mit großer Wahrscheinlichkeit ein Vermögen gekostet. Dafür bekam man lässig fünf normale Armaturen beim Baustoffhändler. Er wagte sich gar nicht auszumalen, wie die übrigen Räume eingerichtet waren.

Topo sah sich um, ob irgendwo eine Leiter herumlag, er hätte zu gern einen Blick in die Räume im oberen

Stockwerk geworfen, aber er konnte keine entdecken. Daraufhin kontrollierte er alle Türen. Doch sogar die Magazintür war fest verschlossen.

Da er unbedingt wollte, dass die Signora wusste, dass er sich die Mühe gemacht hatte, nach La Roccia zu fahren, nur um sie zu sehen und zu besuchen, schrieb er einen Gruß auf seine Visitenkarte und schob sie unter der Tür durch.

Er beschloss, einen Rundgang durch den Garten zu machen. Vielleicht lehnte ja doch zufälligerweise eine Leiter an einem Baum.

Das Auto, das vor dem Haus stand, war ein schwarzer Golf. Fünf oder sechs Jahre alt, schätzte Topo, aber in gutem Zustand. Das Innere des Wagens war sauber, wahrscheinlich wurden Sitze und Fußboden regelmäßig gesaugt. Er versuchte den Kofferraum zu öffnen, aber auch der war abgeschlossen. Diese dämlichen Deutschen, fluchte er innerlich, mit ihrer krankhaften Phobie beklaut zu werden. Italiener schlossen ihre Autos nicht ab, jedenfalls nicht hier auf dem Land.

Topo schlenderte über das Grundstück. Er war mutiger geworden, fühlte sich unbeobachtet, denn inzwischen war er vollkommen sicher, dass niemand im Haus war.

Ah, dachte Topo, als er ein paar Schritte gegangen war, was ist denn hier? Genug Platz für einen Gemüsegarten, aber noch nichts gepflanzt? Porcamiseria, wir haben Hochsommer, es wird höchste Zeit! Die Erde sieht

fantastisch aus. Satt und fruchtbar. Im kleinen Gärtchen am Haus seiner Mutter gedieh noch nicht einmal der Cavolo nero, der schwarze Kohl für die Ribollita im Winter.

Er trat näher. Ein Olivenbäumchen war frisch gepflanzt, das sah er sofort. Ungewöhnlich in einem Gemüsegarten. Die lockere Erde drum herum war zerwühlt, Wildschweine hatten den Platz in der vergangenen Nacht ordentlich umgepflügt. Topo trat näher.

Was er dann sah, ließ ihm den Atem stocken. Ein gegrabenes Loch hinter dem Olivenbäumchen war tiefer, als er gedacht hatte, und als er sich darüberbeugte, sah er ein zerrissenes Stückchen grünes Plastik und zwei Glieder eines Ringfingers.

Topo machte unwillkürlich einen Satz zurück. Zitternd starrte er auf das Erdloch, angewidert und fasziniert zugleich. Bisher war ihm sein Herz noch nie so sehr bewusst geworden, jetzt spürte er, dass es in seiner Brust schlug wie ein schwerer Motor, der bis zum Limit hochgezogen wird.

Langsam, beinah Zentimeter für Zentimeter ging er wieder näher an die Stelle heran und begann vorsichtig, die Erde mit der Schuhspitze zur Seite zu schieben. Nur einen Augenblick dachte er daran, dass er erst kurz vor dem Tod seiner Mutter die schwarz glänzenden, handgearbeiteten Schuhe bei Sutor Mantellassi in Florenz für vierhundertfünfzig Euro gekauft hatte und sie jetzt bei dieser Graberei wahrscheinlich völlig ruinieren würde.

Er sah sich nach einem anderen Hilfsmittel um und fand einen relativ dicken Stock und einen flachen Stein, wie eine Schieferplatte in der Größe eines Frühstückstellers. Er kniete sich hin, obwohl ihm klar war, dass er auch seine Armani-Hose zugrunde richten würde, und begann mithilfe des Stocks und des Steins vorsichtig zu graben.

Die Erde war trocken und krümelig, schob sich unter seine Fingernägel, und es gab nichts, was Topo mehr hasste. Sein Rücken schmerzte wegen der ungewohnten gebückten Haltung, und der Schweiß lief ihm über die Stirn.

Ab und zu hielt er inne, sah sich um und horchte, ob sich auch wirklich kein Wagen, kein Spaziergänger oder gar die Signori von La Roccia näherten. Aber er war allein, und bis auf das Zirpen der Zikaden war es ruhig.

Und schließlich kam wahrhaftig ein Plastiksack zum Vorschein, eine blaue, handelsübliche Mülltüte.

Das Grauen wurde immer größer, und er hätte am liebsten aufgehört und die Flucht ergriffen, aber seine Neugier war stärker.

Schließlich nahm er all seinen Mut zusammen, riss mit spitzen Fingern das Plastik auf und schwor sich, nie wieder ohne Gummihandschuhe aus dem Haus zu gehen.

Bestialischer Gestank waberte ihm entgegen, und was er dann sah, war so grauenvoll, so ekelerregend und unwirklich, dass er laut schrie, wegrannte und erst kurz vor dem Haus anhielt. Er lehnte an einem Baum und würgte.

Zum ersten Mal bekam er eine Vorstellung davon, was Übelkeit und Ekel wirklich waren, und musste sich übergeben.

Schwer atmend stand er eine Weile gebeugt. Sein Magen rebellierte immer noch. Dann ging er widerwillig zum Grab zurück. Es musste sein.

Er kannte den Mann nicht, dessen bleiches Gesicht in der Erde lag. Maden krochen über die Augen, die tief eingefallen und verschrumpelt waren, Würmer ringelten sich über den trockenen, blassen Hautfetzen, die einmal Lippen gewesen waren.

Topo starrte auf die Leiche und versuchte sich einzuprägen, was er sah. Sein Herz pumpte wie wild, und er hatte das Gefühl, gerade ganz bewusst zu erleben und zu begreifen, dass sein Leben dabei war, in eine vollkommen andere Richtung zu steuern. Irgendetwas war dabei, sich zu verändern, und er wusste nicht, ob es gut oder schlecht war und welche Rolle er dabei spielte. Er spürte nur die Aufregung, die ihn erfasste.

Beinah automatisch und ohne groß darüber nachzudenken, zog er sein Fotohandy aus der Tasche und fotografierte den Toten. Zehnmal, von oben und von der Seite, aus der Nähe und aus der Distanz, in allen Varianten, die ihm einfielen.

Schließlich versuchte er, mit dem Stock wenigstens einiges von dem zerrissenen Plastik wieder über den Kopf zu ziehen, und legte den flachen Stein aufs Gesicht. Der

Gestank brachte ihn fast um, und er würgte unaufhörlich, während er das Loch wieder zubuddelte. Als er fertig war, glättete er sorgfältig die Erde über dem Grab.

Er stand auf und klopfte sich die Erde von seiner Hose. Es interessierte ihn nicht mehr, wie die oberen Räume aussahen, er wollte nur noch nach Hause, sich duschen und umziehen, um den Gestank und den Ekel loszuwerden und um in Ruhe zu überlegen, was nun zu tun war.

Der Mann der Signora war der Tote. Da war er sich sicher. Umgebracht von ihrem Liebhaber. So viel stand für ihn fest. Und Topo spürte, dass der Fund dieser Leiche seine große Chance sein könnte, wenn er es geschickt anstellte und jetzt keinen Fehler machte. Auf jeden Fall durfte er nicht zur Polizei gehen.

Das Wunderbare war, dass er zusammen mit der Signora ein Geheimnis hatte. Und dies galt es zu nutzen. Er wusste nur noch nicht, wie.

Auf dem Weg nach Ambra fuhr ihm plötzlich ein eiskalter Schauer über den Rücken. Die Visitenkarte. Ohne die Tür aufzubrechen, hatte er keine Chance, sie zurückzuholen. Also würden sie wissen, dass er da gewesen war. Sein Puls raste. Er musste anhalten, weil ihm schwindlig wurde. Wenn es ihm nicht gelang, den Spieß umzudrehen, gab es für ihn von nun an keine ruhige Minute mehr.

Ganz in Gedanken zupfte er an seiner Nase. Seine Finger stanken nach Tod und Verwesung. Er öffnete die

Tür und musste sich noch einmal übergeben, obwohl sein Magen so leer war, dass er nur noch Galle spucken konnte.

Langsam fuhr er weiter. Scharf nachdenken, Topo, ermahnte er sich. Panik ist das Allerletzte, was du jetzt brauchen kannst. Gut, er hatte einen Besuch machen wollen, niemanden angetroffen und einen Gruß hinterlassen. Dies war alles noch nicht außergewöhnlich. Anschließend hatte er eine Leiche gefunden, aber er hatte das Grab wieder zugeschaufelt und genauso hinterlassen, wie er es vorgefunden hatte. Das Mörderpaar konnte also nicht wissen, was er gesehen hatte.

So wie er waren vielleicht auch noch andere am Haus gewesen und unverrichteter Dinge wieder weggegangen. Der Besuch am Haus und das Auffinden der Leiche hatten nichts miteinander zu tun, waren zwei völlig verschiedene Schuhe.

Er konnte sich beruhigen.

Es war nichts passiert und nichts verloren. Im Gegenteil.

37

Keiner hatte ihn gesehen, niemand konnte sich an ihn erinnern, in keinem der Hotels war er Gast gewesen.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Magda, als sie auf der Piazza della Rotonda vor dem Pantheon standen, »ich kann nicht mehr. Du hattest völlig recht: Niemand weiß irgendwas, die Fragerei ist vollkommen sinnlos.«

»Wenn du dich wenigstens an den Namen von dem Freund erinnern könntest«, meinte Lukas, »dann hätten wir zumindest einen winzigen Anhaltspunkt.«

»Das ist so verflucht schwierig … Was mich nicht interessiert, das merke ich mir auch nicht. Roberto weiß ich ja noch, aber den Nachnamen nicht. Ich bringe diese italienischen Namen sowieso alle durcheinander. Fondelli, Fontini, Fortini, Feltrini, Ferrucci, Frecconi … Der Name fing mit F an. Alles andere krieg ich nicht mehr zusammen.« Sie seufzte und wirkte sehr resigniert. »Vielleicht war es ja doch ein Fehler hierherzukommen. Wir vergeuden unsre Zeit.«

»Das glaube ich nicht.« Lukas legte seinen Arm um Magdas Schultern. »Wären wir nicht gefahren, hättest du dir ewig Vorwürfe gemacht, irgendetwas unversucht gelassen zu haben.«

Magda nickte. »Ja. Wahrscheinlich. Lukas, ich kann keinen einzigen Schritt mehr laufen. Lass uns ein Taxi nehmen und ins Hotel fahren. Ich möchte duschen, eine halbe Stunde schlafen, und dann können wir uns ein schönes Restaurant suchen.«

Lukas nickte, obwohl ihm bei dem Gedanken übel wurde, jetzt in dieses schreckliche Zimmer zurückkehren zu müssen.

Aber als er sich zwanzig Minuten später auf dem Bett ausstreckte und die Augen schloss, gelang es ihm zu vergessen, wo er war. Es dauerte nur wenige Sekunden, und er war fest eingeschlafen.

Um neunzehn Uhr wachte er auf, stieg mit Todesverachtung in die enge, verschimmelte Dusche, zog sich um und klopfte um halb acht an Magdas Tür.

Er trug ein sportlich-elegantes Leinenjackett, das sie noch nie an ihm gesehen hatte und das ihm ausgesprochen gut stand. Einen Moment war sie sprachlos. Dann lächelte sie und sagte: »Lass uns ins La Rosetta gehen, ich hab gelesen, da soll es die besten Fischgerichte Roms geben.«

Magda bestellte im La Rosetta Pasta mit kleinen Tintenfischen und Bottarga, sardischem Fischrogen, Lukas

aß ein Safran-Risotto mit Mozzarella und anschließend eine ausgezeichnete Fischsuppe, eine Spezialität des Hauses.

Lukas steckte gerade eine Gräte zwischen Zahn und Zahnfleisch, als sein Handy klingelte. Magda ging für ihn an den Apparat.

»Ja, Hildegard, ich grüße dich. Wie geht es euch?«

»Gut. Oder besser: den Umständen entsprechend. Gibt es etwas Neues?«

»Ja. Wir sind in Rom. Wir suchen ihn. Klappern Hotels, Restaurants und Sehenswürdigkeiten ab. Alles, was uns einfällt.«

»Das ist gut, Kind, das ist gut.« Hildegard stockte. »Habt ihr schon irgendetwas herausgefunden?«

»Nein, noch nichts. Aber ich schwöre dir - und ich glaube, ich hab's dir schon hundertmal geschworen: Wenn wir etwas wissen, melden wir uns.«

»Es ist schwer zu ertragen«, sagte Hildegard leise.

»Ich weiß.« Nach einer Pause fügte Magda noch hinzu: »Bitte grüß Richard von mir, und dann tschüss, bis bald.« Damit legte sie auf.

Hildegards Stimme hatte nicht schrill geklungen, sondern hoch und dünn. Unsicher, verzweifelt und hoffnungslos. So wie die Stimme ihrer Mutter, wenn ihr Vater anrief und sie beide aus dem Haus jagte, weil er die Wohnung für sich

und Jemand brauchte. Zwei- bis dreimal in der Woche mussten Magda und ihre Mutter regelrecht von zu Hause fliehen und bei Tante Helga übernachten, um Platz zu machen für Vaters Geliebte.

An einem Donnerstag - Magda wollte ihre Schularbeiten am Abend machen und zog sich gerade um, um mit ihrer Freundin Rita Rollschuhlaufen zu gehen - rief ihr Vater an. Obwohl ihre Mutter den Hörer am Ohr hatte, hörte Magda seine laute Stimme und sah, wie nervös ihre Mutter wurde. Sie drehte die Telefonschnur um ihren rechten Zeigefinger zu einem dicken Ballen, um sie sofort danach aufzulösen und wieder neu aufzudrehen, ging auf einem Quadratmeter aufgeregt hin und her und war den Tränen nahe. Am Ende des Telefonats sagte sie nur: »Ja«, und legte auf.

»Los, pack deine Sachen und zieh dich an! Papa hat angerufen, wir müssen zu Tante Helga.«

»Aber Rita wartet auf mich! Wir wollten Rollschuhlaufen gehen!«

»Dann ruf sie an und sag ihr ab.«

Magda stampfte wütend mit dem Fuß auf. »Das ist gemein!«

»Tu, was ich dir sage, und beeil dich.« Die Stimme ihrer Mutter war kraftlos. Magda spürte, dass sie mit ihrer Wut ihre Mutter nur noch verzweifelter machte.

Als Erstes rief sie Rita an und sagte ihr ab.

»Du hast ja nie mehr Zeit! Das ist zum Kotzen!«, maulte Rita. »Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich mich gleich mit Nina verabredet. Warum kannst du denn schon wieder nicht, zum Teufel?«

»Ich muss mit meiner Mutter weg.«

»Ach Gott, wie niedlich!«, spottete Rita. »Die Kleine muss mit Mami weg. Wohin denn? Händchen halten beim Spazierengehen?«

»Du bist eine so blöde Kuh!«

»Na, dann sag mir doch, wo du hingehst!«

»Zu meiner Tante.«

»Kaffee und Kuchen essen? Na, das is ja spannend!«, spottete Rita weiter.

»Du kannst mich mal!«, zischte Magda und beschloss, nie wieder ein Wort mit Rita zu wechseln.

»Und du kannst mich schon lange.« Rita knallte den Hörer auf die Gabel.

»Bist du fertig? Können wir gehen?«, drängte ihre Mutter.

»Noch nicht! Ich kann ja nicht hexen!«, schrie sie, und ihre Mutter fing an zu weinen.

Dann stand sie zweifelnd vor dem Schrank. Heute hatte sie nur eine Bluse angehabt und in der Schule gefroren.

Vielleicht sollte sie morgen lieber einen Pullover anziehen? Aber sie fand keinen, der ihr gefiel. Das Problem war, dass ihr ihre Sachen nie gefielen, wenn sie schlechte Laune hatte. Und Rita und ihre Mutter hatten ihr die Laune gehörig verdorben.

Sie packte schließlich beides in ihre Tasche: eine Bluse und einen Pullover, denn sie hatte keine Ahnung, wie morgen das Wetter werden würde. Dazu frische Unterwäsche und ein neues T-Shirt für den Sport. Und Söckchen. Am liebsten hätte sie die braunen Schuhe mit den dünnen Riemchen angezogen, aber die drückten an den Hacken, und von Tante Helga war der Weg zur Bushaltestelle weiter. Also nahm sie lieber ihre rosafarbenen Turnschuhe mit.

Und ein Buch. Das war das größte Problem. In dem Abenteuerroman, den sie gerade las, fehlten nur noch vierzig Seiten bis zum Schluss. Das würde für den Abend nicht reichen. Sie stand unschlüssig vor dem Bücherregal, als ihre Mutter schon fast hysterisch brüllte: »Nun komm doch endlich! Was machst du denn so lange?«

»Gleich!«, brüllte Magda zurück und wusste immer noch nicht, welches Buch sie außerdem noch mitnehmen sollte. Und ihre Schulsachen hatte sie auch noch nicht gepackt. Es war zum Verzweifeln.

Zwölf Minuten später - ihre Mutter ging im Wohnzimmer auf und ab und hatte hektische rote Flecken im Gesicht - zog Magda gerade die diversen Reißverschlüsse ihrer

Schultasche zu, als sie hörten, wie sich ein Schlüssel im Schloss drehte.

»Oh mein Gott!«, stöhnte ihre Mutter leise und hielt den Atem an.

Auch Magda stand mit ihrer Schultasche in der Hand bewegungslos im Raum.

Offensichtlich dachten Magdas Vater und Jemand, sie wären bereits allein in der Wohnung. Wenn er Magdas Mutter anrief, sagte er stets: »Ich bringe heute Jemand mit. Also seht zu, dass ihr schleunigst verschwindet.«

Er warf seine Wohnungsschlüssel im Flur auf die Kommode und murmelte etwas, das im Wohnzimmer nicht zu verstehen war. Dann gab er ein paar Geräusche von sich, die etwas Tierisches an sich hatten, sie klangen wie ein wollüstiges Grollen, und prompt quietschte Jemand und kicherte anschließend.

Anita war leichenblass und sah ihre Tochter hilflos an.

Magda zuckte mit den Schultern und presste die Lippen aufeinander, was ausdrückte: Ich weiß doch auch nicht, was wir jetzt machen sollen, Mama.

Schließlich sagte ihre Mutter todesmutig und halblaut: »Wolfgang?«

Im Flur war es still. Keine brunftigen Töne, kein verhaltenes Lachen mehr, und zwei Sekunden später stand Wolfgang in der Tür. Er zitterte vor Zorn.

»Was denn? Ihr seid noch nicht weg?«, schrie er. »Was bildet ihr euch denn ein? Hatte ich nicht gesagt, ihr sollt um drei verschwunden sein? Jetzt ist es Viertel nach!«

»Entschuldige«, stotterte Anita. »Wir gehen ja schon. Komm, Magda.«

Wie ein geprügelter Hund schlich sie an ihrem Mann vorbei, und Magda folgte mit der prall gefüllten Tasche.

Im Flur stand Jemand, lässig an die Kommode gelehnt, und schob sich in dem Moment, als Magdas Mutter sie ansah, die Sonnenbrille über die Augen.

Anita hielt einen Moment inne, als könne sie ihren ganzen Hass mit diesem einen Blick loswerden - dann ging sie an ihr vorbei und verließ die Wohnung.

Auf der Fahrt zu Tante Helga sprach ihre Mutter kein einziges Wort. Aber sie weinte die ganze Zeit.

38

Magda und Lukas schlenderten durch das nächtliche Rom. Es war eine angenehm laue Nacht, und sie genossen den halbstündigen Spaziergang vom Restaurant bis zu ihrem Hotel. Auf den Straßen war viel Betrieb, in den Bars bekam man draußen vor der Tür kaum einen Platz.

»Wollen wir noch irgendwo was trinken?«, fragte Lukas. »Ich glaube, ich kann jetzt noch nicht schlafen. Bin viel zu aufgekratzt.«

»Gut, lass es uns am Tiber versuchen. Ich würde gern noch ein bisschen am Wasser sitzen.«

Sie fanden einen freien Tisch in einer kleinen Osteria nahe der Ponte Umberto I. Die Lichter der Stadt spiegelten sich flirrend im Wasser des Flusses, und Magda entspannte sich.

»Was für eine traumhafte Nacht. Das ist die Belohnung für die vielen Enttäuschungen heute Nachmittag.«

Aus der Bar erklang die Titelmelodie aus dem Film »Der Pate«, und es schien, als würden die Töne über das Wasser wehen, eine perfekte Kulisse für diese melancholische Musik.

»Johannes hat diesen Film geliebt«, sagte sie, »ich weiß nicht, wie oft er ihn sich angesehen hat. Zigmal. Die lange

Fassung, den Director's Cut, kannte er fast auswendig. Wenn du irgendwo eingeschaltet hast, wusste er immer ganz genau, was gerade passiert ist, wer mit wem momentan befreundet ist, wer gegen wen kämpft, wer wen verraten hat und wer als Nächstes über die Klinge springen wird. Ich habe da nie durchgeblickt.«

Sie sah übers Wasser und gab sich bei der Musik ihren Träumen und Erinnerungen hin.

Lukas sagte kein Wort, aber er nahm ihre Hand in die seine.

Als das Lied längst zu Ende war, summte er die Melodie noch einmal. Nur für sie.

»Komm«, sagte sie, als sie ihr Glas ausgetrunken hatte, »es wird kühl. Lass uns gehen.«

Auf dem Hotelflur hatten sie sich mit Wangenküssen und einer Umarmung getrennt, und Lukas erschien ihr bedrückt, als sie die Tür zu ihrem Zimmer hinter sich schloss.

In seinem Zimmer schaltete er den Fernseher ein. Drei italienische Programme standen zur Auswahl. In einem lief ein drittklassiger amerikanischer Western, eine Musiksendung im zweiten und eine Quizsendung im dritten Programm. Lukas schaltete den Fernseher wieder aus und sah in die Mini-Bar, die jedoch nur Säfte, Mineralwasser und einen billigen Rotwein enthielt.

Lukas seufzte und ging ins Bad, um sich die Zähne zu putzen, obwohl er wusste, dass er noch lange nicht würde schlafen können. Wahrscheinlich ging es Magda im Zimmer gegenüber genauso. Was für ein Irrsinn, zwei Zimmer zu nehmen. Nicht nur eine wirtschaftliche Dummheit, es war so unnötig und trostlos.

Nach einer Viertelstunde schaltete er den Fernseher wieder ein. Das Programm war ihm mittlerweile egal, Hauptsache war, dass ein paar Stimmen über die Leere des Zimmers hinwegtäuschten.

Magda war ganz nah. So nah, wie sie ihm noch nie gewesen war, denn wenn sie davon ausging, dass Johannes tot war, dann war sie frei. Jahrelang hatte er davon geträumt.

Zweimal ging er in den Flur, um an ihre Tür zu klopfen, ließ es dann aber bleiben. Er fürchtete, ihr auf die Nerven zu fallen.

Rast- und ruhelos wanderte er in seinem unerträglichen Zimmer auf und ab, überlegte, vielleicht noch mal auf die Straße zu gehen, um eine Bar zu suchen, in der er sich müde trinken konnte, aber dann tat er es doch nicht. Legte sich aufs Bett und verfluchte den Kaffee, den er in der Bar am Tiber bestellt hatte.

Irgendwann schlief er ein, während der Fernseher weiterlief. Gegen zwei Uhr morgens gab es eine Tiersendung, und das Brüllen der Löwen, das Kreischen der Papageien und das Meckern der Affen baute er in

seine Träume mit ein.

39

Sie frühstückten um neun. Magda sah blass und übernächtigt aus und war ungewöhnlich still.

»Wie hast du geschlafen?«, fragte Lukas und küsste sie zur Begrüßung.

»Einigermaßen«, meinte sie ausweichend.

Der Frühstücksraum des Hotels Rosalia war hell gefliest, grell beleuchtet und so liebevoll eingerichtet wie die Betriebskantine eines Supermarktes. In diesem kalten Raum fröstelte man unwillkürlich, ganz gleich, wie warm es draußen war. Die Klimaanlage brummte und blies überflüssigerweise noch eiskalte Luft aus länglichen Gittern an der Decke.

Das im Prospekt angepriesene Buffet war ein Witz. Staubiger Kuchen, süße Brötchen und trockenes Brot. Dazu abgepackter Honig, Marmelade und ein paar Käseecken. Magda, die so gern deftig frühstückte, suchte vergeblich eine Scheibe Schinken oder Salami, Lukas, der morgens am liebsten Obst aß, fand noch nicht mal einen Joghurt oder einen Quark, geschweige denn einen Apfel, eine Apfelsine oder einen Obstsalat. Auch Eier gab es nicht.

»Bitte entschuldigen Sie vielmals, dass ich störe«, sagte

Magda zum Kellner, der Espressotässchen polierte, mit einem schneidend sarkastischen Unterton, »könnte es sein, dass Sie das Obst und den Aufschnitt vergessen haben?«

»Nein, das kann nicht sein«, antwortete der Kellner gelangweilt, »das Buffet ist komplett. So wie es hier steht. Da fehlt nichts, Signora.« Er lächelte süßlich.

»Das ist nicht komplett - das ist erbärmlich. Im Grunde eine Frechheit.«

»Bisher hat sich noch niemand beschwert.«

»Dann bin ich eben die Erste.« Magda platzte fast vor Wut, aber der Kellner polierte ungerührt weiter, zuckte die Achseln und war in keinster Weise irritiert.

Magda und Lukas tranken ihren Kaffee aus, und Magda warf ihr Glas um. Der Orangensaft ergoss sich über die Tischdecke. Sie hatte es so geschickt getan, dass es wirklich aussah, als wäre es aus Versehen passiert.

Über Rom hing an diesem Morgen eine dicke Wolkendecke und verstärkte noch Magdas düstere, dumpfe Stimmung.

Sie waren nur fünf Minuten unterwegs, als sie schon die lange Schlange sahen. Hunderte von Menschen standen nach Eintrittskarten für die Sixtinische Kapelle an.

»Das schenken wir uns«, meinte Magda, »ich muss hier

nicht unbedingt noch drei Stunden warten.«

Sie gingen direkt in den Petersdom.

Bereits beim Eintreten in das gewaltige Gebäude spürte Magda das überwältigende Gefühl, etwas Großem gegenüberzustehen. Hier konnte sie sich klein und unscheinbar fühlen, und gleichzeitig reduzierten sich ihre Probleme auf ein winziges, zu ertragenes Maß.

»Es tut mir leid, Lukas«, sagte sie, als sie die Mitte des Domes erreicht hatten und unter der riesigen Kuppel standen, »ich muss eine Weile allein sein. Lass mich einfach hier. Eine Stunde oder zwei, keine Ahnung, wie lange. Mein Leben ist aus den Fugen, vielleicht kann ich es wieder in Ordnung bringen. Eventuell finde ich hier die Ruhe, die mir völlig abhandengekommen ist.«

»Okay«, meinte Lukas und versuchte sich nicht anmerken zu lassen, wie enttäuscht er war, dass sie ihn wegschickte. »Ich bleibe noch eine Weile hier und sehe mir alles an, dann gehe ich zurück ins Hotel.«

»Gut. Da treffen wir uns nachher. Oder heute Abend. Je nachdem.«

Sie wartete keine Antwort mehr ab, sondern drehte sich um und ging.

Lukas sah ihr nach. Sie hatte einen leichten, geraden Gang, von hinten wirkte sie fast wie ein junges Mädchen. Und in diesem Moment bekam er Angst, sie könnte genauso in Rom verschwinden, wie Johannes in dieser

Stadt verschwunden war. Vielleicht hatte sie ihn nur deshalb weggeschickt.

Er beschloss, nicht ins Hotel zu gehen, sondern sie zu beobachten. Unauffällig, von ihr unbemerkt, um sie nicht zu verlieren. Auch wenn es Stunden dauern sollte.

Magda bog in ein Seitenschiff ab. Lukas verlor sie aus den Augen, weil ihm eine mehrere Meter breite Säule die Sicht versperrte. Er folgte ihr, ging von der anderen Seite um die Säule herum und stand plötzlich einer japanischen Reisegruppe gegenüber, die einen der vierundvierzig Altäre besichtigte und in ihren Reiseführern blätterte. Die Reiseleiterin hielt als Erkennungszeichen einen roten Schirm in der Hand, auf dessen Spitze eine Baseballkappe steckte, und redete viel zu laut in einer unerträglich hohen Tonlage, sodass Lukas sich beinah die Ohren zugehalten hätte. So schnell wie möglich drängte er sich durch die Gruppe.

Als er sich anschließend umsah und wieder einen freien Blick über das Kirchenschiff hatte, wurde ihm eiskalt.

Magda war nicht mehr da.

Er suchte sie anderthalb Stunden. Hatte kein Interesse mehr an all dem Glanz der Altäre, an den riesigen Skulpturen, an den unvorstellbaren Ausmaßen dieser gigantischen Kirche, er lief, ja er rannte fast hin und her, von vorne nach hinten, von links nach rechts, er kaufte sich ein

Biglietto und fuhr hinauf auf die Kuppel, sah vom inneren Rundgang in die Tiefe des Doms und versuchte sie unter den winzig kleinen Menschen zu erkennen, er hastete treppauf, treppab, fuhr mit dem Fahrstuhl hinauf und hinunter, durchsuchte jeden Winkel im Freien, suchte sie in allen äußeren Bereichen der Kuppel, starrte sogar in die Tiefe, ob irgendwo ein Menschenauflauf darauf hindeutete, dass jemand gesprungen war. Feuerwehren hörte er ohne Unterbrechung, und er wunderte sich, wie viele Möglichkeiten es hoch oben auf dem Dach des Petersdomes gab, sich zu verstecken. Normalerweise wäre ihm das nicht aufgefallen, aber jetzt wurde er fast verrückt.

Er fragte im Andenkenladen, der von Nonnen betrieben wurde, die zig Varianten von Rosenkränzen und Papstbilder aller Art und aller Größen verkauften, ob sie eine Frau wie Magda gesehen hätten. Und er beschrieb sie notdürftig mit den wenigen Brocken Italienisch, die ihm zur Verfügung standen. Aber während er dies tat, wusste er schon, dass es sinnlos war. Tausende Frauen glichen dieser vagen Beschreibung. Ein Bild hatte er nicht dabei, und die Nonnen konnten nur bedauernd lächeln.

Er hatte keine Chance. Während er auf der Kuppel herumrannte, war sie vielleicht unten, und während sie mit dem Fahrstuhl nach oben fuhr, lief er vielleicht gerade wieder die Treppe hinunter. Was er jetzt brauchte, war ein klein bisschen Glück, aber das hatte er nicht.

Er ging sogar ins Museum und brauchte nur wenige Minuten, um durch die Räume zu hasten. Von all den ausgestellten Gegenständen nahm er nichts wahr, er fragte noch einmal halbherzig nach ihr - ohne Erfolg.

Sein Magen knurrte, und er hatte überhaupt keine Lust, in sein schreckliches Zimmer zurückzukehren. Also aß er in einer Osteria eine Minestrone und eine Pizza, kaufte einen Stadtplan und beschloss, sich auf eigene Faust Rom anzugucken.

Im Innern seiner Seele war er wütend auf Magda, weil sie ihn im Dom wie einen dummen Jungen stehen gelassen und sich aus dem Staub gemacht hatte. Letztendlich war sie dafür verantwortlich, dass dieser Tag ein verlorener war.

40

Die hohen schrillen Stimmen der Japaner gingen Magda unglaublich auf die Nerven. Sie konnte nicht in Ruhe zu einer überlebensgroßen Skulptur aufblicken, ohne von spitzen Regenschirmen, blitzenden Fotoapparaten und surrenden Kameras umgeben zu sein. Die Japanerinnen quietschten vor Begeisterung und schienen alle gleichzeitig zu reden.

Und plötzlich stand Magda vor einem Beichtstuhl aus altem, schwerem, dunklem Holz mit zwei fest verschließbaren Türen, was bei einem Beichtstuhl nicht unbedingt häufig und nicht obligatorisch ist.

Ohne zu zögern und auch ohne darüber nachzudenken, schlüpfte Magda hinein und schloss hinter sich die Tür.

Im Inneren war es eng und dunkel, und gut eine Stunde verbrachte sie in der winzigen Kammer, die nicht größer war als eine Kiste. Aber je mehr sie auf der harten Kniebank in sich zusammensackte, umso gelassener wurde sie. Um sie herum und gedämpft durch den Beichtstuhl raunten die Stimmen der Besucher des Petersdoms, und sie war mittendrin, ein Teil der murmelnden Masse, aber doch vollkommen allein und für alle Welt unsichtbar. So ließ sie ihre Gedanken wandern und wurde immer zuversichtlicher.

Sie würde ihn wiedersehen.

Die Luft im Beichtstuhl war stickig und trocken, roch nach altem Pergamentpapier, Weihrauch und stockigen Messgewändern. Es schien, als stauten sich hier seit Jahrzehnten Geheimnisse, fromme Lügen und gebeichtete Sünden.

Magda glaubte nach einer Weile, nicht mehr allein im Beichtstuhl zu sein. Sie vermutete ein Gesicht hinter dem hölzernen Gitter. Unsichtbar, stumm, aber mit warmem Atem, der nach süßem Messwein roch.

»Gib ihn mir wieder«, flehte sie flüsternd, »bitte, gib ihn mir wieder.«

Immer wieder nur diesen einen Satz ohne jede Antwort. Und als sie den Beichtstuhl verließ, war sie davon überzeugt, dass ihre Bitte erhört werden würde.

Beinah euphorisch wanderte sie noch eine halbe Stunde durch den Dom. Als kleines Mädchen hatte sie einmal eine Phase gehabt, in der sie Nonne werden wollte. Vor allem, um die Möglichkeit zu haben, sich jederzeit und jeden Tag in solch beeindruckenden Kathedralen aufhalten zu können. In riesigen Kirchen war sie schon immer glücklich gewesen.

Vor dem Petersdom stieg sie in ein Taxi. Sie hatte keine Lust mehr, mit dem Touristenbus zu fahren, und noch weniger Lust hatte sie zu laufen.

»Zur Spanischen Treppe«, sagte sie zum Taxifahrer, »und bitte, fahren Sie langsam. Ich suche jemanden und möchte mir die Gesichter der Passanten anschauen.«

Den Satz hätte sie sich sparen können, denn der Taxifahrer brauste mit hohem Tempo durch die Stadt und konnte es sich auch nicht verkneifen, riskante Überholmanöver und gefährliche Spurwechsel zu unternehmen.

Magda ärgerte sich und gab ihm kein Trinkgeld.

Eigentlich hatte sie vorgehabt, auf der Treppe zu sitzen, ein Eis oder einen Crêpe zu essen und die vorbeiziehenden Leute zu beobachten, aber jetzt hatte sie Hunger und glaubte, mit einem Eis im Magen würde ihr übel werden.

Also suchte sie sich eine kleine Trattoria, in der sie sich Farfalle ai funghi e tartuffo bestellte. Schmetterlingsnudeln mit Pilzen und Trüffel. Das Ganze in Sahnesoße.

Während sie aß, starrte sie so intensiv auf die vorbeiflanierenden Gesichter, dass sie nach einer Viertelstunde das Gefühl hatte, jede zweite Person zu kennen, sie zumindest schon einmal gesehen zu haben. Daher hörte sie schließlich damit auf. Lehnte sich zurück, hielt ihr Gesicht in die heiße Julisonne und dankte dem Himmel, dass sie in diesem Moment in dieser Stadt war und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft nicht verloren hatte.

Aus der Ferne hörte sie Martinshörner, die näher kamen und akustisch allmählich immer mehr anschwollen. Magda zuckte zusammen. Das durchdringende laute Geräusch machte ihr Angst.

Papa, dachte sie, verdammt noch mal, Papa.

Zwei Monate nach der unangenehmen Begegnung mit Jemand im Flur sagte Anita zu Magda: »Wir werden jetzt drei Wochen lang nicht bei Tante Helga übernachten. Du brauchst also deine Sachen morgen nicht zu packen. Freut dich das?«

»Ja, klar. Aber warum?«

»Papa verreist.«

»Wohin denn?«

»Keine Ahnung. Irgendwohin ans Meer.«

»Mit Jemand?«

»Ja.«

Magda hatte das Gefühl, dass es auch für ihre Mutter eine Art Urlaub war, endlich einmal zu Hause bleiben zu können.

Am nächsten Morgen stand Magdas Vater sehr früh auf. Es war noch dunkel, als er sich anzog, einen Kaffee trank und dann seine Tasche nahm, die ihm Anita gepackt hatte.

»Also dann«, sagte er, »macht's gut, ihr beiden.«

Er hauchte seiner Frau einen Luftkuss auf die Wange und gab Magda einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter. »Pass auf dich auf, Spatz. Und dass mir keine Klagen kommen.« Er grinste, und Magda grinste zurück. »Ebenfalls«, erwiderte sie. Ihr Vater küsste sie aufs Haar und ging.

Ihre Mutter schloss hinter ihm die Tür und atmete tief durch. Dann sah sie Magda an und lächelte.

Der Anruf von der Autobahnpolizei kam drei Stunden später. Magda und ihre Mutter hatten gefrühstückt, und Magda wollte gerade in die Schule gehen, da sie an diesem Tag erst zur dritten Stunde hatte.

Aber sie verließ die Wohnung noch nicht, weil sie sah, dass ihre Mutter völlig versteinert am Telefon stand und sich die linke Hand gegen die Stirn drückte. Magda wartete darauf, dass ihre Mutter etwas sagte, damit sie erraten konnte, wer der Anrufer war …, aber ihre Mutter schwieg. Nur zweimal murmelte sie ein leises »Ja«.

Als sie aufgelegt hatte, nahm sie Magda schweigend in den Arm und drückte sie fest an sich. Magdas Herz klopfte bis zum Hals. Sie spürte, dass eine Katastrophe eingetreten war.

»Wir müssen uns jetzt gegenseitig ganz fest halten«, sagte ihre Mutter leise. »Von nun an haben wir nur noch uns.«

»Was ist passiert?«, flüsterte Magda, und die Angst schnürte ihr fast die Kehle zu.

»Dein Vater ist tot. Er ist auf der Autobahn verunglückt. Vollkommen ungebremst auf einen Laster am Stauende aufgefahren. Man kann sich noch nicht erklären, warum er nicht gebremst hat. Entweder hat er nicht aufgepasst, oder die Bremsen haben versagt. Aber das ist ja jetzt eigentlich auch egal.«

Magda sagte keinen Ton.

»Jemand ist schwer verletzt. Man weiß nicht, ob sie überleben wird.«

Magda sagte immer noch nichts. Sie wartete auf ein ganz großes Gefühl: Verzweiflung, Entsetzen oder abgrundtiefes Unglücklichsein. Aber sie fühlte gar nichts, weil sie sich absolut nicht vorstellen konnte, dass ihr Vater nie zurückkehren würde.

»Du brauchst heute nicht zur Schule zu gehen«, meinte ihre Mutter. Dann legte sie sich auf die Couch, breitete eine Wolldecke aus und zog sie sich übers Gesicht.

Die Beerdigung war in der darauffolgenden Woche. Jemand lag immer noch im künstlichen Koma, und Anita war froh, ihr nicht ein zweites Mal begegnen zu müssen.

Magda weinte ohne Unterlass. Ihre Mutter stand hinter ihr und hatte ihr die Hände auf die Schultern gelegt. »Beruhige dich, Schatz«, flüsterte sie, »bitte beruhige dich.«

Sie selbst stand mit trockenen Augen am Grab und starrte auf den Sarg, der langsam in der tiefen Kuhle versenkt wurde. Darin lag ihr Mann, der ihr vor Jahren einmal ewige Treue geschworen hatte.

Schließlich warf sie drei Schäufelchen Sand auf den Sarg und wandte sich ab.

»Komm«, sagte sie zu Magda, »lass uns gehen.«

Hand in Hand gingen sie langsam den gepflegten Friedhofsweg entlang.

»Wenn einer den andern betrügt, ist das Leben zu Ende«, sagte ihre Mutter.

Ihr Gang war aufrecht, ihr Blick klar geradeaus gerichtet, und ihre Stimme klang zuversichtlich.

Magda saß beinah zwei Stunden auf der Spanischen Treppe, aß ein Eis und ging dann in Richtung Trevi-Brunnen, der ganz in der Nähe war.

Erst als sie den Brunnen erreicht hatte, wurde ihr bewusst, dass sie die Zeit vergessen hatte.

Aber es war ja völlig egal. Sie musste weder ein Flugzeug bekommen noch einen Zug erwischen, sie musste keine Kinder von der Schule abholen, nicht zur Theaterpremiere und hatte auch keinen Zahnarzttermin. Niemand hinderte sie daran, diesen Tag einfach so verstreichen zu lassen.

Die atemberaubende Schönheit des Brunnens überraschte sie immer wieder. Sie hatte ihn schon mehrmals gesehen, aber es nahm ihr dann doch jedes Mal wieder den Atem, wenn sie vor ihm stand. So faszinierend und so einzigartig war er ihr nicht im Gedächtnis geblieben. Vielleicht lag es auch daran, dass sie noch niemals ein Foto gesehen hatte, das auch nur annähernd einzufangen vermochte, wie gewaltig dieser Brunnen, eingebettet in schmale Gassen, tatsächlich war.

Die Sonne ging unter. Fast zeitgleich schalteten sich die Lichter ein, um den Brunnen zu beleuchten. Gerade dieses Zwielicht gefiel Magda. Ein Bauwerk erschien zu dieser Stunde nicht so flach wie bei Tageslicht und nicht so reduziert auf Licht und Schatten wie bei Nacht.

Sie setzte sich auf den Brunnenrand und öffnete ihr Portemonnaie, um Münzen ins Wasser zu werfen. Immer und immer wieder wollte sie hierhin zurückkehren.

Und dann plötzlich sah sie ihn. Ja, sie war sich ganz sicher.

Mit einem Schrei sprang sie auf und kämpfte sich durch die Massen, die den Brunnenrand bevölkerten. »Gehen Sie zur Seite, ich muss hier durch«, schrie sie und boxte regelrecht um sich. »Scusi!«, »Permesso!« Sie fühlte sich zwischen all diesen Menschen wie eine Schiffbrüchige, die mit einer Konservendose Wasser aus dem Boot schaufelt, während durch jede Welle die zehnfache Menge wieder hineinschwappt.

Am schlimmsten war die Angst, dass er wieder in der Masse verschwinden könnte. Jetzt, wo der Himmel sie erhört und sie ihn endlich gefunden hatte.

»Johannes!«, brüllte sie, so laut sie konnte. »Johannes!«

Aber er stand da, sah in die entgegengesetzte Richtung und hörte sie nicht.

Auf den letzten Metern kam sie leicht durch die Leute hindurch, da sie nicht so eng aneinandergedrängt standen.

Sie stürzte auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, bedeckte sein Gesicht mit Küssen, lachte und weinte zugleich.

»Da bist du ja! Endlich, endlich habe ich dich gefunden! Johannes, mein Liebster, mein allerliebster Schatz!«

Sie warf den Kopf in den Nacken, schrie vor Glück, umarmte ihn erneut, weinte und küsste ihn, lachte dabei, sie konnte gar nicht mehr damit aufhören, beruhigte sich nicht, ihre Gefühle explodierten geradezu.

Die Menschen um sie herum wurden aufmerksam, lächelten und beobachteten die beiden.

Lukas wusste nicht, wie ihm geschah. Aber er hielt sie ganz fest, trocknete ihre Tränen und spürte, wie er am ganzen Körper eine Gänsehaut bekam.

ZWEITER TEIL

41

La Roccia wirkte friedlich und unberührt, als sie am nächsten Nachmittag mit Magdas Wagen, den sie am Bahnhof abgestellt hatten, zurückkamen.

Magda machte als Erstes einen Rundgang ums Haus und durch den Garten, aber es war alles in Ordnung und so, wie sie es zurückgelassen hatte. Dann schloss sie die Haustür auf.

Im Haus war es angenehm kühl.

Die Visitenkarte sah sie sofort. »Oh«, sagte sie, »nun guck mal einer an. Dieser Stefano Topo ist also wirklich hier gewesen. Das hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Na, vielleicht rufe ich ihn ja mal an.«

Magda stellte ihre Tasche ab, ging zur Spüle, goss sich ein Glas Wasser ein und trank langsam. Das ist es, dachte sie, das ist das, was ich liebe und was ich brauche: heimkehren in dieses Haus.

Gegen Abend fuhr sie zum Einkaufen nach Arezzo und kam mit Pilzen, frischem Majoran und einem Rinderfilet wieder, eine Seltenheit in Italien. Eigentlich eine Banalität, aber Magda war regelrecht euphorisch und freute sich über ihre Beute wie ein Kind über ein unerwartetes Weihnachtsgeschenk.

Mit den Essensvorbereitungen gab sie sich außergewöhnlich viel Mühe. Sie deckte den Tisch im Hof sorgfältig, legte sogar Servietten dazu, was sie normalerweise nicht tat, stellte Windlichter auf den Tisch und dekorierte mit Rosmarinzweigen und Eichenblättern.

Als Lukas frisch geduscht in den Hof kam, sah er, wie sie gerade die Lautsprecher der Stereoanlage so in die Fenster stellte, dass die Musik draußen optimal zu hören war.

»Was ist los?«, fragte er und küsste sie aufs Haar. »Kriegen wir Besuch oder hast du Geburtstag?«

Sie lächelte. »Nein. Nichts von alledem. Ich möchte einfach nur das Leben genießen. Lass uns heute Nacht feiern. Dass wir gesund und am Leben und überhaupt in der Lage sind, einen Abend zu genießen.«

Als sie aßen, legte sie »Azzurro« von Adriano Celentano auf. »Für dich«, sagte sie. »Du magst dieses Lied doch so.«

Lukas zwang sich zu einem Lächeln.

Das Essen war fantastisch. Rucola mit Kirschtomaten, Mandelsplittern und kurz gebratenem Thunfisch als Vorspeise, dann Filetspitzen mit Champignons in Sahnesauce, dazu Rosmarinkartoffeln und als Nachspeise Crème brulée, die ihr hervorragend gelungen war. Kross und knusprig.

Lukas hatte noch nicht ganz aufgegessen, da nahm sie

ihn schon an der Hand und zog ihn mit ins Schlafzimmer. »Komm«, sagte sie, »die Zeit ist zu kostbar, ich will keine Sekunde mit dir verlieren.«

Und wie schon in der vergangenen Nacht in Rom war Magda so leidenschaftlich, wie Lukas es sich niemals vorgestellt hatte. Im Grunde war er am Ziel seiner Träume, falls es ihm gelang zu überhören, dass sie ihm »Johannes, ich liebe dich« ins Ohr flüsterte.

»Die Zeit in Rom hat dich verändert«, meinte sie in dieser Nacht. »Du fühlst dich ganz anders an als vorher, aber ich finde es aufregend.«

Und Lukas beschloss, die so plötzlich entflammte Liebesbeziehung zu Magda zu genießen und sich keine Gedanken darüber zu machen, dass sie ihn im Kopf offensichtlich mit seinem Bruder verwechselte. Irgendwann würde sich das auch wieder geben. Es war eben ihre Art, über den Verlust ihres Mannes hinwegzukommen. Und schließlich war es egal, wie sie ihn nannte.

42

Topo ging davon aus, dass Magda wie die meisten Menschen in Ambra dienstags auf den Markt und zum Bäcker ging. Vielleicht auch noch zur Post und in die Apotheke. Und wer auf den Markt kam, trank in der Bar della Piazza auch einen Espresso.

Die Bar hatte einen Hauptraum mit einem langen Tresen, an dem Brötchen, Zuckerschnecken, Süßigkeiten und Zigaretten verkauft wurden und unermüdlich Kaffee gebrüht oder Alkohol ausgeschenkt wurde. Es gab einige Tische, an denen man in Ruhe frühstücken und die Morgenzeitung lesen konnte, und der Fernseher, der unter der Decke angebracht war, lief den ganzen Tag.

Im Nebenraum standen einige Spielautomaten, ein Billardtisch und ein veralteter Computer, mit dem man für drei Euro pro Stunde ins Internet gehen konnte. Außerdem gab es noch eine Toilette, die aber immer abgeschlossen war. Den Schlüssel musste man sich am Tresen holen.

Neben der Tür zum Nebenraum hing ein großes Schwarzes Brett, die Mitteilungsbörse des Ortes. Da wurden Putzhilfen, Handwerker und Babysitter gesucht, wurde nach Mitfahrgelegenheiten gefragt oder wurden Spenden für die Misericordia erbeten. Dort hingen Flugblätter mit Informationen, wann der Bäcker

geschlossen hatte, das nächste Fußballspiel stattfand oder wieder ein wohltätiges Essen veranstaltet wurde.

Topo kam um halb zehn. Den zugeklebten Din-A4-Umschlag mit dem Foto hängte er an dieses Schwarze Brett. Als Adresse hatte er groß und deutlich »Signori della Roccia« geschrieben.

Er setzte sich in die Ecke unterhalb des Fernsehers. So hatte er das Schwarze Brett gut im Blick und konnte aufpassen, dass der Umschlag nicht in falsche Hände geriet. Außerdem war er maßlos gespannt, was passieren würde, wenn Magda und ihr Begleiter den Umschlag öffneten und das Foto sahen. Sein Herz klopfte wie bei einem Biologen, der bewegungslos vor dem Terrarium sitzt, um zu beobachten, wie die Schlange die Maus verschlingt.

Er bestellte sich zwei Croissants, einen Cappuccino und ein großes Glas Mineralwasser, nahm die Tageszeitung zur Hand und wartete.

Magda und Lukas kamen zwanzig nach zehn. Da sie direkt auf den Tresen zusteuerten, bemerkten sie Topo in der Ecke nicht.

»Ich halte es nicht mehr aus«, flüsterte Magda. »Ich muss so dringend, ich platze!«

Sie stellten sich an den linken Rand des Tresens, um

zuerst nach dem Toilettenschlüssel zu fragen und zwei Caffè Latte zu bestellen. Dadurch standen sie direkt neben dem Schwarzen Brett, und während Magda den Schlüssel von der Wirtin ausgehändigt bekam, bemerkte Lukas den Umschlag.

»Was soll das denn?«, fragte er ungläubig. »Hier ist ja ein Brief für uns!«

»Keine Ahnung. Mach ihn auf. Ich bin gleich zurück.« Damit stürzte Magda in den Nebenraum und rannte Richtung Toilette.

Topo jubilierte innerlich. Das hatte ja schon mal hervorragend geklappt.

Lukas nahm den Brief und setzte sich an einen freien Tisch, unmittelbar neben der Tür. Er riss den Briefumschlag auf und zog das Foto heraus.

Der Schreck brachte ihn fast um. Er spürte, dass sein Herz aussetzte. Alles verschwamm vor seinen Augen, und in seinem Kopf begann ein Rauschen und Dröhnen, das das Stimmengewirr in der Bar vollkommen übertönte. Sein Kopf war wie ein prall gefüllter Ballon voller Insekten, die in einem geschlossenen Marmeladenglas um ihr Leben brummten. So schnell er konnte, drehte er das Foto um.

In diesem Moment brachte die Wirtin zwei Caffè Latte.

Entweder hatte sie nichts gesehen oder ließ sich wirklich nichts anmerken. Jedenfalls sagte sie lediglich »Prego« und ging zurück hinter den Tresen.

In Windeseile schob Lukas das Foto zurück in den Umschlag, knickte ihn einmal, stand auf, steckte ihn sich im Rücken in die Hose, zog das T-Shirt darüber und setzte sich aufrecht wieder hin.

Sein Herz raste, und er spürte, dass er flammend rot war.

Das war deutlich. Der Mann hatte einen Schock. Wunderbar. Topo genoss seinen cleveren Schachzug, die einmalige Gelegenheit genutzt zu haben, einen brisanten Brief abzuschicken und dann auch noch beim Öffnen dabei sein und die Reaktion beobachten zu können.

Magda kam zurück und lächelte. »Jetzt geht's mir besser.« Sie lehnte sich zurück und trank genüsslich ihren Milchkaffee. »Ein herrlicher Tag«, meinte sie. »Was ist? Wollen wir irgendetwas unternehmen? Irgendwohin fahren? Ich bin so unternehmungslustig und habe keine Lust, im Garten herumzuliegen.«

Lukas hörte zwar, was Magda sagte, aber er war nicht in der Lage zu reagieren. Das Foto seines toten Bruders stand ihm immer noch schrill und deutlich vor Augen, und er konnte keinen anderen Gedanken fassen. Allein zu überlegen, wo man hinfahren könnte, war zu viel für ihn.

Daher saß er schweigend am Tisch und starrte auf die Brötchen in der Vitrine. Ohne Wimpernschlag und völlig paralysiert.

Topo lächelte. Er zeigte ihr den Brief also nicht. Wahrscheinlich würde er ihr das Foto auch später zu Hause nicht zeigen. So wie er sich benahm, hatte er Mühe, seine Gefühle wieder unter Kontrolle zu kriegen.

Er war der Mörder. Ganz eindeutig. Und zwar der alleinige Täter. Sie war ganz sicher nicht seine Komplizin und hatte keine Ahnung, dass ihr Mann tot war. Wenn sie beide unschuldig wären, hätten sie das Foto gemeinsam angesehen und diese Ungeheuerlichkeit dann diskutiert. Hätten sofort an Ort und Stelle überlegt, ob sie mit dem Foto nicht zur Polizei gehen sollten.

So wie dieser Mann verhielt sich nur ein Schuldiger, der einen schrecklichen Moment durchlebt, weil er begreift, dass er überführt worden ist.

»Was hast du?«, flüsterte sie und legte ihre Hand auf seine.

»Ist dir nicht gut?«

»Doch, doch«, stotterte er, »aber mein Kreislauf ist im Moment ziemlich am Boden. Bitte, bestellst du mir noch ein Glas Wasser?«

»Na klar.«

Magda stand auf und kam nur Sekunden später mit dem Wasser zurück an den Tisch.

Lukas stürzte das Wasser in einem Zug hinunter.

»Was stand eigentlich in diesem Brief?«, fragte Magda.

»Nichts Besonderes.« Das Wasser hatte ihm gutgetan, sein Mund war nicht mehr so trocken, und er spürte, dass sich allmählich seine innere Panik legte.

»Eine Einladung zu einem Abendessen in San Pancrazio«, antwortete er. »Das Menü für fünfzig Euro. Der Erlös geht ans Altersheim in Bucine. Tut mir leid, aber ich hab's gleich weggeschmissen.«

Magda lachte. »Okay. Ich hätte auch keine Lust, da hinzugehen. Wahrscheinlich schreiben sie die Leute, von denen sie glauben, dass sie gerne essen gehen, einzeln an. Dann fühlen sich manche gepinselt, andere verpflichtet, und es kommen mehr. Kann ich mir schon vorstellen. Also, was ist? Machen wir einen Ausflug?«

»Sei nicht böse, Magda, aber bitte nicht heute. Weil mir so mulmig ist. Da hätte ich keinen Spaß dran.« Er wollte einfach nur Zeit haben, in Ruhe über das Schreckliche, das noch unter seinem Hemd steckte, nachzudenken. Wollte überlegen, was nun zu tun war. Wollte diese unerklärliche Angst loswerden, die ihm wie eine eiskalte Hand die Kehle zuschnürte, und verstehen, was hier gespielt wurde.

Topo war äußerst zufrieden. Beinah begeistert. Mit seiner kleinen klugen Aktion hatte er mehr erfahren, als es der Polizei in langwierigen Verhören je gelingen würde.

Ein warmes Glücksgefühl durchflutete ihn. Er war einfach genial.

Topo stand auf und trat zu Magda und Lukas an den Tisch.

»Buongiorno«, sagte er, »wie schön, dass wir uns schon wieder über den Weg laufen. Ich wollte Sie übrigens vor ein paar Tagen besuchen, aber Sie waren nicht da.«

»Ja, ich weiß, ich habe Ihre Visitenkarte gefunden und habe mich sehr gefreut, dass Sie es wirklich wahr gemacht haben und gekommen sind. Wir waren ein paar Tage in Rom.«

»Oh, wie schön! War es nicht zu heiß, um eine Stadtbesichtigung zu machen?«

»Überhaupt nicht. Ich mag diese Temperaturen.«

Lukas stand auf. »Möchten Sie auch noch einen Caffè?«

»Nein, danke.« Topo setzte sein charmantestes Lächeln auf. »Das ist wirklich sehr freundlich von Ihnen, aber ich muss los, ich habe noch eine Verabredung.«

»Wie wär's, wenn Sie in den nächsten Tagen einen zweiten Versuch unternehmen und noch einmal

vorbeikommen? Auf ein Glas Wein? Wir sind zu Hause.«

»Gerne, Signora, furchtbar gerne!« Er verbeugte sich leicht. »Ich freue mich. Na, dann bis später.«

Er hatte den federleichten, aber gleichzeitig stolzen Gang eines Siegers, als er die Bar verließ.

43

Lukas machte einen langen Spaziergang, Magda saß auf der Terrasse und las.

Er war bis nach Moncioni gewandert und saß unter einer riesigen alten Zeder. Von dort hatte er einen weiten Blick über das Tal und atmete tief durch.

Minutenlang starrte er auf das Foto. Sein Bruder war tot. So viel war klar. Das war kein manipuliertes Foto, das war eindeutig das Bild einer Leiche. Das Unerträglichste daran waren die Würmer, die Johannes aus den toten Augen und Nasenlöchern krochen, die zerfallenen Lippen, wie ein in der Flamme verschrumpeltes Blatt Papier, und die toten Höhlen, die einmal seine Augen gewesen waren und deren Lider leicht gezittert hatten, wenn er gut gelaunt gewesen war.

Tränen traten Lukas in die Augen.

Was war hier passiert?

Es gab nur zwei Möglichkeiten: Irgendjemand hatte irgendwo durch Zufall die Leiche entdeckt und fotografiert. Aber anstatt zur Polizei zu gehen, hatte er ihm das Foto geschickt. Vielleicht, weil er wusste, dass er der Bruder war. Oder weil er ihn, Lukas, für den Mörder hielt.

Die zweite Möglichkeit war, dass der Mörder selbst das

Foto geschickt hatte. Dies würde erklären, warum er ein Interesse hatte, die Polizei außen vor zu lassen. Aber warum meldete er sich überhaupt? Das machte wenig Sinn. Ein Mord ohne Leiche war tausendmal besser, als wenn man die Leiche fand.

Sein Leben mit Magda begann gerade erst, aber irgendjemand war dabei, dazwischenzufunken. Auf dem Umschlag war keine Briefmarke. Er hatte am Schwarzen Brett gehangen. Eine gefährliche Angelegenheit. Der Umschlag hätte leicht in falsche Hände geraten können.

Die Information, dass sein Bruder niemals wiederkommen würde, erfüllte Lukas mit einer gewissen Sicherheit, das Problem war nur, dass er dieses Wissen Magda nicht mitteilen konnte, denn sie würde ihn für den Mörder halten.

Wenn er sie nicht verlieren wollte, musste er all dies für sich behalten.

Er sah sich noch einmal ganz genau das Foto an, ob darauf zu erkennen war, wo es aufgenommen worden war, wo die Leiche lag. Aber er fand nicht den kleinsten Hinweis.

44

Buongiorno, mein Spatz,

stell Dir vor, Papa und ich waren drei Tage in Rom! Es war traumhaft! Wir haben in einem tollen Hotel gewohnt. Sündhaft teuer, sag ich Dir, aber wir haben uns gedacht, in diesen drei Tagen gönnen wir uns einfach mal was! Wir waren im Petersdom, in der Engelsburg, im Kolosseum, am Trevi-Brunnen, im Forum Romanum, im Pantheon … und wir haben natürlich auf der Spanischen Treppe gesessen und die Leute beobachtet. Aber ganz egal, was wir gemacht haben, ob wir durch die Stadt geschlendert oder in ein Restaurant gegangen sind, immer haben wir an Dich gedacht und von Dir gesprochen. Es wäre perfekt gewesen, wenn Du bei uns gewesen wärst!

Wir müssen unbedingt mal alle zusammen nach Rom fahren! Ich bin sicher, die Stadt wird Dir gefallen, Du fandst doch damals auch Athen so toll, aber ich glaube, Rom ist noch schöner. Wenn Du hier bist und Lust hast, können wir ja ganz spontan hinfahren. Oder wir planen eine Reise fürs nächste Jahr. Wie Du willst.

Sag mal, Schatz, brauchst Du irgendetwas? Soll ich Dir irgendetwas schicken? Du weißt, ein kleiner Hinweis, und

das, was Du Dir wünschst, geht auf die Reise.

Gestern hat Papa angefangen, den Gemüsegarten in Ordnung zu bringen und einiges einzusäen. Wenn Du hier bist, können wir dann sicher schon frischen Salat ernten.

Ich freue mich auf Dich!

Viel Erfolg in der Schule und alles Liebe

Mama

Viele Grüße auch von Papa

45

Magda schrie auf vor Schmerz. In ihrer Hand spürte sie einen heftigen Stich, dann kam das Brennen. Es breitete sich rasend schnell aus, und binnen weniger Sekunden war ihre Hand ein glühender Klumpen, der immer mehr anschwoll.

Sie hatte einfach nur das Schlafzimmerfenster öffnen wollen und dabei um den Rahmen und direkt in eine Hornisse gefasst. Magda wusste nicht, ob sie in den Handballen oder in einen Finger gestochen worden war, aber sie hatte das Gefühl, ihre Hand stecke in einem Topf und würde langsam und qualvoll gekocht.

Magda rannte ins Bad und hielt ihre mittlerweile dunkelroten, dicken Finger unter fließendes kaltes Wasser. Der Schmerz wurde erträglicher, aber hörte nicht auf.

Sie sah, wie ihre Finger immer breiter wurden. Selbst wenn sie sie spreizte, gab es keinen Zwischenraum. Sie sahen aus wie pralle, aneinanderklebende Würste.

Und jetzt erst wurde ihr bewusst, dass ihr Ehering noch an ihrem Ringfinger steckte und bereits tief ins Fleisch schnitt.

Sie lief die Treppe hinunter. In der Küche hing neben dem Küchenschrank eine Uhr. Es war jetzt halb zehn. Die

Dottoressa hatte seit neun Sprechstunde.

»Johannes!«, rief sie, aber es kam keine Antwort.

Da erst sah sie den Zettel auf dem Küchentisch.

»Liebste, ich konnte nicht schlafen und bin schon ziemlich früh los, um einen langen Spaziergang zu machen. Ich werde unterwegs irgendwo einen Kaffee trinken. Bin spätestens mittags zurück. Ich umarme Dich.«

Sie zuckte die Achseln, trank ein Glas Milch, nahm ihre Handtasche und verließ das Haus. Sie dachte nicht daran abzuschließen, da sie überlegte, ob sie es schaffen würde, mit einer Hand Auto zu fahren. Bis Ambra vielleicht. Da fuhr sie fast die ganze Zeit langsam durch den Wald.

Sie konnte mit der linken Hand überhaupt nicht mehr zufassen, jede Berührung war eine Tortur. Ich scheine ja eine heftige Allergie gegen Hornissenstiche zu haben, dachte sie, vielleicht sogar gegen Insektenstiche überhaupt, das wusste ich ja noch gar nicht.

Der linke Arm ruhte auf ihrem Knie, mittlerweile war die Schwellung über die Hand hinausgegangen und hatte sich über das Handgelenk und den Unterarm ausgebreitet, der bereits aussah wie ein prall aufgeblasener länglicher Luftballon.

Mit der rechten Hand lenkte sie, und wenn sie schalten musste, ließ sie das Steuerrad los. Aber sie schaffte fast

den gesamten Weg im zweiten Gang und war heilfroh, dass sie vor dem Haus der Dottoressa eine Parklücke fand, in die sie problemlos vorwärts hineingleiten konnte.

Im Wartezimmer war es - wie immer - voll. Acht Personen waren vor ihr. »Wer ist denn bitte der Letzte?«, fragte sie resigniert, denn sie war sicher, dass ihr Arm platzen würde, bevor sie behandelt werden konnte.

»Ich«, meldete sich eine Frau mit halblangen, dunklen, leicht gewellten Haaren, die Magda genauso alt schätzte wie sie selbst. Sie glaubte, sie auch schon ein paarmal im Ort gesehen zu haben, aber sie wusste nicht, wer die Frau war. Sie war elegant gekleidet, sorgfältig geschminkt und fiel dadurch im Wartezimmer regelrecht auf. Sie hatte eine gerade Körperhaltung und einen stolzen Blick, den Magda aber nicht als unfreundlich empfand. Alles in allem war sie eine ausgesprochen schöne Frau, die ebenso interessiert Magda begutachtete und wohl auch versuchte, sie richtig einzusortieren.

Beide waren unsicher und lächelten sich an.

Auf einmal ging ein Leuchten über das Gesicht der Frau, als habe sie gerade eine Ahnung bekommen, wer Magda sein könnte.

»Entschuldigen Sie«, fing sie an, »irgendwoher kenne ich Sie. Wohnen Sie zufällig auf La Roccia?«

»Ja, ich wohne auf La Roccia.«

»Dann habe ich schon von Ihnen gehört.« Die Frau

lächelte jetzt ein breites, sympathisches Lächeln und reichte Magda die Hand. »Wie schön, Sie endlich einmal kennenzulernen. Piacere. Ich heiße Gabriella.«

»Und ich Magda. In Italien sagt man wohl eher Maddalena.«

Gabriella sah auf den dicken Arm Magdas und die Hand, die sie vorsichtig mit ihrer gesunden rechten festhielt.

»Wollen Sie wegen dieser Hand zur Dottoressa?«

Magda nickte.

»Was ist passiert?«

»Eine Hornisse. Ich habe direkt in sie hineingefasst.«

»Mein Gott, Sie müssen ja hochgradig allergisch sein. Und wenn Sie nicht bald den Ring abbekommen, stirbt Ihnen der Finger ab.«

»Ja, ich weiß. Deswegen bin ich hier.«

»Aber da sind Sie hier falsch. Die Dottoressa kann Ihnen bei so einer Sache nicht helfen, außerdem wissen Sie nicht, wann sie kommt und wann hier die Sprechstunde überhaupt losgeht. Sie ist bei einem Notfall in Bucine. Nein, Maddalena, Sie müssen schleunigst zum Pronto-Soccorso nach Montevarchi. Dort kann man Ihnen auch den Ring aufschneiden!«

Was Gabriella sagte, leuchtete Magda völlig ein, aber es war unmöglich. »Ich kann mit dieser Hand nicht bis

Montevarchi fahren.«

»Kommen Sie«, Gabriella stand auf, »ich fahre Sie hin.«

Magda wollte widersprechen, aber Gabriella schob sie schon durch die Tür.

Lukas war zu Tode erschrocken, als er von seinem langen Spaziergang nach La Roccia zurückkehrte und das Haus offen, aber leer vorfand. Keine Nachricht, keine Notiz, nichts.

Während seiner Wanderung war ihm bewusst geworden, in welcher Gefahr er sich befand. Wenn derjenige, der die Leiche gefunden hatte, sein Wissen der Polizei mitteilte und Mordermittlungen begannen, dann war er in ernsthaften Schwierigkeiten. Er hatte eine Liebesbeziehung mit der Frau des Opfers. Seine desaströse finanzielle Situation verstärkte das ohnehin schon starke Motiv noch, denn die Firma seines Bruders lief sensationell gut, Magda war eine wohlhabende Frau und arbeitete nur, weil ihr der Beruf Spaß machte, und nicht, weil sie das Geld brauchte. Er setzte sich also ins gemachte Nest.

Es war vollkommen unklar, wann Johannes umgebracht worden war. Je nachdem, wieviel Zeit noch vergehen würde, bis die Leiche gefunden wurde, konnte mehr oder minder genau der Todeszeitpunkt festgestellt werden. Wahrscheinlich konnte man ihn auf wenige Tage eingrenzen, sicher nicht auf wenige Stunden. Ein Alibi

konnte er für einen derart langen Zeitraum niemals liefern, es war alles möglich. In den italienischen Wäldern und den einsamen Häusern war es kein Problem, den ungeliebten Bruder und Konkurrenten unbemerkt um die Ecke zu bringen.

Es kam niemand anderer infrage.

Johannes hatte keine Feinde und eine ziemlich gut funktionierende Ehe. Bis auf die kurze Affäre mit Carolina vielleicht. Aber die ganze Sache war beendet, und Carolina war am Telefon auch nicht besonders gut auf Johannes zu sprechen gewesen. Es gab daher sicher keine Scheidungs- oder Trennungspläne, im Gegenteil: Johannes und Magda waren gerade dabei, einen gemeinsamen Urlaub zu verbringen. Magda hatte also - wenn überhaupt - nur den Hauch eines Motivs und würde nicht so schnell Probleme bekommen.

So wie die Situation war, würde er bei Auffinden der Leiche erst einmal in italienische Untersuchungshaft wandern und dort monatelang schmoren, bis der Fall vollständig ermittelt war und Anklage erhoben wurde. Und er hatte wenig Hoffnung, jemals wieder aus dem Knast herauszukommen, wenn er erst einmal drin war.

All diese Punkte lagen auf der Hand, das Irrsinnige daran war nur, dass er definitiv nicht der Mörder war. Aber Johannes war tot, daran gab es keinen Zweifel. Wer hatte ihn dann umgebracht, wenn kein Feind in Sicht war und niemand ein ausreichendes Motiv hatte? Wer zum Teufel?

Magda etwa?

Nein. Das konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen. Sie war der liebevollste und sensibelste Mensch, den er je kennengelernt hatte. Zart, sanft und mitfühlend. Leidenschaftlich und treu. Wenn sie einen Menschen liebte, dann ging sie für ihn durchs Feuer.

Aber wer dann?

Lukas wurde klar, dass er nur eine Möglichkeit hatte, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, die sich langsam zuzog. Er musste Italien und somit auch Magda verlassen. Denn warum sollte der Finder der Leiche noch lange damit warten, zur Polizei zu gehen? Dafür gab es keinen Grund, und einen Erpressungsversuch hatte er nicht gestartet. Er hatte einfach nur dieses Bild geschickt. Keinen Satz dazugeschrieben, keine Forderung, nichts.

Nein, der große Unbekannte würde nicht mehr ewig stillhalten, wenn er sich jetzt schon aus dem Dunkel ins Licht gewagt hatte. Darum musste Lukas verschwinden. So schnell wie möglich zurück nach Deutschland, bevor die ganze Sache aufflog. Dann konnten sie ihn nicht so leicht ins Gefängnis stecken. Die bürokratischen Mühlen mahlten langsam, über eine Ländergrenze hinweg wahrscheinlich noch langsamer. Er musste mit Magda zurück nach Berlin, bevor es aussah wie eine Flucht.

Oder allein. Im Notfall müsste er Magda hier auf La Roccia zurücklassen, denn wie sollte er ihr klarmachen, dass es besser war, sofort den Urlaub abzubrechen? Das

würde sie nie verstehen.

All diese »Wenn« und »Aber« kreisten in Lukas' Kopf. Doch am schmerzlichsten war der eine und einzige Gedanke, der ihm allmählich zur Gewissheit wurde: Er konnte Magda jetzt nicht alleinlassen! Nicht nur, weil er Angst um sie hatte, sondern weil sie sich wieder verlassen fühlen und er sie verlieren würde. Und mit ihr alles, was er soeben erst gewonnen und wovon er sein Leben lang geträumt hatte.

Ganz gleich, was er auch tat: Er saß in der Falle.

Lukas briet sich zwei Spiegeleier und trank ein Bier dazu. Wo konnte sie bloß sein? Und warum schloss sie das Haus nicht ab, wenn sie irgendwohin fuhr?

Die Frau am Empfang des Pronto-Soccorso trug die Berufskleidung der Schwestern im Krankenhaus: grüne Hose, grünes Hemd und passend dazu grüne Gummiclogs, in denen ihre nackten Füße steckten. Das war das Erste, was Magda bemerkte. Sie schüttelte sich innerlich und stellte sich die Schweißfüße vor, die die Schwester in diesen Schuhen bekommen musste.

Ihr Blick war streng und wenig mitleidig, und man konnte sich problemlos vorstellen, dass sie so manchen allein durch ihr Auftreten und ihre Ausstrahlung in die Flucht schlug.

In dem Vorraum, in dem auch der Empfangstresen stand, warteten sechs Personen. Magda zeigte der Schwester ihre extrem geschwollene Hand, erklärte, dass eine Hornisse sie gestochen hatte, und wollte gerade bei den anderen Wartenden Platz nehmen, aber die strenge Schwester winkte sie sofort zu sich und bat sie, ihr zu folgen.

»Ich warte hier auf dich«, rief Gabriella ihr hinterher, und Magda nickte dankbar.

Während der Autofahrt hatten sie gemeinsam beschlossen, es so zu halten wie fast alle, die in Ambra oder anderen kleinen Dörfern wohnten: Man duzte sich. Magda freute sich darüber. Sie fühlte sich Gabriella bereits sehr verbunden, was ihr guttat.

Der Arzt, der Magdas Hand begutachtete, schüttelte nur den Kopf, verließ den Raum und kam Sekunden später mit einer scharfen Zange wieder.

»Ansonsten geht es Ihnen gut?«, fragte er. »Oder ist Ihnen schwindlig, übel, haben Sie Atembeschwerden?«

»Nein. Ansonsten geht's mir gut«, erwiderte Magda.

Bei dem Versuch, zwischen den Ring und das heiße pralle Fleisch zu kommen, verletzte er Magda, der Finger blutete. Aber das störte den Arzt nicht. Er hielt Magdas Hand fest, und sein Griff war erbarmungslos. Dann bohrte er weiter. Magda biss die Zähne zusammen und betete, dass es bald vorbei sein möge. Schließlich hatte der Arzt

mit der Zange Halt unter dem Ring bekommen und knipste das Gold durch. Dazu brauchte er die Kraft seiner beiden Hände und bat Magda, um Gottes willen stillzuhalten, damit er sie nicht noch mehr verletzte.

Magda hatte den Eindruck, eher in den Händen eines Maschinisten als eines Arztes zu sein, aber nach endlosen Sekunden bog er den Ring auseinander und zog ihn vom Finger.

»Das war's«, meinte er und stand auf.

»Danke«, sagte Magda.

Ein Pfleger wusch Magdas blutende Hand, massierte den Finger, damit sich der Blutfluss wieder normalisierte, und gab Magda eine Spritze gegen die Allergie. Damit war der Fall für ihn erledigt.

»Bekomme ich noch irgendwelche Medikamente?«, fragte Magda den Arzt, der den Bericht dieser Behandlung in einen langsamen Uraltcomputer mit bauchigem Bildschirm tippte.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Das geht von allein weg. Wenn die Hand nach drei Tagen nicht deutlich abgeschwollen ist, kommen Sie wieder.« Er druckte den Bericht aus, drückte ihn Magda in die Hand und verabschiedete sich.

»Alles Gute«, meinte er noch und verließ den Raum.

Gabriella stand auf und lächelte, als Magda wiederkam.

»Das ging ja schnell«, meinte sie. »Und? Ist der Ring ab?«

Magda nickte und öffnete ihre gesunde Hand, in der der zerschnittene Ring lag.

»Was wird dein Mann dazu sagen?«, fragte Gabriella.

»Nichts. Es war ja schließlich nicht meine Schuld.«

Gabriella und Magda gingen langsam zum Auto.

»Ich habe gehört, dein Mann ist verschwunden?«

»Wo hast du das gehört?«

»Im Dorf. Du glaubst ja nicht, was alles geredet wird. Du musst bloß in den Alimentariladen gehen, dann weißt du Bescheid.« Auf keinen Fall wollte Gabriella, dass Magda wusste, dass sie die Frau des Dorfpolizisten war, um die Vertrauensbasis, die sich gerade so wunderbar aufbaute, nicht zu zerstören.

»Ja, das ist klar«, sagte Magda, »ich dachte bloß nicht, dass auch wir Gesprächsthema sind. Immerhin wohnen wir ziemlich einsam und sind auch nur zweimal im Jahr im Urlaub hier.«

»Das schon, aber man kennt euch. Und wenn man euch im Ort begegnet, weiß man, wer ihr seid.«

Magda nickte. Das leuchtete ihr ein. Ambra war klein, und es passierte so wenig, da war man dankbar über jede Nebensächlichkeit, die man auf der Straße durchdiskutieren konnte. »Ja, mein Mann war

verschwunden«, meinte sie, als sie in Gabriellas Wagen stiegen. »Er hat sich nicht mehr gemeldet und ich hatte Angst um ihn. Aber jetzt ist er wieder da. Ich bin nach Rom gefahren und habe ihn gefunden.«

»Das ist ja fantastisch. Wie hast du ihn denn gefunden?«

»Durch Zufall. Plötzlich standen wir uns gegenüber.«

»Und warum ist er nicht nach Hause gekommen oder hat angerufen?«

»Mein Telefon auf La Roccia war gestört. Das hab ich gar nicht gewusst. Das Freizeichen erklang, aber ich konnte nicht angerufen werden. Und da er sein Handy verloren hatte, wusste er meine Handynummer nicht. Die hatte er nicht aufgeschrieben, sondern im Handy gespeichert. Da war überhaupt alles gespeichert. Die Nummer seiner Mutter, von anderen Freunden und so weiter. Er war ziemlich verzweifelt, dass er mich nicht erreichen konnte, weil er wusste, dass ich mir fürchterliche Sorgen machte.«

»Und warum ist er nicht wie verabredet nach Hause gekommen?«

»Er war krank. Hatte eine Sommergrippe. Ganz schön heftig. Mit hohem Fieber. Drei Tage lang wusste er überhaupt nicht mehr, wo er wohnt und wie er heißt, konnte sich in seinem Zimmer gerade bis zur Toilette schleppen. Furchtbar, wenn einem so was im Hotel und in einer fremden Stadt passiert.«

Gabriella versuchte, sich all das, was Magda gesagt hatte, einzuprägen und dennoch ein entspanntes und freundliches Gesicht zu machen.

»Und wie geht es ihm jetzt?«

»Besser. Viel besser. Eigentlich wieder richtig gut. Er hat noch ein paar Kreislaufprobleme, aber mehr nicht.«

»Ich freu mich für dich, dass die ganze Geschichte ein gutes Ende genommen hat.« Gabriella drückte Magdas Hand. »Und wenn du noch mal nach Rom fährst, dann sag mir Bescheid, dann komme ich mit. Ich bin Römerin und kenne mich in dieser Stadt sehr gut aus. Vielleicht kann ich dir schöne Ecken zeigen, die du allein nicht finden würdest.«

»Das wäre wunderbar«, meinte Magda ehrlich und glaubte in diesem Moment, eine neue Freundin gefunden zu haben.

Lukas kontrollierte das Telefon. Es war in Ordnung. Verdammt noch mal, es war doch wirklich kein Problem, eine kleine Nachricht aufzuschreiben, wenn man wegmusste! Und sie konnte sich sicher besser vorstellen als jeder andere, wie es war, wenn man sich Sorgen machte!

Einige Minuten später hielt er die Untätigkeit nicht mehr aus. Er stellte das schmutzige Geschirr in die Spüle und

ging hinaus, um den Rasen zu mähen.

Als er gerade anfangen wollte, sah er ihren Wagen die Straße herunterkommen. Ungewöhnlich langsam.

Das Gefühl der Erleichterung war wie ein Schluck kühles Wasser nach tagelangem Ritt durch die Wüste. Er spürte, dass die Kraft wie ein warmer Strom zurück in seine Adern floss und ihn mit Zuversicht erfüllte. Er würde sich nicht unterkriegen lassen, und er würde bleiben.

Magda stieg aus dem Auto und hielt statt einer Erklärung nur ihre deformierte Hand in die Höhe.

»Du lieber Himmel! Was hast du denn gemacht?«

Er legte den Arm um ihre Schulter, sie setzten sich auf die Terrasse, und sie erzählte die ganze Geschichte.

»Ich hab mir Sorgen gemacht«, sagte er, »ich wusste ja nicht, wo du warst. Du hast keinen Zettel hinterlassen und noch nicht mal die Tür abgeschlossen.«

»Hab ich das nicht? Komisch, das war mir gar nicht bewusst. Dann muss ich es wohl vergessen haben.«

»Ich dachte, Wunder was passiert ist …«

»Du Armer«, sagte sie, ging zu ihm und kraulte ihm den Nacken. »Das tut mir leid. Ich muss mal versuchen, ganz bewusst an so was zu denken. Aber alles, was ich automatisch mache, weiß ich fünf Minuten später nicht mehr, und manchmal vergesse ich es auch. Und selbst das merke ich nicht.«

Sie holte aus ihrer Handtasche den kaputten Ring und legte ihn auf den Tisch.

»Einen Wunsch habe ich noch, Johannes. So ein Ehering bedeutet mir unendlich viel. Wenn meine Hand wieder abgeschwollen ist, dann lass uns nach Florenz fahren. Wir sollten uns neue Ringe aussuchen. Vielleicht beginnt gerade ein anderer, ein noch viel schönerer Abschnitt unserer Ehe.«

Lukas war einen Moment sprachlos, aber dann nahm er sie in den Arm. »Das ist eine wunderbare Idee. Das machen wir.«

Er küsste sie und versuchte glücklich zu sein, aber es gelang ihm nicht. Die Ahnung, dass ein Sog dabei war, ihn unaufhörlich in die Tiefe zu ziehen, war stärker.

46

»Verdammt noch mal, es gibt keinen Fall!«, fluchte Neri, als er pünktlich um Viertel nach sieben zum Abendessen nach Hause kam. »Die Signora hat heute Nachmittag angerufen und die Vermisstenanzeige zurückgezogen. Leider war ich nicht da, und Alfonso war am Apparat.«

»Wo warst du denn?«

»Ich hab die Kollegen aus Bucine bei einer Verkehrskontrolle unterstützt.«

»Das ist ja dumm. Wäre vielleicht nicht schlecht gewesen, der Signora mal ein bisschen auf den Zahn zu fühlen.«

Neri hörte sehr wohl Gabriellas spitzen Ton und war schon wieder genervt. Was konnte er denn dafür, wenn er zu dieser blöden Kontrolle abkommandiert wurde? So machten auch Kollegen aus Bucine, San Giovanni oder Loro Ciufenna die Kontrollen in Ambra, um Vetternwirtschaft zu vermeiden.

»Himmelherrgott noch mal, Gabriella, hör auf mit deiner kriminellen Fantasie! Der Mann ist wieder da und basta. Ich hätte einen Mordfall wirklich gut gebrauchen können, ich hab ihn mir sogar gewünscht, aber was nicht ist, ist nicht. Da kann man nichts dran ändern. Schließlich können hier in

unserem kleinen Valdambra die Leute nicht reihenweise um die Ecke gebracht werden, nur damit ich eine Chance bekomme! Das wäre wohl ein bisschen zu viel verlangt.«

»Deine dritte Chance, Liebling! Mir hat sie übrigens auch erzählt, dass ihr Mann wieder da ist«, sagte Gabriella betont gelangweilt und wippte mit dem Fuß auf und ab, was Neri wahnsinnig machte.

»Wieso hast du heute mit ihr gesprochen? Fängst du jetzt an, meine Arbeit zu machen?« Neris Stimme klang hoch und schrill.

»Du kannst dich abregen, mein Schatz. Ich hab sie beim Arzt getroffen, und wir sind zufällig ins Gespräch gekommen. Und dann hab ich sie zum Pronto Soccorso gefahren, weil sie nach einem Hornissenstich eine heftige Allergie bekommen hatte. Ich glaube nicht, dass das verboten ist, Commissario«, fügte sie noch hinzu.

»Na gut. Und? Hat sie sonst noch was erzählt?«

»Ich weiß nicht, ob ich dir jetzt in deine Arbeit pfusche, wenn ich dir davon erzähle?«

»Porcamiseria, Gabriella, nun mach mich nicht wütend, sondern rede endlich!«

»Bist du bei Verhören auch so sensibel, Tesoro?«

Neri schnaufte nur.

»Also«, Gabriella lächelte gnädig, »Maddalena ist wirklich eine nette, sympathische Frau, und sie spricht

überraschend gut Italienisch …« Sie machte eine bedeutungsschwere Pause.

»Und?«, fragte Neri ungeduldig. Es ging ihm auf die Nerven, wenn seine Frau etwas extra spannend machte, nur um ihn zu ärgern und ihre Überlegenheit auszuspielen.

»Nix und.« Gabriella besah ihre Fingernägel. »Sie ist wirklich sehr gebildet, freundlich, unterhaltsam … und ich werde mich sicher noch öfter mit ihr treffen … aber … Neri, ich weiß nicht, warum, es ist nur so ein ungutes Gefühl im Bauch - ich glaube ihr einfach kein Wort.«

»Wieso? Was glaubst du ihr nicht?«

»Guck mal, Neri: Da fährt ein Mann nach Rom, um seinen Freund zu besuchen. Er wohnt nicht bei seinem Freund, sondern im Hotel. Schon mal komisch, finde ich.«

»Ich würde auch lieber im Hotel wohnen«, meinte Neri. »Da hab ich wenigstens meine Ruhe und mein eigenes Bad.«

»Gut. Meinetwegen.« Gabriella fühlte sich in ihrem Gedankengang gestört und war leicht verärgert. »Also, weiter: Der Mann verliert sein Handy und wird krank. Und schafft es nicht, seine Frau zu benachrichtigen? Angeblich weiß er ihre Nummer nicht, weil die im Handy gespeichert ist …«

»Ich weiß deine Nummer auch nicht. Wenn ich die nicht gespeichert hätte, könnte ich dich auch nicht anrufen.«

»Verflucht noch mal, Neri, hör mir doch mal fünf Minuten zu! Oder interessiert es dich nicht, was ich denke?«

»Doch, natürlich«, murmelte Neri kleinlaut.

»Er schafft es auch nicht, ihr über die Rezeption eine Mail zu schicken, und er ist so todsterbenskrank, dass er in keinen Zug steigen und die zwei Stunden bis Arezzo fahren kann? Ich bitte dich, Neri!« Gabriella tippte sich an die Stirn. »Bei aller Liebe, aber das ist bodenloser Unfug. Das kann man einfach nicht glauben. Die Geschichte ist erstunken und erlogen, und zwar schlecht.«

Neri runzelte die Stirn. »Sie hört sich abenteuerlich an, das stimmt schon, aber es gibt Menschen, die funktionieren merkwürdig. Wir würden es vielleicht anders machen, nur Magdas Mann ist eben ein bisschen komisch.«

»Gut, dann kannst du ihr das gerne glauben. Ich tue es nicht.« Gabriella wirkte beleidigt.

»Was denkst *du* denn? Dass ihr Mann nicht wiedergekommen ist? Dass sie gelogen hat? Aber warum? Warum sollte sie der Polizei erzählen, alles ist gut, ihr könnt aufhören zu suchen, wenn es gar nicht stimmt und sie sich weiterhin Sorgen macht?«

»Weil sie sich eben keine Sorgen mehr macht.«

»Warum?«

»Das weiß ich doch nicht. Neri, du musst noch einmal

hinfahren. Rede mit ihr. Stell ihr ein paar kitzlige Fragen. Und versuch herauszufinden, ob der Mann auf La Roccia wirklich ihr Mann ist.«

»Wie soll ich das machen? Soll ich mir seinen Ausweis zeigen lassen?«

»Zum Beispiel.«

»Gabriella, das ist lächerlich.« Ein spöttisches Grinsen spielte um Neris Mundwinkel, und er fühlte sich seiner Frau einen winzigen Augenblick lang überlegen.

»Mach, was du willst. Du bist hier der Polizist, ich kann dir nicht auch deine Verhöre abnehmen. Ich hab dir gesagt, was ich denke, und basta. Und wenn du nicht spürst, dass du hier wieder einen interessanten Fall vor der Nase hast, dann kann ich dir auch nicht helfen.«

Gabriella stürmte aus dem Zimmer und warf die Tür hinter sich zu.

Das Gespräch mit Gabriella hatte Neri geärgert, in seinem Stolz verletzt und in seiner Ehre gekränkt. Daher fuhr er am nächsten Tag um vierzehn Uhr nach La Roccia.

Lukas war gerade dabei, das Geschirr des Mittagessens in die Küche zu räumen, und Magda las in einer deutschen Zeitschrift, als Neri vor dem Haus hielt.

Magda sah überrascht auf. Als sie ihn erkannte, lächelte sie höflich, stand auf und reichte dem näher kommenden

Neri die Hand.

»Buonasera, Commissario«, sagte sie freundlich. »Was führt Sie zu uns?«

»Ich war gerade in der Gegend«, meinte Neri ausweichend, »und wollte nur mal sehen, ob alles in Ordnung ist.«

»Das ist nett von Ihnen. Aber bei uns ist alles in Ordnung. Möchten Sie etwas trinken?«

»Ja, einen Schluck Wasser bitte, wenn Sie haben.«

»Gerne.«

In diesem Moment kam Lukas aus dem Haus.

»Johannes«, sagte Magda, »das ist Commissario Neri. Er hat ermittelt, als du nicht da warst.«

Magda ging ins Haus, um das Wasser zu holen. Lukas' Herz klopfte, als er auf Neri zutrat.

»Signore Tillmann?«

Lukas nickte und schüttelte Neri die Hand. »Buonasera.«

»Ich habe gehört, Sie waren während Ihrer Reise in Rom so furchtbar krank?«

Lukas brach der Schweiß aus. Davon wusste er nichts. Was sollte das jetzt? Er hatte Angst, einen Fehler zu machen, und nickte nur.

»Was hatten Sie denn?«

»Mir ging es nicht gut. Gar nicht gut.«

»Waren Sie beim Arzt?«

»Nein. Ich kenne ja niemanden in Rom.«

In diesem Augenblick kam Magda mit dem Wasser zurück auf die Terrasse. Sie schenkte Neri ein, und offensichtlich hatte sie die letzten Sätze gehört.

»Er hatte eine Sommergrippe«, erklärte sie. »So was kann ziemlich heftig sein. Ein widerlicher Virus, und man kann nichts dagegen tun. Da hilft auch ein Arzt nichts, aber man glaubt zu sterben. Stimmt's, mein Schatz?«

Lukas nickte brav.

»Und Sie kennen die Handynummer Ihrer Frau nicht, um sie zu informieren, dass Sie nicht nach Hause kommen können?«

Lukas sah Magda verzweifelt an. »Was hat er gesagt?«

Magda winkte ab und antwortete für ihn. »Es gibt Menschen, die kennen alle Geburtstage ihrer Bekannten, aber keine einzige Telefonnummer. Wieder andere wissen die Telefonnummern, aber vergessen alle Geburtstage. Und nur ganz wenige wissen beides. Manche wissen gar nichts. Das gibt es auch. Johannes ist einer, der meiner Mutter pünktlich einen Blumenstrauß zum Geburtstag bestellt, aber nicht in der Lage ist, sie anzurufen, weil er ihre Nummer nicht kennt. Für solche Menschen gibt es ja die Möglichkeit, Nummern im Handy zu speichern. Aber

wenn man das Handy dann verliert, hat man Pech.« Sie grinste.

»Sie hören sich an, als hätten Sie ihm verziehen«, meinte Neri matt.

»Was soll ich ihm verzeihen? Er kann ja nichts dafür! Vielleicht sollte man sich wirklich angewöhnen, immer zwei Handys dabeizuhaben, auch wenn es absurd oder dekadent klingt. Aber es würde einem eine Menge Ärger ersparen.«

Lukas erahnte nur, was Magda auf Italienisch zu Neri gesagt hatte, aber er spürte, dass sie die Wogen geglättet und zu jeder Frage schlüssige Erklärungen geliefert hatte.

»War Ihr Schwager nicht ein paar Tage hier?«, fragte Neri.

»Ja. Aber er ist längst wieder in Deutschland. Er ist Schauspieler und hat ein Engagement in Hannover.«

Neri stand auf.

»Es freut mich, dass sich alles so aufgeklärt und zum Guten gewendet hat, Signora. Bitte rufen Sie mich an, wenn Sie noch irgendwelche Probleme haben sollten. Arrivederci, Signora, arrivederci, Signore!«

Neri setzte seine Mütze auf, verbeugte sich und ging zu seinem Auto. Er hatte das ungute Gefühl, dass Gabriella sicher noch Fragen gehabt hätte, auf die er nie und nimmer kommen, aber die sie ihm bereits heute Abend auf die

Stulle schmieren würde.

Magda saß vollkommen versteinert am Tisch.

»Was ist? Was hast du?«, fragte Lukas.

»Nichts.«

»Aber ich sehe doch, dass du was hast! Woran denkst du? Hast du dich über irgendetwas geärgert?«

Magda schüttelte den Kopf.

»Oder hab ich was falsch gemacht?« Lukas sah ganz unglücklich aus.

»Nein. Du hast nichts falsch gemacht. Es ist alles gut. Aber hör auf, mir Löcher in den Bauch zu fragen, und lass mich um Himmels willen mal fünf Minuten in Ruhe!«

Damit sprang sie auf und lief ins Haus.

Sie war so unglaublich wütend, dass sie glaubte zu platzen. Dieser Commissario wusste alles. Jede Kleinigkeit, jedes Detail, alles was sie Gabriella gestern gesagt hatte. Nie wieder würde sie mit Gabriella ein Wort wechseln. Diese dumme Pute hatte doch wahrhaftig nichts Eiligeres zu tun gehabt, als zur Polizei zu rennen und all das auszuplaudern, was sie ihr ganz im Vertrauen erzählt hatte.

Magda war maßlos enttäuscht und fühlte sich verraten. Sie musste misstrauischer werden, durfte nicht jedem sympathischen Menschen sofort ihr Herz ausschütten.

Vielleicht hatte Gabriella die Geschichte auch einer Freundin erzählt, die hatte es wieder einer Freundin erzählt, die hatte es ihrem Mann gesagt und der hatte es brühwarm Neri weitergetratscht. Beim morgendlichen Kaffee, beim Friseur oder auf dem Markt. Egal. Tatsache war, dass Gabriella es weitererzählt hatte. Und es wurde einfach zu viel gequatscht.

Schade, sie hatte geglaubt, endlich eine Freundin gefunden zu haben. Aber das war wohl ein großer Irrtum gewesen.

47

»Ja, bist du denn von allen guten Geistern verlassen? Hast du jetzt völlig den Verstand verloren? Neri, ich fasse es nicht!«

Als Neri nach Hause kam, hatte er Gabriella sofort erzählt, dass er bei der Signora auf La Roccia gewesen war und den Eindruck gewonnen hatte, dass wirklich alles in Ordnung war. Allerdings nagte in ihm das schlechte Gewissen, dass er den Mann auf La Roccia nicht nach seinem Ausweis gefragt hatte. Daher hatte er, um Gabriella abzulenken, das Gespräch so detailliert und wahrheitsgemäß wie möglich wiedergegeben. Und war regelrecht stolz auf sich, dass es ihm fast wortwörtlich gelungen war.

Noch hatte Gabriella gar nicht nach den Ausweispapieren gefragt, aber sie war bereits jetzt wütend und schrie ihn an. Knallrot im Gesicht schlug sie mit der flachen Hand auf den Tisch, dass ihr die Hand wehtat.

Neri verstand die Welt nicht mehr und war sich keiner Schuld bewusst.

»Wie kannst du nur so dämlich sein«, brüllte Gabriella weiter, »all diese Dinge zu erwähnen, die ich dir erzählt habe? Magda hat sie mir anvertraut, und du posaunst sie

aus, als stünde der Text in Großbuchstaben an jeder Hausmauer! Was hast du dir denn dabei gedacht, hä? Gar nichts wahrscheinlich.«

Neri war jetzt genauso rot wie seine Frau. Vor Scham und vor Wut.

»Wieso? Das sind doch alles keine Geheimnisse, Gabriella! Signore Tillmann hat die Handynummer von seiner Frau nicht gewusst. Na und? Ich werde doch wohl mal danach fragen dürfen! Und er war krank. Es ist meine Pflicht nachzufragen, was er für eine Krankheit hatte! Wer nicht fragt, bekommt auch keine Antworten!«

Gabriella verzweifelte. Sie sank auf den Küchenstuhl und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. »Neri«, hauchte sie, »begreifst du es immer noch nicht? Magda weiß nicht, dass ich deine Frau bin. Sie wird denken, ich hätte brühwarm alles, was sie mir anvertraut hat, sofort der Polizei mitgeteilt. So etwas ist unmöglich! Ich werde nie wieder irgendetwas von ihr erfahren! Aufgrund deiner fabelhaften Gesprächstaktik ist unsere Informationsquelle versiegt, mein Schatz! Und wie weit du mit deinen Nachforschungen und Verhören kommst, wissen wir ja.«

Neri dämmerte es langsam. Er hatte es mal wieder vergeigt, Gabriella hatte völlig recht. Die Fragen, die er Magda und ihrem Mann gestellt hatte, waren vollkommen unüberlegt gewesen. Schließlich konnte er nicht hellsehen. Er hatte sozusagen innerbetriebliche Geheimnisse ausgeplaudert.

»Ich kann die Informationen von überall her haben«, versuchte Neri abzuwiegeln. »Von Raffaella, von Margitta, von Emilio … Die quatschen alle gern.«

»Sicher. Ich muss nicht unbedingt mit meinem Wissen gleich zu dir gerannt sein. Das schon. Aber ich habe in Magdas Augen meinen Mund nicht halten können. Wem gegenüber auch immer. Das steht fest. Und darum wird sie mir in Zukunft nichts mehr erzählen. Herzlichen Dank dafür!«

Jetzt haben wir wieder die Stufe erreicht, wo sie sarkastisch wird, dachte Neri. Jetzt gehe ich entweder aus dem Haus, oder der Streit eskaliert.

»Liebes«, schnurrte er, »reg dich nicht auf. Es lohnt sich nicht. Vielleicht hatte ich heute nicht meinen allerbesten Tag, das kann sein, aber es ist egal, denn - wie ich schon sagte und wie ich es immer wusste - es gibt keinen Fall. Der Mann ist wieder da und Ende. Wir können das Ganze vergessen.«

»Ich glaube, es bringt nichts, wenn ich dir jetzt zum hundertsten Mal erkläre, dass du unrecht hast. Es gibt einen Fall. Alle meine Warnlampen blinken, und nicht nur das, seit gestern hör ich auch noch die Sirene. Aber du glaubst mir ja nicht. Also setz dich in dein Bürostübchen und bohre in der Nase.« Gabriella sprach gefährlich leise. »Ich habe langsam keine Lust mehr, Neri. Ich hocke nicht mehr in diesem Haus, in dieser Stadt, in dieser Provinz und ergötze mich an hunderttausend Sonnenblumen, die zwei

Wochen blühen und dann die Köpfe hängen lassen. Ich kann nicht mehr! Ich sehe mir das nicht länger an, wie du eine Chance nach der andern vermasselst und so blind durch die Gegend rennst wie meine Socke. Bei dir kann ja vor deinen Augen einer abgestochen werden, und du merkst es nicht, weil vielleicht der Täter in dem Moment, in dem er zusticht, ein freundliches ›Salve‹ flötet. Du kriegst nichts mit, Neri! Du hast keinerlei kriminelle Fantasie, und ohne kriminelle Fantasie kann man als Polizist einpacken. Tut mir leid, aber so ist es.«

»Jetzt gehst du zu weit.«

»Vielleicht.«

»Was willst du tun?«

»Ich weiß es noch nicht.« Gabriella schob sich die Haare aus der Stirn. »Ich glaube, ich geh ins Kino. Dein Essen steht im Kühlschrank, du kannst es dir warm machen. Schönen Abend noch.«

Neri sah ihr todunglücklich hinterher, als sie die Küche verließ. Heute Abend hatte sie zum ersten Mal die Sätze gesagt, vor denen er sich immer gefürchtet hatte.

»Ich kann nicht mehr«, hatte sie gesagt, und: »Ich habe keine Lust mehr.«

Morgen würde sie vielleicht sagen: »Ich verlasse dich und gehe zurück nach Rom.« Und dann war alles aus.

48

Magda schrie.

Lukas schoss aus seinem Bett hoch. Ihm war schwindlig, er wusste für Sekunden nicht, wo er war, die ganze Welt drehte sich, und er hörte nur diesen markerschütternden Schrei, der ihm Angst machte.

Er knipste die Nachttischlampe an, und in diesem Moment hörte sie auf. Ihr Gesicht war schweißnass, ihr Laken, mit dem sie sich bei dieser Hitze zudeckte, lag zusammengeknüllt am Fußende des Bettes, und sie starrte ihn angsterfüllt an.

»Was ist?«, flüsterte er. »Was hast du geträumt?«

Sie schwieg, zitterte am ganzen Körper, und er nahm sie in den Arm. »Alles ist gut, Magda, es ist alles in Ordnung. Ich bin hier, mach dir keine Sorgen.«

Magda seufzte und schmiegte sich an ihn.

»Ich habe geträumt, ich habe dich umgebracht«, schluchzte sie. »Ich habe dich umgebracht und in der Erde vergraben, und die Wildschweine haben dich gefressen.«

Er drückte sie fest an sich.

»Schlaf weiter, es war nur ein Traum, es ist nichts passiert.«

Magda seufzte, sank zurück in ihre Kissen und war binnen weniger Minuten wieder eingeschlafen.

Aber Lukas sah sie noch lange an, und die Angst fuhr ihm durch den Körper wie ein glühendes Messer.

Zwei Tage später kam das nächste Foto. Diesmal mit der Post und eindeutig an Signore Tillmann, Località La Roccia, adressiert. Lukas holte den Brief eigenhändig vom Postamt ab und war diesmal darauf gefasst, was ihn erwartete.

Wieder ein Bild von Johannes. Aus anderer Perspektive, aber nicht weniger erschreckend. Nur nicht ganz so nah, aus etwas weiterer Entfernung, aber dennoch konnte Lukas nicht erkennen, wo das Foto gemacht worden war.

Was bezweckte der Absender mit dem Zusenden dieser Fotos? Wollte er ihn lediglich verrückt machen?

Lukas brach der Schweiß aus. Fieberhaft suchte er nach einer Idee, was er machen und wie er sich verhalten sollte, aber da kam kein einziger Gedanke.

49

Hildegard Tillmann hatte vielleicht drei Stunden geschlafen. Wenn überhaupt. Seit Tagen oder Wochen ging das so. Es waren die unerträglichen Rückenschmerzen und die Sorge um Johannes, die sie einfach keine Ruhe finden ließen. Seit halb fünf lag sie wach und unbeweglich auf dem Rücken, wagte es nicht, Licht anzuschalten, um Richard nicht zu stören. Sie brauchte dringend eine Schmerztablette, traute sich aber nicht aufzustehen.

Die Menge, die sie an Tabletten schluckte, war unvorstellbar, und sie wunderte sich jeden Tag, wie ihr Magen das überhaupt verkraften konnte. Sie nahm blutdruck- und cholesterinsenkende Mittel, Aspirin, um das Blut zu verdünnen und einem Herzinfarkt vorzubeugen, des Weiteren Kalium fürs Herz, Kalzium für die Knochen, Vitamine fürs allgemeine Wohlbefinden, etwas zum Abführen, Schmerztabletten für den Rücken und neuerdings auch noch Antidepressiva, Beruhigungs- und Schlafmittel für die Nacht, was aber nichts daran änderte, dass sie trotzdem wach lag. Ihr Pillendöschen war mit fünfzehn Tabletten pro Tag immer prall gefüllt, kam noch eine Erkältung oder eine andere Erkrankung hinzu, hatte sie das Gefühl, überhaupt nur noch durch Medikamente zu existieren.

»Deine Rückenschmerzen sind rein psychisch«, sagte Richard immer wieder, »du hast einfach im Moment eine schwere Last zu tragen.«

Das wusste Hildegard, und die Bemerkung ihres Mannes nutzte ihr nicht viel. Die Rückenschmerzen verschwanden nicht, auch wenn sie sich bewusst machte, woher sie kamen.

Seit Johannes vermisst wurde, hatte sie nicht mehr gekocht, nicht mehr sauber gemacht und war nicht mehr einkaufen gegangen. Richard hatte all diese Aufgaben widerwillig, aber stillschweigend erledigt. Hildegard lag nur still und leidend auf der Couch und überlegte, ob es nicht letztendlich schmerzloser und besser sein würde, eine Überdosis Schlaftabletten zu schlucken oder vom Hochhaus zu springen.

Sie spürte, dass Richard von Tag zu Tag mürrischer wurde, aber noch sagte er nichts, noch stellte er ihr kein Ultimatum, weil er die Krankheit seiner Frau für einen vorübergehenden Zustand hielt.

Alle zwei Tage rief Lukas an, und Hildegard lebte nur für diesen Moment, dieses Klingeln des Telefons, das sich für sie irgendwie anders anhörte als jedes andere Klingeln.

Um halb sechs hielt sie es nicht mehr aus. Sie stand auf und schlich aus dem Schlafzimmer, soweit ihr das mit ihrem schmerzenden Rücken möglich war. Richard atmete ruhig und schnarchte leise. Zum Glück war er nicht aufgewacht.

Im Bad hatte sie einen kleinen Plastikstuhl in die Dusche gestellt. Das bescherte ihr ein paar entspannte Minuten. Sie saß auf ihrem Stühlchen, ließ das warme Wasser über ihre Schultern rieseln und träumte von Johannes. Wie er als Zehnjähriger am Küchentisch saß, mit dem Besteck in den Fäusten rhythmisch auf den Tisch schlug und dazu strahlend »Wir haben Hunger, Hunger, Hunger« sang, während er auf sein Lieblingsessen, Kartoffelpuffer, wartete. Nach wenigen Sekunden stimmte auch Lukas in die Singerei ein. Hildegard briet die Reibekuchen, grinste in sich hinein und dankte dem Himmel für ihre beiden wunderbaren Söhne, die sich aus lauter Lebensfreude die Kehle aus dem Hals brüllten.

Um sechs saß sie am Küchentisch und trank ihre erste Tasse Kaffee. Er schmeckte bitter, aber sie war dankbar, überhaupt irgendetwas zu schmecken, denn süß, sauer oder scharf waren ihr eigentlich mittlerweile egal. Sie fand kaum noch einen Unterschied.

Sie machte sich nicht die Mühe, die Küchengardinen aufzuziehen, es interessierte sie nicht, ob die Sonne schien oder ob es regnete. Genauso wenig interessierte es sie, was in der Welt geschah, daher verzichtete sie auch darauf, das Radio einzuschalten.

Um halb neun kam Richard. »Morgen«, sagte er, nahm die Kanne aus der Maschine und goss sich ebenfalls einen Kaffee ein. »Wie hast du geschlafen?«

Sie zuckte die Achseln und lächelte. Er kannte die Antwort.

Richard wusch das Frühstücksgeschirr ab, saugte das Wohnzimmer, machte die Betten, lüftete das Schlafzimmer und warf einen Blick in den Kühlschrank, ob zum Mittagessen noch genügend Gemüse da war oder ob er einkaufen gehen musste.

Der Salat reichte noch, er war geradezu dankbar, nicht aus dem Haus gehen zu müssen, und zog sich in sein winziges Zimmer hinter der Küche zurück, das er zum Atelier umfunktioniert hatte.

Seit seiner Pensionierung widmete er sich in seiner freien Zeit fast ausschließlich seinem Hobby: Er baute berühmte Bauwerke mit Streichhölzern nach. Im Moment arbeitete er am Berliner Reichstagsgebäude und hoffte, damit bis Weihnachten fertig zu sein. Der Reichstag war die Auftragsarbeit eines Arztes, der in seiner Belegklinik diese ungewöhnlichen Kunstwerke aufstellte und enorme Preise dafür bezahlte.

Richard liebte seine Arbeit mit den Streichhölzern. Wenn er sich darauf konzentrierte, ein Streichholz so zu bearbeiten, als wäre es ein dicker Balken, dann war er so angespannt, dass er darüber seine Sorgen vollkommen vergaß. Die Krankheit seiner Frau und die Möglichkeit, dass sein ältester Sohn vielleicht nicht mehr am Leben war.

Hildegard blieb bis um zehn in der Küche sitzen. Dann ging sie ins Bad, zog sich an und setzte sich auf die Couch

im Wohnzimmer, um für den Rest des Tages das Telefon zu hypnotisieren.

Um halb zwölf rief Lukas an. »Alles unverändert, Mama«, sagte er. »Leider gibt es absolut nichts Neues. Johannes hat sich nicht gemeldet, wir wissen nicht mehr als vorgestern auch. Die Polizei hat sich in Rom in den Krankenhäusern und auf den Flughäfen erkundigt, aber mehr machen die nicht. Weil sie nicht davon ausgehen, dass ein Verbrechen vorliegt und sich jeder erwachsene Mensch aufhalten kann, wo er will. Wir müssen einfach warten, Mama. Warten, dass er von allein wiederkommt. Er wird einen Grund gehabt haben, dass er untergetaucht ist. Und das Problem ist, dass wir diesen Grund nicht kennen.«

Hildegards Hals war wie zugeschnürt. Sie konnte kaum sprechen. »Haben sie …«, begann sie zaghaft, »ich meine, gibt es denn vielleicht irgendeinen Kontakt zwischen den italienischen und den deutschen Behörden?«

»Ich kann es mir nicht vorstellen.«

Hildegard krallte ihre Fingernägel in die Sofalehne und versuchte sich zu beherrschen.

»Ich versteh das nicht!«, schrie sie plötzlich. »Ist es denn so unwichtig und alltäglich, wenn ein Mensch ohne einen Grund spurlos verschwindet?«

»Wir wissen nicht, was wir noch machen sollen, Mama«, sagte Lukas betont ruhig und leise.

»Ich hab den Eindruck, nichts zu erfahren. Jedenfalls

nicht die Wahrheit!« Ihre Stimme überschlug sich fast. »Jedenfalls kann ich nicht länger hier herumsitzen und so tun, als wäre nichts passiert. Ich kann nicht mehr darauf warten und hoffen, dass er vielleicht doch noch vollkommen unerwartet und aus irgendeinem Grund wieder auftaucht, Lukas. Das kann ich nicht. Da werde ich verrückt. Ich gehe zur Polizei. Ich gebe eine Vermisstenanzeige auf. Vielleicht tun ja die deutschen Behörden was. Irgendeiner muss sich doch drum kümmern!«

»Die können nichts tun. Glaub mir. Sie können höchstens mit den Italienern Kontakt aufnehmen, aber das ist ein bürokratischer Akt, der dauert ewig und bringt nichts, weil der Schrieb auf irgendeinem Schreibtisch in Mailand, Neapel oder Rom verschimmeln wird. Da sind wir hier viel näher dran und können immer wieder bei den Carabinieri nachfragen und mit unserer Hartnäckigkeit nerven.«

Hildegard nickte stumm.

»Ich werde jedenfalls in Italien bleiben, solange Magda mich braucht«, fügte Lukas hinzu. »Vielleicht verlängert sie sogar ihren Urlaub. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass sie ohne Johannes nach Deutschland zurückkehrt.«

»Ja«, murmelte Hildegard. »Ja, sicher.« Sie brauchte ihn auch. Vielleicht sogar mehr als Magda. Komm her, flehte sie in Gedanken, bitte, komm zu mir! Aber sie sagte es nicht.

»Bist du noch da, Mama?«

»Ja, ich bin da.« Der Satz fiel ihr schwer. »Hast du noch Hoffnung?«, flüsterte sie.

»Natürlich hab ich noch Hoffnung!« Lukas sprach lauter und versuchte optimistisch zu klingen. Das konnte er. Das hatte er gelernt. Einen »Lächler« in einen Satz zu legen, war Alltag beim Synchronisieren.

»Noch ist gar nichts passiert, Mama. Und solange wir nichts Gegenteiliges wissen, sollten wir alle davon ausgehen, dass Johannes lebt.«

»Danke für deinen Anruf«, meinte Hildegard matt. »Danke.«

Damit legte sie auf und sackte in sich zusammen. Ihre Schultern fielen nach vorn, sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

50

Der Himmel war stahlblau, die Sonne schien, und es wehte ein leichter Wind, der sehr angenehm war und die Hitze erträglich machte. Lukas wusste, dass er sich nicht länger in sein Schneckenhaus zurückziehen durfte, Magda sollte seine Angst und Unsicherheit nicht spüren. Es half auch nichts, weiter über die Fotos beziehungsweise über den großen Unbekannten, der sie ihm geschickt hatte, nachzugrübeln. Er kam nicht weiter und musste machtlos abwarten, was geschah.

Das Haus war abgeschlossen, das Navigationsgerät programmiert, und sie wollten gerade losfahren, als ein schwarzer Citroën die Auffahrt heraufkam.

»Was ist denn nun schon wieder?«, stöhnte Magda. »Ich hab jetzt keine Lust auf irgendwelche Besuche, ich will endlich los.«

Der Citroën hielt vor dem Haus, und Stefano Topo stieg aus. Salopp, aber elegant gekleidet in einer beigefarbenen Leinenhose und einem Hemd aus gleichem Material, nur einen Ton heller. Er schob sich die Designer-Sonnenbrille aufs Haar und lächelte. Offensichtlich war er strahlender Laune.

Auch Magda und Lukas stiegen aus dem Auto.

»Buongiorno«, sagte Topo, »wie ich sehe, habe ich wieder mal Pech. Sie wollten offensichtlich gerade losfahren?«

»Ja, wir haben einen kleinen Ausflug geplant.«

»Darf ich fragen, wo es hingehen soll?«

»Zur Abbazia Monte Oliveto Maggiore. Wir kommen dort zwar vorbei, wenn wir nach Montalcino fahren, um Wein zu holen, aber wir waren bisher immer in Zeitdruck und haben die Abtei noch nie besichtigt.«

Topo lachte. »Unglaublich! Dieses Kloster muss man einfach gesehen haben, es ist wunderschön, Sie werden beeindruckt sein!«

»Das kann ich mir vorstellen.« Magda wurde langsam ungeduldig. Sie hatte keine Lust auf eine weitere Unterhaltung.

»Was halten Sie davon«, meinte Topo, lehnte sich lässig gegen seinen Wagen und überkreuzte die Beine, »wenn ich Sie begleite? Ich kenne nicht nur die Abbazia Monte Oliveto Maggiore, sondern die gesamte Gegend sehr gut und kann Ihnen sicher das eine oder andere erzählen. Ja, ich glaube, ich bin ein ganz guter Reiseführer.« Er lächelte und setzte die Sonnenbrille wieder auf.

»Was will er?«, fragte Lukas, der nicht alles verstanden hatte.

»Er will mitkommen. Will den Reiseführer machen. Was

hältst du davon?«

»Gar nichts.« Lukas bekam augenblicklich schlechte Laune. »Ich will mit dir allein sein.«

»Ach komm, sei kein Frosch«, schnurrte Magda, »ich will ihn nicht beleidigen und glaube außerdem, dass das eine gute Idee ist und sehr interessant sein kann. So ein Angebot bekommt man nicht alle Tage. Und wir können uns ganz ungezwungen ein bisschen mit ihm unterhalten. Das ist besser, als hier stundenlang auf der Terrasse zu sitzen und nach Gesprächsthemen zu suchen.«

Lukas zuckte wenig begeistert die Achseln. »Wenn du meinst? Ich glaube, mir geht der Typ nach'ner halben Stunde auf die Nerven.«

»Lass es uns probieren.«

Topo schwieg und beobachtete die beiden bei ihrer Unterhaltung. Er verstand kein Deutsch, er bekam nur so viel mit, dass Magda seinen Vorschlag gut fand und ihr Freund nicht. Verständlich. In dessen Augen war er ein Spielverderber, und das fand Topo schon wieder äußerst amüsant.

»Wir finden die Idee wundervoll!«, sagte Magda freundlich. »Und wenn Sie Zeit haben? Warum nicht, dann fahren wir zusammen.«

»Nehmen wir meinen Wagen«, meinte Topo und öffnete die Wagentür, »da haben wir ein bisschen mehr Platz, Sie brauchen nicht zu fahren und können ganz entspannt unsere

kleine Besichtigungstour genießen!«

»Wunderbar.« Magda nahm ihre Handtasche. »Komm, Johannes, steig ein!«

Magda war normalerweise eine schlechte Beifahrerin. Sie war nicht gerne den Fahrkünsten und Entscheidungen eines anderen ausgeliefert, sie nahm ihr Schicksal am liebsten selbst in die Hand. Daher flog sie auch äußerst ungern.

Aber an diesem Morgen war es anders. Topo strahlte eine Ruhe aus, die sich sofort auf sie übertrug. Er lenkte den Wagen grundsätzlich nur mit der linken Hand, auch wenn er Serpentinen fuhr, seine rechte ruhte entspannt auf dem Schaltknüppel.

Magda wusste, dass sie, um zum Monte Oliveto zu kommen, über Asciano fahren mussten, und den Weg kannte sie in- und auswendig. Die Tour, die Topo jedoch wählte, kannte sie nicht. Er fuhr über Berge und durch Täler, durch dichte Wälder und lichte Weinberge. Vorbei an einer mittelalterlichen Kapelle, Zypressenalleen und der Ruine einer alten Wassermühle. Die Landschaft war abwechslungsreich und wunderschön, und bis Asciano war die Straße nicht geteert.

Magda versuchte, sich die Strecke zu merken.

»Schon allein wegen dieser Fahrt hat sich der Ausflug

gelohnt«, meinte sie, »das ist ein echter Geheimtipp.«

»Ich kann Ihnen die Wegpunkte aufschreiben, wenn Sie wollen, damit Sie es auch allein finden. Man braucht zehn Minuten länger, aber ich denke, das nimmt man dafür gerne in Kauf.«

Bei Asciano bog Topo auf die Asphaltstraße ab, die sich kurvenreich durch die Landschaft zog und einen herrlichen Blick auf die Crète bot. Er war mehr als zufrieden mit sich und fand genial, wie er diesen Ausflug eingefädelt hatte. Obwohl er sich eingestehen musste, dass auch ein winziges Quäntchen Glück dabei gewesen war. Auf jeden Fall saßen jetzt beide bei ihm im Auto, und er würde einen ganzen langen Tag mit ihnen verbringen. Das war weitaus mehr und besser als ein oder zwei Glas Wein auf der Terrasse. Er hatte Zeit, die beiden kennenzulernen und zu beobachten, und letztendlich war Zeit verräterischer als Alkohol. Irgendwann ließ jeder jede Vorsicht außer Acht, und man zeigte sich, wie man war.

Topo und Magda unterhielten sich, Lukas saß auf dem Rücksitz und schmollte, denn er verstand kein Wort.

Wenige Kilometer hinter Asciano stellte Topo die entscheidende Frage, die ihm schon die ganze Zeit auf den Nägeln brannte: »Wie kommt es eigentlich, Signora, dass Sie so perfekt Italienisch sprechen und Ihr Mann … entschuldigen Sie bitte vielmals, aber … nun ja, fast gar nicht?«

Magda drehte sich um und lächelte Lukas zu. »Ach,

wissen Sie, er hat sich noch nie für Sprache interessiert. Auch als wir das Haus restauriert haben, hat er organisiert, kalkuliert und geplant. Und wenn er zu einem Ergebnis gekommen war, hab ich den Italienern erklärt, was er meinte. Das ist unsere Art der Arbeitsteilung, und es funktioniert wundervoll. Johannes kann Ihnen die kompliziertesten wirtschaftlichen Zusammenhänge oder die Funktion einer hydraulischen Pumpe erklären, aber er wird Imperfekt und Imperativ immer durcheinanderbringen. Also, warum soll man ihn mit Grammatik und einer Fremdsprache quälen, wenn es auch so geht?«

Unauffällig beobachtete Topo Lukas im Rückspiegel, der aus dem Fenster sah und sich zu langweilen schien. Und Topo fragte sich, wer dieser Mann war. Auf alle Fälle ein Mörder, der seinen Rivalen aus dem Weg geräumt hatte. Aber war er ihr Mann oder ihr Geliebter?

Das galt es herauszufinden, aber das würde ihm am heutigen Tag gelingen. Da war Topo ganz sicher.

51

Als Carolina am Montagmorgen erwachte, hatte sie einen Muskelkater, dass sie kaum aus dem Bett kam. Sie versuchte zwei Kniebeugen, aber ließ es schnell bleiben, ihre Oberschenkelmuskeln schmerzten, als wären sie mit Säure durchtränkt. Langsam humpelte sie ins Bad. Offensichtlich hatte sie es am Wochenende übertrieben. Am Freitagabend war sie zum Reiterhof gefahren, hatte in der Nähe gezeltet und dann mit ihrer Stute Penthesilea eine Reittour gemacht. Stundenlang über Stock und Stein, und das war sie schon lange nicht mehr gewohnt. Sie hatte Penthesilea vernachlässigt, war immer nur mit der Harley durch die Gegend gebrettert. Aber eine Harley konnte man bewegen, indem man Gas gab, Penthesilea brauchte einen intensiven Schenkeldruck.

Auf diesem Ritt durch Brandenburg versuchte sie, den Kopf freizubekommen. Die ganze Zeit hatte sie sich darüber geärgert, dass sie Johannes nicht einfach zu den Akten legen konnte, so wie sie das wahrhaftig schon einige Male mit den unterschiedlichsten Männern getan hatte. Er spukte in ihrem Unterbewusstsein, überlagerte ihre Gedanken und machte sie zornig. Sie konnte es einfach nicht vertragen, dass er mit ihr Schluss gemacht, dass er sie nach einer wunderbaren gemeinsamen Nacht einfach abserviert hatte, so wie man eine Nutte nach Hause schickt

oder einen Kieselstein in den Gully kickt. Carolina war das nicht gewöhnt, und sie war erst recht nicht bereit, es zu akzeptieren. Wenn jemand eine Beziehung beendete, dann war sie es selbst. Und niemand sonst.

Nach diesem anstrengenden Wochenende fühlte sich Carolina etwas besser. Sie war wild entschlossen, Johannes zu vergessen, nie wieder seine Handynummer anzurufen und sich auch nicht durch etwaige Telefonate verunsichern zu lassen.

Sollte er doch irgendwo auf der Welt verschollen sein - es interessierte sie nicht mehr.

Diese hehren Vorsätze hielten gerade mal drei Stunden.

Die Verkaufshalle war leer, als sie ihren Dienst antrat, was an einem Montagvormittag auch nicht weiter verwunderlich war. Carolina fand die Zeiten, in denen kein einziger Kunde im Laden war, am anstrengendsten überhaupt, da sie mit Nichtstun und Langeweile nicht umgehen konnte. Viel lieber war sie im Stress und sprang im Karree, als dass sie untätig herumstand.

Lustlos blätterte sie in der Hauszeitung, die auf dem Couchtisch der kleinen Sitzecke neben der Kaffeemaschine und auf dem Regal neben den Harley-Katalogen mit den unzähligen Modellen herumlag.

Der Artikel über das alljährliche große Harley-Treffen in

der Toskana stand auf Seite fünf.

Sie steckte die Zeitung ein und las sich den Bericht zu Hause nach Feierabend noch einmal in aller Ruhe durch.

Ein Treffen der Harley-Fahrer und -Freaks in der Toskana. Ein ganzes Wochenende, von Freitagmittag bis Sonntagabend. Für eine Unterkunft musste man selbst sorgen, aber bei dem großen Fest am Samstagabend war das Buffet frei. Eine Möglichkeit, Freunde, Bekannte, Kumpel wiederzutreffen, Erfahrungen auszutauschen und gemeinsam zu feiern. Ein in der Toskana einmaliger Event.

Ja, dachte sie schließlich, warum denn nicht? Johannes wohnt ganz in der Nähe. Von seinem Haus bis zum Leccarda, wo das Treffen stattfindet, sind es höchstens zwanzig Kilometer. Das ist die Gelegenheit.

Liebster, ich komme! Ich will dich sehen, will mit dir sprechen, will noch einmal von dir hören, dass du mich nicht mehr willst. Aber das glaube ich nicht. Nicht mehr. Und deiner Frau werde ich sagen, dass du die größte Liebe meines Lebens bist und dass ich alles daransetzen werde, dich nicht zu verlieren. Schluss mit den Heimlichkeiten, du brauchst dich nicht mehr zwischen ihr und mir zu entscheiden. Denn ich habe mich entschieden. Für dich.

Noch einmal schickst du mich nicht in die Wüste, Johannes.

52

Natürlich, dachte Magda, als sie auf den Parkplatz der Abbazia di Monte Oliveto Maggiore zurollten, so ist das immer. Die schönsten Plätze dieser Welt haben sich die Mönche für ihre Klöster ausgesucht. So war das bei Le Celle, dem Franziskanerkloster bei Cortona, bei San Antimo nahe Montalcino und San Galgano in der Nähe von Massa Marittima.

Hier lag die weitläufige Klosteranlage inmitten einer Landschaft, die durch tiefe Lehmschluchten fast utopisch wirkte. Man hatte einen fantastischen Blick über die Kargheit der Crète, aber zugleich ein heimeliges Gefühl der Geborgenheit, das die dichten Zypressenwälder vermittelten, die das Kloster umschlossen.

Während der Fahrt war Topo dazu übergegangen, einiges von dem, was er sagte, für Lukas auf Englisch zu wiederholen, wenn Magda es nicht auf Deutsch übersetzte. So bemühte er sich, Lukas in das Gespräch mit einzubeziehen, wofür Lukas dankbar war. Daher hatte sich in der letzten Stunde seine Einstellung zu Topo fast positiv verändert.

Topo parkte seinen Wagen auf dem kleinen Parkplatz unmittelbar vor dem mittelalterlichen Palazzo. Sie gingen über eine Zugbrücke, dann durch das Gebäude hindurch

und gelangten so in die weitläufige Klosteranlage.

Während sie auf einer holprigen Kopfsteinpflasterstraße zur Kirche und zum bewohnten Klostertrakt gingen, begann Topo mit seinen Erklärungen.

»Dieses Kloster gründete Bernardo Tolomei Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Er war ein Gelehrter aus Siena und zog sich mit zwei adligen Freunden, Patrizio Patrizi und Amborgio Piccolomini, hier in die Einsamkeit zurück. Sie bauten gemeinsam eine Kapelle und lebten als Asketen nach den Regeln des Benediktiner-Ordens. Wenig später bekamen sie die Approbation des Bischofs von Arezzo, begannen mit dem Bau des Klosters, nannten sich Olivetaner und nahmen weitere Mitglieder auf. Dreizehnhundertachtundvierzig starben fast alle Mönche an der Pest.«

»Mein Gott«, meinte Magda bewundernd, »es ist unglaublich, wie Sie alle Kleinigkeiten und Jahreszahlen vollkommen unvorbereitet parat haben! Wie kommt das? Wie machen Sie das? Sind Sie ein wandelndes Lexikon?«

Topo lächelte geschmeichelt. »Nein, aber ich interessiere mich für diese Dinge. Und was einen interessiert, kann man sich auch merken.«

Bei der anschließenden Kirchenbesichtigung redete Topo, nicht zuletzt durch Magdas Bemerkung hochmotiviert, unentwegt. Magda machte ein interessiertes Gesicht, nickte hin und wieder und hörte nicht zu. Als Topo merkte, dass sie unkonzentriert war, hielt er seine Vorträge

nur noch für Lukas auf Englisch.

Magda ließ die beiden allein, saß unterdessen in einer der hinteren Kirchenbänke und dankte dem Himmel für ihr erfülltes Leben. Lass ihn mir, betete sie, oh Herr, bitte lass mir meinen Mann. Er ist alles, was ich habe. Thorben braucht ihn doch auch, jetzt in seinem Alter mehr denn je. Wir sind eine so wunderbare Familie, wir drei. Die beiden machen mich glücklich und geben meinem Leben einen Sinn. Der Gedanke, dass ich sie verlieren könnte, macht mir Angst. Ich könnte ohne sie nicht leben.

Sie sah Lukas, der völlig versunken in der Kuppel die »Himmelfahrt Mariens« von Jacopo Ligozzi betrachtete und sich dazu Topos Erklärungen anhörte, und sie liebte ihn in diesem Moment so sehr, dass ihr die Tränen in die Augen traten.

Magda spendete noch zwei Kerzen und schickte dabei ein Stoßgebet zum Himmel. Lass alles so bleiben, wie es ist, flehte sie, bitte lass es, es ist gut so.

Anschließend folgte sie Topo und Lukas in den Kreuzgang, um die Fresken aus dem Leben des heiligen Benedikt zu betrachten, wahrscheinlich einen der schönsten Freskenzyklen der Renaissance.

»Hier im Kreuzgang sehen Sie fünfunddreißig Gemälde«, begann Topo, »und das Besondere daran ist, dass sie von zwei sehr unterschiedlichen Künstlern gemalt worden sind, obwohl sie zusammen ein so harmonisches,

stimmiges Bild abgeben, und es würde einem nicht auffallen, wenn man es nicht wüsste. Hier beginnt die optische Reise durch das Leben des heiligen Benedikt. Auf diesem ersten Bild sehen Sie, wie er sein Elternhaus auf einem weißen Pferd, begleitet von seiner Amme Cirilla, verlässt. Die Stadt im Hintergrund ist Norcia, in Umbrien. Die Fresken eins bis neunzehn und dreißig bis fünfunddreißig stammen von Antonio Bazzi, genannt Sodoma, die übrigen von Luca Signorelli. Sodoma war ein Verrückter. Er hielt in seinem Haus Affen und Ziegen, Esel, Meerkatzen, Tauben, Papageien und Schlangen, aber vor allem hatte er immer Knaben bei sich, die er missbrauchte. Dies war ein offenes Geheimnis, und aus diesem Grunde wurde er auch Sodoma genannt. Die Mönche wussten von seinem ausschweifenden Leben, sie nannten ihn Mattaccio, Verrückter, und duldeten ihn.«

Magda war sprachlos. Topo wiederholte das Ganze für Lukas auf Englisch und war gespannt auf dessen Reaktion.

Lukas reagierte gar nicht. Er hatte keine Lust mehr, sich Topos Vorträge anzuhören, sondern sehnte sich nach einem kühlen Bier.

Magda dagegen schüttelte den Kopf. »Ein Unding«, sagte sie. »Ich hätte den Kerl sofort rausgeschmissen. Ganz egal, was er für ein begabter Maler ist. Ich würde auch keinen Gärtner beschäftigen, wenn ich wüsste, dass er seine Frau ermordet hat.«

Sie hat keine Ahnung, dachte Topo erneut, sie hat

wirklich keine Ahnung. Und er beschloss, später all die vielen kleinen Punkte in seinem Notizbuch zu notieren, die für Magdas Unschuld sprachen.

Unter jedem Fresko stand in lateinischer Sprache, welche Begebenheit das Bild darstellte. Topo übersetzte, erklärte und komplettierte die Geschichten. Auf dem dritten Fresko sah man zum Beispiel, wie der heilige Benedikt auf wundersame Weise einen zerbrochenen Holztrog wieder zusammensetzte. Topo zeigte Magda und Lukas, dass sich Sodoma im Hintergrund als Adliger mit zwei Dachsen im Hermelinmantel selbst porträtiert hatte.

So redete Topo unaufhörlich. Ergiebiger und weitaus interessanter als jeder Reiseführer, aber dennoch erlahmte Magdas Konzentration. Sie wartete auf die Gelegenheit, Lukas und Topo vorzuschlagen, eine Kleinigkeit essen zu gehen.

Anderthalb Stunden brauchten sie für den Kreuzgang, besichtigten dann die Bibliothek von 1518 in Form einer dreischiffigen Basilika mit vierzigtausend Büchern und besuchten zum Schluss noch das kleine Geschäft der Mönche, in dem diese selbst hergestellte Salben und Tinkturen, Gewürze, Grappa, Bücher und kitschige Andenken aller Art verkauften.

Lukas erstand eine Gewürzmischung für sein Lieblingsessen Minestrone, Topo ein Buch über die Architektur einiger italienischer Klöster und Magda einen Rosenkranz, den sie Thorben schicken wollte.

Es war nach zwei, als sie im Restaurant La Torre auf dem Klostergelände, unmittelbar hinter dem Eingang, einkehrten.

»Dies ist heute mein Tag«, meinte Topo, als sie im Schatten eines Feigenbaums Platz genommen hatten, »ich habe Sie dazu überredet, mich an Ihrem Ausflug teilnehmen zu lassen. Es hat mir sehr gut gefallen, und zum Abschluss dieses außergewöhnlichen Vergnügens möchte ich Sie jetzt zum Essen einladen.«

»Einverstanden«, meinte Magda lächelnd, denn eine derartig pathetisch formulierte Rede duldete keinen Widerspruch, »aber nur, wenn wir Sie als Gegenzug zum Essen auf La Roccia einladen dürfen. Als Dank für diese wunderbare Klosterführung und für dieses Essen. Wann passt es Ihnen?«

»Immer«, sagte Topo und dachte daran, dass er dringend zurück nach Florenz musste, um einige Premieren zu sehen und zu kritisieren. »Ich komme wirklich gern.«

»Sagen wir Sonntagabend«, sagte Magda spontan und hatte in diesem Moment das Gefühl, eine interessante Bekanntschaft gemacht zu haben. Einen hochgebildeten, charmanten Mann, der offensichtlich genauso dringend Kontakt zu Gleichgesinnten suchte wie sie. Topo erschien ihr plötzlich wie ein wertvolles Geschenk, und sie wusste, dass sie ihn schon jetzt nicht mehr missen mochte.

53

Und wieder war in der Post ein Foto von Johannes. Diesmal von der Seite aufgenommen. Unter dem Foto stand wie Hohn: »Tanti saluti, mio amico.« Viele Grüße, mein Freund.

Lukas schob das Foto im Wagen unter den Vordersitz und fuhr in die Altstadt von Ambra. Dort holte er beim Alimentari fünf Artischocken und ein Brot. Dann trank er noch einen Kaffee in der Bar und machte sich auf den Rückweg.

Als er am Haus ankam, fegte Magda gerade die Terrasse. Sie lächelte.

»Na, gibt's was Neues in der Post?«

Lukas schüttelte den Kopf. »Zwei Kontoauszüge. Nichts Besonderes.«

Magda nickte und fegte weiter.

»Ach, was ich dir noch sagen wollte … Jetzt bitte nicht böse sein, Schatz, aber sonst hast du immer ganz automatisch zu Beginn des Urlaubs den Entkalker im Thermenzimmer erneuert. Bis jetzt hast du es immer noch nicht gemacht, und das warme Wasser wird immer kühler.«

»Oh verdammt!« Lukas spielte Vergesslichkeit. »Warum

hast du mich nicht dran erinnert?«

»Aber ich kann dich doch nicht an alles erinnern! Die Regenrinne zum Beispiel! Die muss sauber gemacht werden! Im Herbst regnet es ohne Unterlass, dann überschwemmt die Terrasse, und die Küche läuft voll. Aber das weißt du ja selbst.«

Lukas wusste gar nichts. Die Rolle, die Magda ihm zugedacht hatte, war immer schwieriger zu spielen.

»Ich bin eben immer noch nicht erholt«, rechtfertigte er sich, »es liegt eine verdammt anstrengende Zeit hinter mir.«

»Ich weiß. Ist ja auch noch Zeit. Nur eins noch: Bitte, schaufle die Klärgrube zu! Momentan sieht es hier aus wie auf einer Baustelle, und das stört mich wirklich maßlos!«

Sie drückte ihn auf einen Stuhl, setzte sich auf seinen Schoß und küsste ihn. »Aber jetzt bleibst du erst mal hier sitzen, ruhst dich aus, sonnst dich ein bisschen, und ich mache uns die Artischocken. Was für eine Soße möchtest du dazu? Knoblauch-, Senf- oder mediterrane Soße?«

»Knoblauchsoße.«

»Im Ernst?«

»Ja, da hab ich Appetit drauf.«

»Aber da bekommst du doch Sodbrennen? Mediterrane Soße wäre besser für dich.«

»Okay. Dann mach mediterrane Soße.«

»Gut.« Magda stellte den Besen an die Hauswand und verschwand in der Küche.

Lukas hatte sich auch schon beim Frühstück auf den Geschmack und die Gewohnheiten seines Bruders einstellen müssen. Er aß jetzt nicht mehr Brötchen mit Marmelade, sondern Müsli in Milch, obwohl er das verabscheute. Und er fragte sich ernsthaft, wie das alles weitergehen sollte.

Am Samstagmorgen beim Frühstück stellte Magda mithilfe mehrerer Kochbücher ein Fünfgängemenü zusammen, notierte sich die fehlenden Zutaten und fragte Lukas, ob er zum Einkaufen mitkommen wolle. Lukas hatte zwar keine Lust, aber willigte sofort ein. Die Gefahr, dass Magda noch kurz bei der Post vorbeifahren würde, war einfach zu groß.

Um kurz vor zehn fuhren sie zum Ipercoop nach Arezzo.

Kurz nach eins kamen sie wieder. Magda duschte kalt und kochte dann Kalbfleisch für Vitello Tonnato.

»Warum machst du einen derartigen Aufstand für diesen Typen?«, fragte Lukas und versuchte nicht unfreundlich zu klingen. »Du tust ja gerade so, als käme Seine Majestät Hochwohlgeboren höchstpersönlich!«

»Sei nicht albern. Ich will mich nur nicht blamieren. Wir können ihm nicht einfach ein paar Spaghetti vor die Nase

setzen, und das war's dann. Er sieht aus, als wäre er ein Gourmet.«

Lukas sagte nichts mehr. Er war eifersüchtig, ärgerte sich darüber, aber konnte es dennoch nicht ändern. Dieses ganze Essen begann ihm bereits jetzt, einen Tag vorher, unsagbar auf die Nerven zu gehen. Noch dazu würde er den ganzen Abend Magdas Ehemann spielen müssen, der erst verschwunden und dann wie durch ein Wunder wieder aufgetaucht war. Ihm wurde auch klar, dass das hier in Italien ja noch relativ einfach war. Mit Grausen dachte er daran, wie er sich in Deutschland verhalten sollte, wenn Magda Freunde, Bekannte und Verwandte treffen wollte, die Johannes kannten und denen man keine Komödie vorspielen konnte.

Topo ärgerte sich, dass er die Einladung zur Premiere nicht abgesagt hatte. Er saß im Theater, langweilte sich und war überhaupt nicht bei der Sache. In Gedanken war er bei der Einladung zum Essen auf La Roccia. Er freute sich so darauf, wie er sich schon ewig nicht mehr auf einen Abend gefreut hatte. Er spürte direkt körperlich, wie die Spannung durch seinen Körper kribbelte.

Nach der Vorstellung ging er entgegen seiner Gewohnheit nicht zur Premierenfeier. Er wollte von niemandem auf das Stück und die Schauspieler angesprochen werden, es würde schon problematisch genug werden, die Kritik zu formulieren. Aber er würde aus

dem Internet etwas über den Autor abschreiben und sich ansonsten kurzfassen. Außerdem hatte ihm das Bühnenbild überhaupt nicht gefallen. Darauf ließ sich wunderbar herumhacken.

In Florenz war jetzt nach dreiundzwanzig Uhr auf den Straßen so viel Betrieb wie am Samstag vor Weihnachten nachmittags um fünf. Das Taxi quälte sich durch verstopfte Straßen, und Topo war erst um Mitternacht zu Hause. Während er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufging, musste er daran denken, was er wohl morgen um diese Zeit machen würde. Und bei diesem Gedanken musste er grinsen.

Am nächsten Tag schlief Topo bis vierzehn Uhr. Er hatte am Abend noch die vernichtende Kritik für den Radiosender in den Laptop gehackt und war dann nach ein paar Gläsern Stravecchio vor dem Fernseher eingeschlafen. Gegen fünf Uhr früh war er aufgewacht und hatte sich ins Bett geschleppt.

Bester Laune stand Topo auf, ließ sich ein Bad ein und döste in der Wanne noch eine Weile weiter. Anschließend cremte er sich sorgfältig ein und kochte sich - noch im Hausmantel - einen doppelten Espresso.

Mit dem Kaffee saß er vor der verglasten Balkontür, sah über die Dächer der Stadt und überlegte, was ihm eigentlich im Leben wirklich wichtig war. Seine Wohnung

sicher nicht. Sie war austauschbar, und es gab bessere in Florenz. Er mochte den Blick über die Stadt, aber sein Domizil war kein Statussymbol. Bisher hatte er es stets vermieden, Personen, von denen er etwas erwartete, in diese Wohnung einzuladen. Lediglich ein paar Frauen kannten seine Adresse. Aber diese hatte er nur ins Schlafzimmer geführt, und er wusste, dass es kein zweites Mal, keine Wiederholung geben würde.

Seine Mutter hatte er jetzt, wenige Tage nach ihrem Tod, fast schon vergessen. Er erinnerte sich nur an sie, wenn er ihr Haus betrat oder in seinem verhassten Kinderzimmer übernachtete. Auch sie war ihm nicht wirklich wichtig gewesen.

Aber dieses Paar auf La Roccia war etwas Besonderes. Heute Abend begann das Spiel, und er war der Regisseur. Dies war eines der Abenteuer, für die es sich lohnte zu leben.

Topo fuhr um halb sieben aus Florenz los. Er trug Jeans, ein weißes, weites, offenes Hemd und darüber eine schwarze Lederweste. Für Magda hatte er einen Rosenstrauß und für Johannes einen teuren Grappa dabei. Das Fenster seines Wagens war weit heruntergekurbelt, sein Ellenbogen lag lässig in der Tür, er hörte das Violinkonzert Nummer eins von Mozart, und sein Haar wehte im warmen Abendwind.

Magda hatte Lukas gebeten, das sandfarbene Seidenjackett anzuziehen, das sie besonders liebte. »Oh«, sagte sie, als er hineinschlüpfte, »du bist etwas breiter geworden! Es spannt ein bisschen. Aber egal. Du kannst es trotzdem anbehalten.«

Diese Bemerkung trug nicht gerade dazu bei, Lukas' Selbstbewusstsein zu stärken, zumal Magda fantastisch aussah. Sie trug eine locker fallende beigefarbene Seidenhose und dazu ein knappes Top in derselben Farbe, aber leicht schimmernd. Diese Kombination hatte Lukas noch nie an ihr gesehen.

Er wollte ihr gerade ein Kompliment machen, als sie Topos Wagen den Weg heraufkommen hörten und Magda nach draußen ging, um ihn zu begrüßen.

Topo hielt an, schwang sich elegant aus dem Wagen, hatte dabei den Rosenstrauß in der Hand und rief: »Signora Tillmann! Sie überraschen mich immer wieder! Seit unserer letzten Begegnung sind sie ja noch schöner geworden!«

Magda errötete leicht und fühlte sich geschmeichelt.

Er hauchte ihr Luftküsse rechts und links auf die Wangen und überreichte ihr mit einer angedeuteten Verbeugung den Strauß. »Herzlichen Dank für die Einladung.«

»Wie schön, dass Sie gekommen sind«, erwiderte Magda und lächelte charmant.

Erst jetzt schien Topo Lukas zu bemerken. Er reichte ihm

die Hand und meinte: »Buonasera, Signore Tillmann.«

Lukas murmelte seinerseits ein »Buonasera« und nahm die Flasche Grappa dankend entgegen.

Sie gingen hinein. Magda führte ihn durchs Haus. Topo war überaus interessiert, er schien jede Kleinigkeit zu bemerken und sparte nicht mit Komplimenten. Zu allem sagte er: »Bello«, »bellissimo«, »bravo«, »bravissimo«, »complimento«, »fantastico« und »meraviglioso«…- Magda war diese Euphorie schon fast peinlich.

Anschließend nahmen sie auf der Terrasse vor dem Haus Platz. Magda hatte sich mit dem Menü selbst übertroffen, und Lukas musste innerlich zugeben, dass es wirklich Spaß machte zu sehen, wie Topo jeden einzelnen Bissen genoss und zu schätzen wusste.

Da sich Topo keine Mühe gab, Lukas auf Englisch in das Gespräch mit einzubeziehen, war Lukas sehr schweigsam. Er kümmerte sich um die Getränke und goss Topo ständig nach, da er hoffte, dass er dadurch müde werden und sich bald auf den Heimweg machen würde. Aber das geschah nicht. Topo schien der Wein nicht das Geringste auszumachen. Mit jedem Glas wurde er gesprächiger, geistreicher, fröhlicher. Lukas hatte nicht das Gefühl, dass sich Magda und Topo nur unterhielten - für ihn war es ein Flirt, der sich über mehrere Stunden hinzog. Insgeheim bewunderte Lukas Magda, dass sie dazu in einer fremden Sprache derartig perfekt in der Lage war.

»Ich finde, wir sollten uns duzen«, sagte Magda, als sie

als zweiten Gang ein Pastagericht serviert hatte. »Was haltet ihr davon?«

»Wunderbar«, meinte Topo und prostete ihr zu. »Ich heiße Stefano.«

»Magda.«

Topo stand auf und küsste sie auf die Wange. Dann wandte er sich Lukas zu.

»Entschuldige, aber ich habe deinen Namen vergessen.«

»Johannes«, flüsterte Lukas, und ihm wurde übel.

»Salute, Johannes!« Topo stieß mit ihm an und setzte sich wieder. »Ich freue mich wirklich, dass ich hier in dieser Gegend so nette, interessante und intelligente Menschen kennengelernt habe.«

Magda fühlte sich geschmeichelt. »Uns geht es genauso, Stefano«, sagte sie. »Wir haben uns oft darüber unterhalten, dass es furchtbar schwierig ist, hier in der Einsamkeit und in den winzigen Orten jemanden zu finden, mit dem man wirklich gern einen Abend verbringt, weil man Gespräche führen kann, die über normale Konversation hinausgehen. Und wir waren beide der Meinung, dass du so jemand bist.«

»Danke, Magda. Das macht mich richtig glücklich.«

Beide lächelten sich zu, und Lukas kam sich vollkommen überflüssig vor.

Magdas Küche war ein rustikaler Traum, sie hatte unheimlich viel Atmosphäre, ihre Praktikabilität war aber mit der einer modernen Küche nicht zu vergleichen. Es war Magdas größtes Problem, dass sie kaum Arbeitsfläche hatte und bei einem üppigen Mahl wie diesem jedes freie Fleckchen vollgestellt war. So war es ihr unmöglich, die Nachspeise vorzubereiten, bevor sie nicht wenigstens teilweise die Küche aufgeräumt hatte.

»Bitte entschuldigt mich eine Weile«, sagte sie daher, »ich muss mich mal kurz um die Küche und das Dolce kümmern, aber ich denke, ihr werdet euch gut unterhalten.«

»Aber selbstverständlich! Gar kein Problem!«, meinte Topo sofort. »Oder kann ich dir irgendwie helfen?«

»Nein, bitte nicht! Ich mache das schon. Bis gleich.« Sie verschwand im Haus. Wenn sie eines überhaupt nicht vertragen konnte, dann waren es Gäste, die ihre Teller in die Küche trugen oder demonstrativ ein Küchenhandtuch in die Hand nahmen. Außerdem erschien es ihr wichtig, dass Topo und Johannes mal ein bisschen Zeit für sich hatten. Die Spannung zwischen den beiden war ihr nicht entgangen, und sie hoffte, dass sie sich bei einem Gespräch unter vier Augen entkrampfte.

Durchs Küchenfenster sah sie, wie Johannes und Topo aufstanden und langsam über den Hof und ums Haus schlenderten. Das ist wunderbar, dachte sie, sie werden sich schon verstehen, wenn sie sich mal in Ruhe allein unterhalten.

»Du hast eine wunderschöne Frau«, sagte Topo auf Englisch, atmete tief durch und sah gedankenverloren in den Mond.

»Ich weiß«, meinte Lukas ebenfalls auf Englisch. »Ich bin mir dessen jeden Tag bewusst.«

»Sie ist eine außergewöhnliche Erscheinung: Schön, selbstbewusst, intelligent und charmant. So eine Frau trifft man nicht alle Tage. In Deutschland nicht und hier schon gar nicht.«

»Ich weiß«, wiederholte Lukas. Er hatte nicht die geringste Lust, sich Topos Schwärmereien für Magda anzuhören. Dass er sie am Tisch anhimmelte, reichte ihm voll und ganz.

»Ich denke, für eine solche Frau ist man bereit, *alles* zu tun. Wirklich alles. Verstehst du, was ich meine?«

»Ja«, sagte Lukas, und seine Haut begann zu jucken, so unbehaglich fühlte er sich.

Eine Weile gingen beide schweigend nebeneinander her. Dann sagte Topo völlig unvermittelt: »Gefallen dir die Fotos?«

Lukas zuckte zusammen. Nur um Zeit zu haben, über diese ungeheuerliche Frage nachzudenken, reagierte er wenig originell. »Welche Fotos?«

»Ich bin sicher, du weißt, was ich meine. Ich habe dich beobachtet, als du den ersten Umschlag bekommen hast.

Der genügte eigentlich schon. Also lassen wir das Versteckspiel.«

Lukas versuchte, sich zu merken, wie sich sein Körper in diesem Moment anfühlte. Ihm wurde nicht kalt, sondern heiß, kochend heiß, und das Erstaunen darüber, dass er noch aufrecht stehen und neben Topo herlaufen konnte, überlagerte jeden anderen Gedanken. Für ein paar Sekunden war er regelrecht euphorisch und dachte, es ist unfassbar, ich kann atmen, stehen und denken, dabei ist mir gerade der Boden unter den Füßen weggezogen worden.

»Du sagst nichts?«, fragte Topo.

»Was soll ich sagen?«

»Wer ist der Tote?«

Lukas schwieg.

»Wer bist du?«

Lukas reagierte nicht.

»Nun gut.« Topo lehnte sich im Schein der letzten Laterne an eine halb verfallene Trockenmauer, und seine Schuhspitze spielte mit einem Stöckchen, das er hin und her rollte.

»Hör gut zu, Johannes, oder wie auch immer du heißen magst. Dieser Tote, von dem ich rede, ist unser Geheimnis. Davon wissen nur du und ich. Richtig?«

Lukas bemühte sich, nicht die kleinste Bewegung zu machen, die Topos Frage bestätigen könnte.

»Ich vermute mal, du bist nicht sonderlich daran interessiert, dass ich den Carabinieri mitteile, wo es eine Leiche auszubuddeln gibt, die mit großer Wahrscheinlichkeit der Mann von Magda ist. Richtig?«

Lukas rührte sich nicht.

»Ich merke schon, du verstehst mich.« Topo grinste. »Am besten du hörst gut zu und vergisst nichts von dem, was ich dir sagen will. Ich könnte mir nämlich gut vorstellen, dass du erhebliche Probleme bekommst, wenn die ganze Sache ans Tageslicht kommt.«

Die Hitze war verschwunden. Jetzt wurde Lukas kalt.

»Weißt du, ich habe in letzter Zeit ein bisschen Pech gehabt und einen lukrativen Job verloren. Darum bin ich momentan etwas klamm. Aber der Himmel hat mir neue Freunde geschickt. Dich und Magda. Vielleicht die besten Freunde, die ich je hatte. Jedenfalls sitzen wir alle im selben Boot, und es ist wichtig, dass das Boot nicht absäuft. Darum möchte ich dich bitten, mir mit fünfundzwanzigtausend Euro auszuhelfen. Wir sind schließlich Amici und gerade am Beginn einer wunderbaren Freundschaft.«

Vor Lukas' Augen drehte sich alles.

»Wo ist die Leiche?«

Topo lächelte gütig. »Aber ich bitte dich! Was für eine dumme Frage! Das weißt du doch am allerbesten!« Topo setzte sich in Bewegung, als sei das Gespräch für ihn beendet, und ging mit langen energischen Schritten auf das Haus zu. Nach einigen Metern drehte er sich - scheinbar erstaunt - um.

»Was ist los? Na komm! Unsere kleine freundschaftliche Unterhaltung hat mich durstig gemacht, ich brauche jetzt dringend ein Glas Wein.« Er tat, als käme ihm erst jetzt in diesem Moment ein neuer Gedanke. »Ach ja, darüber haben wir ja noch gar nicht gesprochen: Ich werde am Mittwoch wieder vorbeischauen. Magda hat mir erzählt, sie möchte einen Pool bauen. Vielleicht bringe ich auch gleich einen Architekten mit. Schließlich hilft man sich unter Freunden, nicht wahr?«

»Wie kann ich sicher sein, dass du nicht jede Woche mit neuen Forderungen kommst?«, raunte Lukas.

Topo schien amüsiert. »Wo und wann kann man schon sicher sein auf dieser Welt?«, fragte er und lachte.

Mit einer eleganten Bewegung aus der Hüfte heraus drehte er sich um und ging strahlend auf Magda zu, die gerade aus dem Haus trat, in den Händen eine große Schale mit Tiramisu.

»Was ist los?«, fragte Magda, die irritiert war über Lukas' versteinertes Gesicht. »Habt ihr euch gestritten?«

»Im Gegenteil«, meinte Topo fröhlich, »wir haben uns

glänzend unterhalten. Du hast einen großartigen Mann, Magda!«

»Ich weiß«, sagte sie und warf Lukas einen liebevollen Blick zu.

Topo ging um Viertel nach eins. Er hatte zwei Flaschen Wein getrunken und war bester Laune. Sein Gang war aufrecht, und er ließ sich nicht die kleinste Unsicherheit anmerken. Sowohl Magda als auch Lukas umarmte er zum Abschied, bedankte sich für den »wundervollen Abend« und das »sensationelle Essen«, stieg in sein Auto und fuhr davon.

Gemeinsam räumten Magda und Lukas noch die Küche auf.

»Ich habe den Abend genossen«, meinte Magda, während sie die Gläser polierte. »Bisher habe ich mich noch mit keinem Italiener so gut unterhalten wie mit diesem Stefano. Und darum würde ich mich auch freuen, wenn unser Kontakt mit ihm weiterbesteht.«

»Ich kann ihn nicht ausstehen«, murmelte Lukas. »Er war mir von der ersten Sekunde an unsympathisch, und das hat sich auch heute Abend nicht geändert.«

»Warum denn bloß? Ich dachte, ihr hättet euch gut unterhalten, als ihr allein wart?«

»Nein, das haben wir nicht. Wir haben uns angeödet.«

Magda sortierte die Gläser in den Schrank, Lukas wusch die Töpfe und Pfannen ab.

»Das liegt sicher nur daran, dass du nicht Italienisch kannst. Wie wär's, wenn du dich bei einem Sprachkurs anmeldest?«

»Mal sehn. Ich werd's mir überlegen«, brummte Lukas. In dieser Nacht war es nicht Leidenschaft, die Lukas in Magdas Arme trieb, sondern erneut die unerträgliche Angst, sie zu verlieren.

54

Am Montagmorgen fuhr Lukas nach Montevarchi und eröffnete ein Konto bei der Banca Toscana. Magda sagte er nichts davon. Anschließend setzte er sich an ihren Computer. Magda ging davon aus, dass er im Internet surfen und E-Mails schreiben wollte, und ließ ihn in Ruhe.

Lukas brauchte zwei Stunden, bis er die Dateien gefunden hatte, die er suchte. Da Magda Onlinebanking verabscheute, weil es ihr zu unsicher erschien, hatte sie mit ihrer Bank einen anderen Weg vereinbart, Überweisungen zu tätigen, wenn sie in Italien war: Sie tippte den Überweisungsauftrag, unterschrieb, scannte den Brief ein und schickte ihn per Mail an die Bank, die dann ihrerseits die Überweisung ausführte.

Lukas fand zwei eingescannte Überweisungsaufträge. Einer war zwei Wochen alt, und der andere vom vergangenen Dezember. Er druckte beide aus.

Magdas Unterschrift schnitt er aus. Dann schrieb er in derselben Form, derselben Größe und Schrift einen neuen Auftrag, indem er darum bat, zweimal 12 500 Euro per Blitzüberweisung auf sein Konto bei der Banca Toscana zu schicken. Diese Datei druckte er aus und klebte Magdas Unterschrift darunter. Er war unsicher, ob man die aufgeklebte Unterschrift auf der Datei nach dem Scannen

erkennen konnte. Sicherheitshalber druckte er den Scan aus und war beinah euphorisch, als wirklich in keinster Weise zu sehen war, dass die Unterschrift aufgeklebt war.

Mit ein paar freundlichen Worten schickte er schließlich den Überweisungsauftrag per Mail an Herrn Weise bei Magdas Bank und bemühte sich, auch die Mail genauso zu gestalten, wie Magda es normalerweise tat. In der Ablage der elektronischen Post hatte er sich die Mails, die Magda an ihre Bank geschickt hatte, genau angesehen.

Jetzt konnte er nur noch warten und musste sich für Magda eine Geschichte ausdenken, warum er 25 000 Euro vom Konto abgehoben hatte. Aber dazu hatte er noch ein bisschen Zeit, es würde mindestens eine Woche vergehen, bis der nachgeschickte Kontoauszug in Italien ankam. Und überhaupt: In ihren Augen war er ihr Mann, sie hatten ein gemeinsames Konto, und er musste nun wirklich keine Rechenschaft darüber ablegen, wofür er sein Geld ausgab.

Erleichtert, dass ihm der erste Schritt gelungen war, lehnte er sich zurück und gähnte laut. Dabei fiel ihm ein, dass er schon die ganze Zeit vorgehabt hatte, sich die Titelmelodie des »Paten« als Klingelton auf sein Handy zu laden. Er suchte sich die Musik aus dem Internet, und während sie heruntergeladen wurde, öffnete er die Schreibtischschublade. Darin lag ein Brief, und als er die Adresse las, erstarrte er.

Thorben Tillmann stand auf dem Umschlag. *Kolleg St. Blasien, Fürstabt-Gerbert-Str. 14, 79837 St. Blasien*.

Lukas riss den Umschlag auf, faltete den Brief auseinander und begann zu lesen.

Liebster Thorben,

vorgestern haben Papa und ich einen wunderschönen Ausflug zur Abbazia di Monte Oliveto Maggiore gemacht. Vielleicht hast Du ja schon mal davon gehört. Es ist eins der ältesten und berühmtesten Klöster Italiens. Es war sehr interessant und ein herrlicher Tag, und immer wenn ich in einem Kloster bin, denke ich an Dich, weil Dein Alltag im Internat ja vielleicht doch ein klein wenig Ähnlichkeit mit dem Leben in einem Kloster hat. Den Rosenkranz hab ich Dir gekauft, weil ich weiß, dass Du heimlich Rosenkränze sammelst. Du kannst ihn ja verstecken, wenn Du Dich vor den andern genierst, oder alles auf Deine Mutter schieben, die eben einen eigentümlichen Geschmack hat.

Übrigens habe ich vor ein paar Tagen Giovanni in Ambra getroffen. Er hat jetzt Ferien und gefragt, wann Du kommst. Ich hab gesagt, wahrscheinlich schon in einer Woche. Er freut sich.

Und wir erst, Thorben! Es ist schon verdammt hart, dass wir uns nur in den Ferien sehen. Aber die paar Tage kriegen wir jetzt auch noch rum.

Bitte schreibe mir doch noch, um wie viel Uhr genau Du in Arezzo ankommst, damit wir Dich abholen können.

Pass auf Dich auf und fühl Dich umarmt und geküsst

von Deiner Mama.

Papa lässt Dich auch ganz ganz herzlich grüßen!!!

Lukas war schweißgebadet. Er las den Brief noch einmal, faltete ihn zusammen und steckte ihn in seine Hosentasche.

Jetzt sah er sich etwas genauer und unter ganz neuen Vorzeichen im Arbeitszimmer um. Sein Blick fiel auf ein Foto im Regal. Thorben, als er ungefähr zehn war, beim Angeln mit Johannes. Beide hielten ihre Angel und sahen aufs Wasser, aber dennoch strahlte das Bild eine tiefe Verbundenheit zwischen Vater und Sohn aus.

Lukas ging zum Regal und nahm das Bild in die Hand. Dabei fiel ihm eine hellblaue Kiste auf, die hinter dem Bild stand und die man auf den ersten Blick nicht sehen konnte. Er öffnete die Kiste.

Darin waren mehrere Briefe. Alle adressiert an Thorben, aber niemals abgeschickt.

Thorben war ein süßer Junge gewesen. Ein zartes Kind mit großen dunklen Augen und Magda wie aus dem Gesicht geschnitten. Schmächtig und immer ein wenig zu dünn und zu klein für sein Alter. »Das stört mich überhaupt nicht«,

sagte Johannes oft. »Wenn ich eins auf den Tod nicht ausstehen kann, dann sind das fette Kinder.«

Aber Thorben störte es. Immer war er der Letzte, der beim Völkerball in die Mannschaft gewählt, und der Erste, der dann im Spiel abgeschossen wurde. Max dagegen war der Größte der Klasse, ein Berg von einem Kind und zwanzig Kilo schwerer als Thorben. Wie ein Fels stand er im Völkerballfeld und fing jeden Ball, der ihn eigentlich treffen sollte. Er konnte nicht rennen, aber er konnte fangen. Seine dicken Arme schlossen sich blitzschnell um den Ball wie eine fleischfressende Pflanze um die zappelnde Fliege. Und sein Wurf war so hart, dass sich alle fürchteten, wenn er auf sie zielte. Max war fett. Johannes hätte ihn abscheulich gefunden, aber er wurde immer als Erster in die Mannschaft gewählt.

Thorben wollte alles daransetzen, ihn als Freund zu gewinnen, und bot sich an, ihm die deutschen Aufsätze zu schreiben und die Englischhausarbeiten zu erledigen. Max war begeistert. Er stand auf Kriegsfuß mit der deutschen Sprache, verwechselte m und n, b und p und g und k. Außerdem schrieb er so, wie seine Mutter sprach. »Die Frau Müller ihr Bruder ist gestern in Krankenhaus gekommen«, sagte sie zum Beispiel, oder »Hast du die Erika ihrn Hut gesehen? Der tut ihr aber überhaupt nicht stehen!«

Max war einverstanden, dass sich Thorben neben ihn setzte, und Thorben ließ ihn abschreiben. So machte er

sich im Lauf der Zeit für Max unentbehrlich und fühlte sich durch seinen starken Freund nicht mehr wie ein Käfer auf der Erde, den man ohne viel Kraftaufwand zertreten konnte.

Am Ende der sechsten Klasse hatte sich Max zu einem durchschnittlichen Schüler hochgeschummelt und wechselte zusammen mit Thorben ins Gymnasium. Obwohl Max einen Schuss in die Länge gemacht hatte und nicht mehr so übermäßig übergewichtig war, nannte Johannes ihn immer noch abfällig »den Klops« und sprach kaum drei Worte mit ihm, wenn der Klops bei Thorben war und auch an den Mahlzeiten teilnahm.

Aber nach einigen Monaten auf der neuen Schule begann der Klops sich zu verändern. Er traf sich nur noch so oft mit Thorben, wie es nötig war, um schulische Hilfestellung zu bekommen. Ansonsten scharte er eine Clique um sich, die stundenlang durch die Stadt zog, Schlägereien anzettelte, Handtaschen klaute, kiffte und sich maßlos betrank.

Als Max von der Schule flog, zog sich Thorben zurück. Verbrachte seine Nachmittage und Abende nur noch in seinem Zimmer, saß vor dem Computer oder spielte auf seiner Gitarre. Die Musik wurde ihm wichtiger als das reale Leben. Seine schulischen Leistungen fielen dramatisch ab, er hatte bis tief in die Nacht die Kopfhörer auf den Ohren, in der Schule war er ständig übermüdet und schlief, wo er ging und stand.

»Ich weiß nicht, was mit dem Jungen los ist«, sagte

Magda zu Johannes, »ich weiß nur, dass es so nicht weitergehen kann. Keine Ahnung, was er am Computer macht, wenn ich reinkomme, knipst er sofort die Seite weg, die er sich angesehen hat, oder er schaltet den Computer aus. Er macht keine Schularbeiten mehr, er hört nur noch Musik oder klimpert auf seiner Gitarre herum. Er geht nicht mehr aus dem Haus, es kommen keine Freunde mehr zu Besuch, und wenn er so weitermacht, schafft er die Klasse nicht, geschweige denn das Abitur.«

Johannes sah das alles nicht so dramatisch. »Der Junge ist in der Pubertät«, meinte er. »Da machen alle irgendwelche unerwarteten fürchterlichen Sachen. Und mir ist lieber, er hört Musik und hockt mal ein paar Monate am Computer, als dass er Drogen nimmt oder wie dieser Klops kriminell wird.«

»Ein paar Monate?«, schnaubte Magda spöttisch. »Die Pubertät dauert ein paar Jahre. Und dann hat er sich seine Zukunft verbaut.«

»Was willst du denn tun? Ihm den Computer wegnehmen? Die Gitarre zerhacken? Seinen iPod verkaufen? Das verzeiht er dir nie, und dann haut er ab. Um sich bei irgendeinem Freund vor den Bildschirm zu setzen und sich da mit Musik zu bedröhnen. Lass ihn, Magda, lass ihn einfach in Ruhe.«

»Ich habe schon mal mit dem Gedanken gespielt, ihn ins Internat zu geben«, sagte Magda leise und sah Johannes abwartend an. »Da gibt es geregelte Zeiten für Arbeit,

Sport und Spiel, da werden die Schularbeiten überwacht, er ist immer mit anderen Jugendlichen zusammen und vereinsamt nicht so, und es ist völlig unmöglich, Stunden um Stunden im Internet herumzusurfen oder mit irgendwelchen CDsvollkommen abzutauchen.«

»Internat ist Kapitulation, Magda«, sagte Johannes. »Wer es sich leisten kann, flieht vor den Schwierigkeiten und gibt sein Kind weg. Aber das will ich nicht. Ich will ihn sehen, wenn ich nach Hause komme, ausziehen wird er früh genug.«

»Wann hast du denn das letzte Mal mit ihm geredet? Ich kann mich nicht erinnern. Wenn er überhaupt zum Essen erscheint, sagt er keinen Ton.«

»In den Sommerferien fahren wir nach Italien. Da haben wir Zeit. Da können wir reden. Und meinetwegen können wir ihn auch fragen, ob er in ein Internat will. Aber ich kann es mir nicht vorstellen.«

Damit war für Johannes die Unterhaltung beendet, und er ging aus der Küche.

Magda war verärgert. Sie hatte das Gefühl, dass Johannes einfach nicht sah oder nicht sehen wollte, dass sie dringend etwas unternehmen mussten, wenn ihnen Thorben nicht ganz entgleiten sollte.

Eines Morgens kam Thorben in die Küche, als Magda

gerade Apfelsinen auspresste.

»Ich habe eine Bitte«, sagte er.

Magda zog überrascht die Augenbrauen hoch. »Mein Sohn spricht! Was für eine Sensation! Ich dachte, du hättest die Sprache verloren.«

Thorben zuckte zusammen. Es hatte alles keinen Zweck. Sie hatte schlechte Laune, er würde es lieber ein anderes Mal versuchen.

»Was für eine Bitte?«, fragte Magda.

»Schon gut. Is schon um die Ecke.«

»Nun sag schon! Was für eine Bitte? Vielleicht kann ich sie ja erfüllen.«

Obwohl er es nicht wollte, sagte Thorben schließlich doch:

»Ich wünsche mir ein Klavier.«

»Was wünschst du dir?« Magda starrte ihn völlig entgeistert an.

»Ein Klavier. Kann auch gebraucht sein. Ganz egal. Bitte, Mama.«

»Thorben, hör mal gut zu. Ich finde es prima, dass du Gitarre spielst. Ich fände es auch prima, wenn du Klavier spielst. Ich habe auch nichts dagegen, dass du Musik hörst. Aber doch nicht nur! Nicht zwanzig Stunden am Tag, mein lieber Freund! Solange deine Schule derart darunter leidet,

kann ich das nicht unterstützen. Das verstehst du doch, oder?«

»Nein. Das versteh ich nicht.« Thorbens Augen blitzten vor Zorn, und Magda glaubte eine Spur von Hass darin zu sehen. Aber sie wollte nicht nachgeben.

»Ich kann es auch einfacher ausdrücken: Bring wieder gute Zensuren nach Hause, und du kriegst ein Klavier.«

»Das ist Erpressung.«

»Nein, das ist nur vernünftig. Denn wenn du so weitermachst und dein Abi nicht schaffst, dann verbaust du dir deine ganze Zukunft.«

»Ich scheiße auf das Abi.«

»Siehst du! Und darum kriegst du auch kein Klavier!«

Thorben sagte nichts mehr. Er ging Türen schlagend aus der Küche und schwieg von nun an wieder bei den Mahlzeiten, was Magda wahnsinnig machte.

Vier Wochen später klingelte die Umzugsfirma »Tillmann« an der eigenen Tür.

»Tag, Frau Tillmann«, sagte einer von Johannes' Mitarbeitern durch die Gegensprechanlage, »wir bringen ein Klavier. Isses recht?«

Natürlich war es ihr nicht recht. Sie war maßlos wütend auf Johannes, aber sagte nur tonlos:

»Bitte, kommen Sie. Dritter Stock.«

»Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?«, fragte sie Johannes am Abend. »Ich war dagegen, dass er jetzt ein Klavier bekommt.«

»Ich bin dafür.«

»Ich wollte es von seinen Leistungen abhängig machen.«

»Ich nicht.«

»Johannes, was soll das? Warum fällst du mir in den Rücken?«

Johannes ging zu ihr und legte den Arm um sie. »Hast du denn völlig vergessen, wie du dich mit vierzehn, fünfzehn gefühlt hast? In dieser Zeit ist man nur auf der Flucht. Und wenn Thorben in die Musik flüchtet, dann ist das die beste aller Alternativen. Auch wenn die Schule mal eine Weile darunter leidet.«

Magda war zum Heulen zumute, aber sie sagte nichts mehr. Es reichte, wenn Thorben sie schnitt, um im Moment nichts mit ihr zu tun zu haben. Sie wollte nicht auch noch Streit mit Johannes.

Wenig später war sie nicht nur überrascht, sondern regelrecht beeindruckt, welche Melodien Thorben bereits auf dem Klavier spielen konnte, aber immer, wenn sie Klavierklänge aus Thorbens Zimmer hörte, gab es ihr einen Stich.

Thorben kannte Arabella jetzt seit neunundzwanzig Tagen und dreizehn Stunden. Im Internet war sie ihm in einem

Chatroom aufgefallen, weil sie sich den Namen »Seele« gegeben hatte.

»Warum heißt Du ›Seele‹?«, hatte er sie gefragt.

»Ich weiß nicht. Es ist mir so eingefallen.«

»Bist Du ein Mädchen?«

»Ja. Und Du?«

»Ich nicht.«

Sie schickte ein Smiley, um zu zeigen, dass sie die Antwort amüsiert hatte.

»Wie alt bist Du?«, fragte Thorben.

»Vierzehn. Und Du?«

Ein vierzehnjähriges Mädchen, das sich ›Seele‹ nannte, war etwas Wunderbares.

»Ich bin sechzehn.« Die Maus sprang auf dem Bildschirm, weil seine Hand leicht zitterte. »Wo wohnst Du?«

»In Berlin.«

»Ich auch.« Jetzt begann sein Herz heftig zu klopfen.

»Warum nennst Du Dich ›Adler‹?«

»Einfach nur so.«

»Das glaub ich Dir nicht.«

»Stimmt.«

»Also?«

»Adler sind toll. Sie leben im Gebirge, schweben in der Höhe und sehen über die ganze Welt.«

»So wie eine Seele?«

»Vielleicht. Ja, ich meine, ja klar.«

»Habt ihr se nich mehr alle?«, schaltete sich ein Fremder mit dem Namen $Kick_{47}$ ein.

»Komm«, schrieb Seele, »wir gehen in einen privaten Chatroom. Da sind wir unter uns.«

Von nun an chatteten sie jeden Tag stundenlang. Thorben erfuhr, dass sie auf das Goethe-Gymnasium in Wilmersdorf ging, in Charlottenburg wohnte, Schmusesänger, Balladen, historische Filme und Liebesromane liebte, lange braune Haare hatte und zwei tiefe Grübchen, wenn sie lachte. Sie hieß Arabella Weinert und hatte keine Geschwister und noch keinen Freund. Ihr Vater war freischaffender Fotograf, ihre Mutter arbeitete halbtags in einem Reisebüro.

Sie schrieben sich alles. Über ihre Träume, ihre Sehnsüchte und ihre Ängste.

Wenn sie nicht chatteten, wanderten E-Mails hin und her. Manchmal zehn am Tag. Arabella schickte ihm ihr Bild, und Thorben hatte das Gefühl, das schönste Mädchen der Welt rede nur mit ihm. Und er teilte mit ihr seine Gedanken.

»Du - was ich dir sagen wollte
eigentlich nicht viel

völliger quatsch es schon wieder zu sagen
du - weißt du was
ich mag dich - nur so
und im moment - so doll
mehr ist eigentlich nicht
doch es musste raus
denn irgendwie - ist es viel
hoffentlich bleibt es so - zwischen uns
dann ist alles okay
das wichtigste ist doch
du bist da -
du ….«

schrieb er ihr.

Sein erstes Liebesgedicht. Er fühlte sich völlig ausgelaugt und trommelte auf den Schreibtisch, während er auf ihre Antwort wartete.

Magda kam ins Zimmer. »Was ist los? Hast du irgendwas?«

»Nein!«, schrie Thorben. »Nichts ist los! Gar nichts! Bitte geh! Ich kann jetzt nicht. Lass mich allein, bitte!«

Magda stand stocksteif in der Tür und rührte sich nicht. Thorbens hektischer Blick und seine Übernervosität machten ihr Angst.

»Kann ich dir irgendwie helfen?«, flüsterte sie.

»Hau ab!«, brüllte Thorben. »Hau doch endlich ab!« Er war kurz davor, in Tränen auszubrechen, und malte mit der

Computermaus wüste Kreise auf die Unterlage.

Magda ging und schloss leise hinter sich die Tür. Das war nicht mehr normal. Er hatte keine Freunde, keine Freundin, ging nicht ins Kino, nicht in die Disco und nicht zum Sport. Er hockte nur in seinem Zimmer vor dem Bildschirm, vor dem Klavier oder mit seiner Gitarre in der Ecke und wurde langsam verrückt dabei.

»Du bist ein Dichter!«, schrieb Arabella. »Dein Gedicht ist das Schönste, was ich in meinem ganzen Leben gelesen habe.« Und darunter setzte sie ihre Telefonnummer.

Thorben hatte zuerst Angst zu telefonieren. Er fürchtete, sich zu versprechen, etwas Unüberlegtes zu sagen, was sie verärgern würde, nicht die richtigen Worte zu finden, zu stottern, und das Schlimmste: eine Pause entstehen zu lassen, die immer länger wurde, weil er nicht mehr wusste, wie er weiterreden solle.

Aber all dies geschah nicht. Ihre Stimme klang für ihn wie Musik, und jedes Wort, das sie sagte, saugte er in sich auf und war davon überzeugt, es nie mehr in seinem Leben zu vergessen.

Wenige Tage später trafen sie sich zum ersten Mal. Thorben sagte seiner Mutter, er wolle mit einem Freund ins Kino gehen.

Ein Strahlen ging über Magdas Gesicht. »Das ist ja prima. Was seht ihr euch denn an?«

»Das wissen wir noch nicht. Wir treffen uns vor dem Kino-Center, und dann entscheiden wir, in welchen Film wir gehen.«

»Und wann bist du zurück?«

»Um acht. Oder besser um neun.«

»Okay. Wenn es später wird, ruf bitte an.«

»Mach ich.« Er grinste kurz und verließ die Wohnung.

Magda hatte zum ersten Mal das Gefühl, dass sich alles normalisieren und zum Guten wenden würde.

55

Lukas hörte Magdas Schritte auf der Treppe. Erschrocken klappte er die Kiste mit den Briefen zu, schob sie schnell ins Regal, stellte das Bild davor und hatte sich gerade umgedreht, als Magda ins Zimmer kam.

»Was machst du denn?«, fragte sie irritiert, weil er so überrascht und unbeholfen im Raum herumstand.

»Gar nichts. Ich überlege.«

»Was überlegst du?«

»Ach, weißt du, das wollte ich noch mit dir besprechen, vielleicht sollten wir Aktien kaufen? Ich war gerade im Internet, Dax-Papiere wären im Moment günstig …«

Magda unterbrach ihn. »Bitte, lass mich mit diesem Kram im Urlaub in Ruhe, ja? Darüber unterhalten wir uns, wenn wir wieder in Berlin sind.«

»Wenn wir jetzt warten, kann es zu spät sein!«

Magda machte eine wegwerfende Handbewegung, die signalisierte, dass es ihr egal war. »Hast du vielleicht meine Turnschuhe gesehen? Ich suche sie schon den ganzen Vormittag! Ich dachte, ich hätte sie im Gästezimmer ausgezogen, aber da sind sie nicht.«

»Tut mir leid, aber ich weiß auch nicht, wo sie sind. Hast

du mal im Magazin geguckt? Da, wo die Gummistiefel sind? Mir war so, als hätte ich sie da stehen sehen …«

Magda grinste, »Gute Idee«, und verließ das Zimmer.

Lukas setzte sich in den Sessel am Fenster.

Was war los mit Magda? Sie verdrängte Thorbens Tod. Verdrängte sie vielleicht auch den Tod von Johannes?

Sie war noch schöner als auf dem Bild, und Thorben konnte es gar nicht fassen, dass sie wirklich wahrhaftig vor ihm stand und er sich seine Liebe nicht nur eingebildet hatte.

Hand in Hand gingen sie durch die Stadt. Hinter einer kleinen Reinigung, die als Dekoration eine Landschaftsmalerei im Fenster hatte, war eine Nische, in der ein fast völlig vertrockneter Benjamin stand.

Thorben zog Arabella an sich. Etwas ungelenk und ungeübt schmiegte sie sich sofort an seine Brust. So hielt er sie minutenlang, sein Herz klopfte, sein Kopf dröhnte, und in seinen Ohren rauschte es, als stünde er bei einem Sturm direkt am Strand. Und dann küsste er sie. Ihre Lippen waren warm und weich und schmeckten, als hätte sie Vanillepudding gegessen.

Im Europacenter kauften sie sich ein Eis und setzten sich im Inneren des Gebäudes an einen der Brunnen.

»Morgen gehen wir an einen See«, sagte sie, »die Stadt ist nichts für Adler.«

Thorben bat seine Mutter, Gitarrenunterricht nehmen zu dürfen. Zweimal in der Woche.

»Gitarrenunterricht? Du kannst doch schon ganz gut Gitarre spielen! Warum nimmst du nicht Klavierunterricht?«

»Ich komponiere Songs auf dem Klavier. Das klappt ganz gut. Aber die Melodien, die ich finde, sind zu kompliziert. Ich krieg den Song dann auf der Gitarre nicht hin. Und das nervt mich.«

»Gut. Meinetwegen. Nimm Unterricht. Aber kriegst du das denn zeitlich hin?«

»Locker.«

Magda wusste, dass das eine Übertreibung war. Sie hatte einen Brief von der Schule bekommen, in der man ihr nahelegte, dass Thorben im kommenden Jahr nach der zehnten Klasse die Schule verließ. Sitzen bleiben werde er ohnehin, aber die Fachlehrer hätten wenig Hoffnung, dass er das Abitur schaffen könnte. Es wäre eine Quälerei. Er habe nicht das geringste Interesse an der Schule. Falls sie einverstanden sei, würde man in der zehnten Klasse beide Augen zudrücken, damit er wenigstens die mittlere Reife bekäme.

Sie hatte Johannes noch nicht mit diesem Brief konfrontiert, wollte es in Ruhe am Wochenende tun, jetzt war ihr Thorben mit seiner Bitte zuvorgekommen. Und

obwohl sie es falsch fand, hatte sie eingewilligt, wollte nicht wieder die Einzige sein, die ihm jede Freude nahm.

Aber Thorben ging nicht zum Gitarrenunterricht. Er nahm seine Gitarre und das Geld, das Magda ihm gab, und traf sich mit Arabella.

Zwei Wochen lang fiel kein einziger Tropfen Regen, der Juni war ungewöhnlich heiß. Die Berliner verzehrten eine Rekordmenge an Speiseeis, die Freibäder waren überfüllt, und in den flachen Brunnenbecken planschten die Kleinkinder.

Am Sacrower See hatten sie ihre kleine Bucht für sich allein. Nur wenige Quadratmeter Sand, versteckt zwischen hängenden Weiden und dichten Büschen. Dorthin zogen sie sich jeden Tag zurück, lagen sich in den Armen und deuteten die Formen der vorüberziehenden Wolken.

Während Arabellas Kopf auf Thorbens Brust ruhte, hörte sie seinen Herzschlag und die beruhigende Resonanz seiner Stimme, wenn er ihr zur Gitarre Songs vorsang. Genau wie er träumte sie sich in eine andere Welt, und genau wie er spürte sie, dass sie anders waren. Etwas Besonderes, das einfach nicht in dieses Leben passte.

Und er sang Arabellas Lieblingssong von Yvonne Catterfeld:

»… FÜR DICH SCHIEBE ICH DIE WOLKEN

WEITER,
SONST SIEHST DU DEN STERNENHIMMEL NICHT.
FÜR DICH DREH ICH SO LANGE AN DER ERDE,
BIS DU WIEDER BEI MIR BIST.
FÜR DICH MACH ICH JEDEN TAG UNENDLICH.
FÜR DICH BIN ICH NOCH HELLER ALS DAS LICHT.
FÜR DICH WEIN UND SCHREI UND LACH UND LEB ICH.
UND DAS ALLES NUR FÜR DICH!«

»So geht es mir auch«, sagte sie leise. »So geht es mir, seit ich dich kenne.«

Thorben sang, und die Sonne ging allmählich unter. Er wusste, dass es schon viel zu spät war. Er durfte bis neun wegbleiben, und bis neun würde er es niemals nach Hause schaffen. Aber er sang weiter, und Arabella summte leise.

»UND WENN ICH DICH SO VERMISSE,
BEWAHRE ICH DIE TRÄNEN AUF FÜR DICH,
DU MACHST EIN LACHEN DRAUS FÜR MICH.
ICH HÖR DICH GANZ OHNE WORTE,
ICH FÜHLE, WO DU BIST,
AUCH WENN ES NOCH SO DUNKEL IST.
FÜR DICH SCHIEBE ICH DIE WOLKEN WEITER,
SONST SIEHST DU DEN STERNENHIMMEL NICHT.
FÜR DICH WEIN UND SCHREI UND LACH UND

LEB ICH.
NUR FÜR DICH.«

Plötzlich erhob sich Arabella und strich sich die Haare aus der Stirn. »Wir gehen noch nicht nach Hause«, murmelte sie. »Es ist so schön. Ich will auch im Dunkeln hier sein.«

Thorben spielte ein paar Akkorde, und die Musik schien übers Wasser zu ziehen.

»Okay«, sagte er. »Bleiben wir hier.«

Seine Eltern, sein Zuhause, die Stadt, die Schule, die ganze Welt mit ihren Absprachen, Regeln und Versprechen waren ihm egal. Es existierten nur noch Arabella und dieses winzige sandige Fleckchen am See.

Darum rief er auch nicht zu Hause an, sondern schloss die Augen, als sie sich über ihn beugte und ihn küsste. Und als sie sich beide auszogen, glaubte er für sie die Wolken weiterzuschieben, und es war das Aufregendste, was er bisher je gespürt hatte.

Johannes kam um halb zehn. »Was gibt's zum Abendbrot?«, fragte er noch in der Tür. »Ich hab den ganzen Tag nichts gegessen und einen Hunger, das kannst du dir nicht vorstellen!«

»Thorben ist nicht nach Hause gekommen«, sagte Magda tonlos.

»Wie? Nicht nach Hause gekommen?«

»Mein Gott, was ist daran so schwer zu verstehen? Er wollte spätestens um neun Uhr wieder hier sein, und jetzt ist es halb zehn!« Ihre Stimme klang hoch und schrill.

»Beruhige dich! Eine halbe Stunde kann schon mal vorkommen. Jetzt essen wir erst mal was, und dann sehen wir weiter.«

Das ist alles, was ihn interessiert, dachte Magda wütend. Dass er sein Essen kriegt. Sein Sohn ist ihm schnurzegal. Sie riss die Kühlschranktür auf und knallte ihm Wurst, Käse, Butter und einen Rest Salat in einer kleinen Schüssel auf den Tisch.

»Guten Appetit!«

Johannes holte sich das Brot aus dem Brotkorb, setzte sich und schnitt sich eine Scheibe ab.

»Kann es sein, dass du ein bisschen hysterisch bist?«

Magda antwortete nicht, aber in ihren Augen schwammen Tränen.

»Er ist noch nie zu spät gekommen«, flüsterte sie.

»Mit wem ist er unterwegs?«

»Mit niemandem. Er ist beim Gitarrenunterricht.«

»Wo?«

Magda las ihm eine Adresse vor, die ihr Thorben gesagt und die sie sich notiert hatte.

»Hast du auch eine Telefonnummer?«

Magda nickte.

»Dann ruf an. Bis wann geht der Unterricht?«

»Bis neunzehn Uhr. Dann ist er immer noch ein bisschen rumgebummelt und war dann um neun zu Hause.«

»Ruf an.«

Magda ging ins Wohnzimmer und wählte die Nummer.

Als sie nach wenigen Minuten zurück in die Küche kam, wusste sie nicht, ob sie vor Wut explodieren oder aus Verzweiflung heulen sollte.

»Unter diesem Namen, dieser Adresse und dieser Telefonnummer existiert kein Gitarrenlehrer. Thorben hat offensichtlich irgendetwas aus dem Telefonbuch abgeschrieben.«

Johannes schwieg. Magda sah, dass auch er sich jetzt Sorgen machte.

»Wo ist der Bengel bloß?«, murmelte er und schlug mit der rechten Faust in seine linke Hand. »Nur eines muss ihm klar sein. Ich habe'ne Menge Verständnis für jeden Mist - aber verarschen lass ich mich nicht.«

Es war für beide das erste Mal. Thorben hatte sich in seinen Fantasien alles Mögliche vorgestellt, aber nie im Leben ein so intensives, so unvergleichliches Gefühl. Er

war erwachsen. Sein Leben begann. Und es war eine unfassbare Vorstellung, dass er dies jetzt wiederholen konnte, immer und immer wieder. Dass diese Lust zu seinem Leben dazugehören würde.

Er hatte keinen Traum und keinen Wunsch mehr. In Arabellas Armen schlief er schließlich ein. Restlos glücklich.

Um halb drei stand er plötzlich in der Tür. Er begriff, dass dies die Realität war: eine weinende Mutter und ein leichenblasser Vater, die völlig entnervt und entkräftet Erklärungen verlangten. »Wo warst du?« - »Was hast du gemacht?« - »Mit wem bist du zusammen gewesen?« - »Warum hast du uns belogen?« - »Warum hast du nicht angerufen?« - »Weißt du, was wir uns für Sorgen gemacht haben?« - »Wir haben die Polizei alarmiert!« - »Wie kannst du uns so etwas antun?« - »Rede!«

Aber Thorben redete nicht. Er ging schweigend in sein Zimmer, legte sich aufs Bett und träumte von einem Adler, der über Arabellas Kopf schwebte. Immer und überall dort, wo sie war.

Sie rief nicht an, sie schickte ihm eine Mail.

»Liebster Thorben«, schrieb sie, »ich habe von Dir erzählt. Ich musste es tun, weil es wirklich viel viel viel zu

spät war, als ich nach Hause kam. Meine Mutter war auf hundertachtzig und wollte mich in ein Heim stecken. Ich habe von Dir erzählt, und es war ein Fehler, denn ich darf Dich nicht mehr sehen. Jedenfalls nicht in den nächsten Wochen. Bis ich Dich vergessen habe, oder bis meine Eltern glauben, dass ich Dich vergessen hab. Aber ich werde Dich nie vergessen. Nie!!!! Ich schreibe diese E-Mail heimlich, und ich werde sie auch gleich wieder löschen, denn meine Mutter kennt das Passwort meines Computers. Aber bitte! Antworte mir! Ich warte! Deine Dich über alles liebende Seele!«

»Seelchen, ich habe nichts von Dir erzählt, aber bei mir ist es ähnlich. Ich darf auch nicht mehr weg, denn meine Eltern bringt es um den Verstand, dass sie nicht wissen, wo ich war. Aber ich werde es ihnen niemals verraten! Ich sterbe vor Sehnsucht nach Dir! Dein Adler.«

Sie chatteten wieder.

»Ich halte es nicht aus ohne Dich! Wie können wir es schaffen, uns zu treffen?«

»Kannst Du abhauen?«

»Ja, aber nur nachts. Wenn sie schlafen.«

»Gut. Dann treffen wir uns morgen um zwei an der Siegessäule. Ist das okay?«

»Ja. Da kann ich hinlaufen.«

»Ich kann es nicht mehr erwarten.«

»Ich auch nicht.«

»Ich liebe Dich.«

»Ich Dich noch viel mehr.«

Thorben hatte es sich nicht so schwierig vorgestellt, nachts aus der Wohnung zu schleichen. Noch nie war ihm aufgefallen, dass der Parkettboden knarrte, die Tür zum Flur quietschte und dass es eine Kunst war, ein Schlüsselbund geräuschlos in die Hand zu nehmen und es mehrmals zu drehen, um damit eine Tür aufzuschließen. Häufig hielt er inne und verharrte mucksmäuschenstill, um zu hören, ob seine Eltern wach geworden waren und aus dem Schlafzimmer kamen.

Aber nichts geschah. Um Viertel nach eins verließ er das Haus und rannte durch die Stadt, hochkonzentriert und jederzeit darauf gefasst, sich in einen Hauseingang zu drücken, wenn eine Polizeistreife vorbeikam.

Und dann hielten sie sich in den Armen. Eng umschlungen.

»Ich kann ohne dich nicht leben.«

»Und ich nicht ohne dich.«

»Aber sie lassen uns nicht.«

»Sie werden uns nicht trennen.«

»Niemals.«

Sie hielten sich an den Händen, liefen über den Großen Stern, laut jauchzend und die Wagen ignorierend, die entsetzt auswichen, und flohen in das dichte Dunkel des Tiergartens.

Die Nacht war kühl, und Arabella trug keine Jacke. Thorben rieb ihre nackten Arme warm.

»Was machen wir?«, fragte Arabella. »Meine Mutter bewacht mich jetzt unentwegt. Es ist die Hölle. Sie meint, ich wäre zu jung für einen Freund.«

»Wir können nicht warten, bis wir achtzehn sind.«

»Nein. Da werden wir verrückt.«

Thorben gab Arabella seine Jacke. Dann saßen sie schweigend aneinandergekuschelt.

»Das ist eine ganz beschissene Welt«, sagte Arabella. »Wir gehen nicht mehr nach Hause.«

»Wo sollen wir hin?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich hab das alles so satt. Ich möchte nur noch bei dir sein. Nichts weiter.«

»Ich weiß, wo wir immer zusammen sein können.« Thorben hatte einen dicken Kloß im Hals. Er spürte, dass ihn eine Lawine mitreißen würde, wenn er jetzt sagte, was er dachte. Aber er tat es trotzdem.

»Lass uns davonfliegen. Du als Seele, ich als Adler. Weg aus diesem Leben. Nach dem Tod werden wir immer

zusammen sein, bis in alle Ewigkeit, und niemand kann uns trennen. Da gibt es keine Eltern, keine Schule, keine Verbote, nichts mehr.«

»Wo ist das?«

»Im Himmel.«

»Bist du dir sicher?«

»Ganz sicher.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es eben. Vertrau mir.«

»Das kann ich meinen Eltern nicht antun.« Arabella schlug die Hände vors Gesicht.

»Aber sie trennen uns. Sie wollen nicht, dass wir zusammen sind.«

»Stimmt. Du hast recht. Versprich mir, dass nicht plötzlich alles vorbei ist.«

»Ich verspreche es dir.«

»Ich habe Angst.«

»Die brauchst du nicht zu haben. Ich bin bei dir.«

Arabella schwieg und atmete heftig. Sie schnaufte fast. Dann drückte sie die Hände kurz vor den Mund, als wolle sie verhindern, sich zu übergeben, sah Thorben an und lächelte.

»Ich glaube dir. Lass es uns tun.«

Sie küssten sich, bis es anfing zu dämmern.

Heinrich Sawatzki war seit dreiundzwanzig Jahren bei den Berliner Verkehrsbetrieben, seit 1990 fuhr er als S-Bahn-Lokführer. Am häufigsten wurde er auf der Strecke von Oranienburg nach Wannsee eingesetzt. Seine Lieblingsstrecke.

Es war die Kurve vor einem kleinen Fichtenwäldchen, das er ganz besonders liebte. Aber er hatte keinen Einblick, was hinter der Kurve auf ihn zukam. Und was er dann sah, war genau der Albtraum, den er dreiundzwanzig Jahre vor Augen gehabt hatte. Aber er hatte sich immer damit beruhigt, dass dies anderen passierte, nicht ihm.

Und da standen sie. Ein Paar. Jung, sehr jung. So viel konnte er erkennen. Sie hielten sich an den Händen. Das Mädchen stand breitbeinig über dem rechten, der Junge über dem linken Gleis. Sie kehrten dem Zug den Rücken. Sie mussten ihn hören, aber sie bewegten sich nicht, sahen sich nicht um. Machten keinen Ansatz zur Flucht.

Heinrich Sawatzki spürte, wie ihm das Adrenalin durch den Körper schoss. Er bremste wie ein Wahnsinniger, als könnte er alle Berechnungen über die Länge der Bremswege aushebeln und ad absurdum führen. Es war unmöglich, das wusste er ganz genau, und dennoch hatte er einen winzigen Funken Hoffnung.

Aber er schaffte es nicht. Die S-Bahn raste in die beiden

jungen Menschen, und der Aufprall knallte in Heinrichs Ohren, ein widerliches Geräusch, das er nie mehr in seinem Leben vergessen würde.

Heinrich Sawatzki wusste hinterher nicht, ob er in diesem Moment geschrien hatte oder nicht. Aber ein grausames Bild hatte sich in sein Hirn gepflanzt, das er von nun an mit sich herumtragen würde.

Thorben und Arabella waren sofort tot.

Man verweigerte Magda und Johannes, ihren Sohn noch einmal zu sehen, da man befürchtete, der Schock wäre zu groß.

Vielleicht war das ein Fehler.

Als Magda von dem Selbstmord ihres Sohnes erfuhr, wollte sie es nicht wahrhaben. Sie bezichtigte den Polizisten, der ihr die Nachricht brachte, der Lüge, schrie ihn an und beschimpfte ihn. Dann durchsuchte sie Thorbens Zimmer nach einer Notiz, einem Abschiedsbrief, einem winzigen Hinweis, damit sie das, was geschehen war oder geschehen sein sollte, glauben konnte.

Aber sie fand nichts. Nicht die kleinste Notiz. Und auch in seinem Computer gab es keine E-Mail, keine Nachricht, keinen Brief und keine Datei, die auf das drohende Unheil hätte hindeuten oder das, was geschehen war, erklären können.

Als der Sarg auf dem Friedhof in der Erde versenkt wurde, brach Johannes am Grab schluchzend zusammen. Magda dagegen weinte keine Träne. Ihre ausgetrockneten Augen brannten, als hätte sie Pfeffer hineingerieben, und wenn sie sie schloss, glaubte sie in ihrem Kopf ein Geräusch zu hören, wie Sandpapier auf ungehobeltem Holz.

56

Am nächsten Vormittag war der Zeitpunkt günstig. Er fuhr wie immer dienstags zum Bäcker, zur Post und zum Markt und anschließend nach Montevarchi zur Bank. Es war elf Uhr dreißig. Die Bank hatte nur vormittags auf. Wenn das Geld jetzt nicht da war, hatte er keine Gelegenheit mehr, es pünktlich zu beschaffen. Morgen wollte Topo wiederkommen. Lukas hatte keine Ahnung wann, aber er traute ihm zu, dass er bereits morgens um zehn auf der Matte stand.

Lukas' Mund war ganz ausgetrocknet, als er am Schalter stand und wartete. Er musste sich unbedingt in der nächsten Bar eine große Flasche Wasser kaufen. Um seine Nervosität zu überbrücken, fixierte er die digitale Uhr an der Wand. Noch nie hatte er sich bewusst gemacht, wie lang eine Minute war, wenn man auf die Zahlen starrte und darauf wartete, dass wieder eine Ziffer umsprang.

Um elf Uhr zweiundfünfzig war er endlich an der Reihe und verlangte einen Kontoauszug. Bereits als das Blatt Papier mit unerträglich lautem Schnarren aus dem überalterten Drucker rutschte, sah er, dass keine Summe von 12 500 Euro aufgeführt war. Nur die fünfzig Euro, die er zur Kontoeröffnung eingezahlt hatte, standen auf dem Auszug.

»Bitte«, versuchte er langsam auf Englisch, da er nicht davon ausging, dass der Schalterbeamte ihn verstehen würde. »Ich warte auf eine Summe von zweimal zwölftausendfünfhundert Euro. Zwei Euro-Blitzüberweisungen. Sie müssten eigentlich schon da sein. Können Sie vielleicht mal nachsehen?«

Der Bankbeamte zog genervt die Augenbrauen hoch und hackte auf seinem Computer herum. Es dauerte vier Minuten. Dann sagte er auf Italienisch: »Ja, einmal zwölftausendfünfhundert Euro sind eingegangen, dem Konto aber noch nicht gutgeschrieben.«

Lukas verstand, was der Mann sagte. »Warum nur die eine Summe?«

Der Schalterbeamte zog die Augenbrauen hoch. »Keine Ahnung.«

»Kann ich das Geld abheben?«

Ein energisches Kopfschütteln war die Antwort. »Erst wenn es auf dem Konto ist.«

»Aber ich brauche es jetzt! Sofort!«

Der Bankbeamte schüttelte immer noch den Kopf und presste streng die Lippen aufeinander. »Wir haben heute bis dreizehn Uhr dreißig geöffnet«, sagte er, »kommen Sie nachher noch mal wieder. Vielleicht ist das Geld dann da. Buongiorno.«

Lukas sagte eigentlich nur aus Gewohnheit Grazie und

verließ die Bank.

Gegenüber war eine kleine Bar. Er bestellte sich einen Espresso und ein großes Mineralwasser, setzte sich ans Fenster und schrieb sich mithilfe seines Wörterbuchs, das er in der Jackentasche hatte, alle Vokabeln heraus, die bei seinem zweiten Besuch eventuell auftauchen könnten, damit seine Chance, den Bankbeamten zu verstehen, größer war.

Um dreizehn Uhr fünfzehn ging er wieder hinüber.

In der röhrenartigen Schleuse, durch die man jede italienische Bank betreten oder verlassen musste, ein Horrortrip für jeden Klaustrophobiker, legte Lukas wie erforderlich seinen Zeigefinger auf die kleine, rot beleuchtete Glasplatte, um seinen Fingerabdruck einscannen zu lassen und dann den Öffnungsmechanismus der Tür zu aktivieren, aber die Tür öffnete sich nicht. Bei seinem ersten Besuch hatte es beim fünften Mal geklappt, jetzt passierte gar nichts. Er probierte alle Finger mehrmals durch - die Tür blieb geschlossen. Allmählich verlor er die Nerven. Es war jetzt dreizehn Uhr zweiundzwanzig. Wenn er Pech hatte, schloss der Schalter genau vor seiner Nase.

Er begann mit der flachen Hand gegen das Panzerglas der Röhre zu schlagen und laut zu rufen. »Hallo!«, schrie er, und »non funziona!«.

Der Schalterbeamte wurde auf Lukas aufmerksam und sah ihn fragend an. Herrgott noch mal, dachte Lukas, nun drück auf den Knopf und mach auf! Was glaubst du wohl,

warum ich hier in dieser Glasglocke stehe! Weil ich es so witzig finde?

Der Schalterbeamte versuchte Lukas mit Zeichensprache klarzumachen, dass er einen Finger auf das kleine Glasfenster legen musste.

Lukas flippte fast aus. Er schlug wieder gegen die Wand und schrie jetzt auf Deutsch, weil er italienisch nicht fluchen konnte. »Es geht nicht!«, brüllte er. »Was glaubst du, was ich die ganze Zeit mache! Hundertmal habe ich den Finger hier raufgelegt, du Spinner, aber die Scheiße funktioniert einfach nicht! Schafft euch nicht so eine hirnrissige Tür an, wenn ihr technisch nicht in der Lage seid, das Ding auf- und zuzumachen. Verdammt noch mal, mach auf!«

Der Schalterbeamte hatte zwar kein Verständnis für den tobenden Lukas, aber er hatte ein Einsehen, drückte auf den Knopf, und die Tür öffnete sich lautlos.

Dreizehn Uhr fünfundzwanzig. Lukas war schweißgebadet. Dieses Theater mit der Tür ertrage ich nicht jedes Mal, wenn ich einfach nur ein paar Euro oder einen Kontoauszug holen will. Das ist Wahnsinn. Da suche ich mir lieber eine andere Bank, bei der die Türen funktionieren.

Der Schalterbeamte lächelte süßlich und erklärte irgendetwas von einem neuen Legge in Italia, einem neuen Gesetz, das solche Türen vorschreibt, um dem Bankraub vorzubeugen.

»Ja, ja, ja«, stöhnte Lukas und meinte auf Englisch: »Ich hab ja wirklich nichts gegen diese Türen, wenn sie funktionieren. Und jetzt gucken Sie bitte nach, ob das Geld inzwischen auf meinem Konto ist.«

Der Angestellte sagte gar nichts mehr. Er hackte ernsthaft und angestrengt auf dem Computer herum und schob dann stumm einen Zettel unter der schusssicheren Glasscheibe durch.

»Sind jetzt beide Überweisungen angekommen?«

»No.« Der Schalterbeamte hielt den Daumen in die Höhe, was so viel hieß wie: Nur eine.

Lukas seufzte, trug auf dem Formular die Summe von 12 500 Euro ein und unterschrieb. Dann zahlte ihm der Angestellte das Geld aus. In Fünfzig-, Hundert- und Zweihunderteuroscheinen.

Lukas hatte gehofft, Topo einen diskreten Briefumschlag zustecken zu können, jetzt hatte er ein dickes Bündel in der Hand, das er schon fast als Päckchen verpacken konnte.

»Grazie«, sagte er wieder und verließ problemlos die Bank. Die Tür öffnete sich sofort, geräuschlos und wie durch Zauberhand.

Es war dreizehn Uhr dreiunddreißig, als Lukas wieder auf der Straße stand und erleichtert durchatmete.

57

Topo kam am nächsten Morgen um zehn Uhr dreißig. Wie Lukas vermutet hatte. Er trug eine leichte Baumwollhose, ein weißes T-Shirt und einen teuren, ledernen Gürtel mit silbernem Wappen. Außerdem einen hellen Strohhut, der ihm ausgesprochen gut stand. Er sah aus wie der junge Wlas aus den »Sommergästen« von Gorki.

Begleitet wurde er von Marco Monini, Architekt aus Perugia, einem kleinen bärtigen Mann mit Halbglatze und Rundrücken, der nach jedem Satz, den er sagte, kicherte wie ein hinterlistiger Gnom.

Magda freute sich über den Besuch der beiden, als hätte sie ein zusätzliches, unerwartetes Geburtstagsgeschenk bekommen, Lukas beschnitt an der Trockenmauer zur Straße hin die zwei Meter hohe Erika, beobachtete das Spektakel und hielt sich im Hintergrund.

Topo hob grüßend die Hand, als er Lukas sah, aber Lukas reagierte nicht. Dann wandte sich Topo wieder Magda und Marco zu.

»Erzähl, was du bauen willst und wie du dir das vorstellst«, meinte er zu Magda.

»Mein Sohn wünscht sich sehnlichst einen Pool«, begann Magda, »darum haben wir uns entschlossen, den

Pool jetzt endlich in Auftrag zu geben. Vielleicht gehen wir mal ums Haus und gucken, wo er sich am besten realisieren ließe und wo er am schönsten aussieht. Denn wenn wir schon einen Pool haben, dann will ich ihn auch sehen.«

Alle Stellen, die Magda vorschlug, nickte Marco ab, ohne einen Kommentar dazu zu geben. Dann meinte er: »La Roccia heißt ja wohl nicht ohne Grund La Roccia. Ist der Untergrund sehr felsig?«

»Ja. Schon.«

»Dann müssen wir mit schwerem Gerät ausbaggern. Das verteuert die Sache erheblich. Der Bagger kostet pro Stunde fünfundsechzig Euro, dann kommt noch der Lohn für den Fahrer dazu, insgesamt hundert Euro pro Stunde müssen Sie rechnen. Und ich schätze mal, der Bagger ist eine Woche beschäftigt. Das sind ungefähr viertausend Euro Mehrkosten. Wo soll denn der Aushub hin?«

»Oh Gott!« Magda sah Schwierigkeiten ohne Ende auf sich zukommen, an die Bauzeit des Hauses konnte sie sich noch lebhaft erinnern und wollte so etwas eigentlich nie wieder erleben.

Die drei gingen langsam weiter. »Wie ist es denn mit diesem Platz hier?«, fragte Topo und zeigte auf den Gemüsegarten. »Er ist schön eben, und die Stelle erscheint mir nicht so steinig und felsig wie auf der anderen Seite des Hauses.«

Gespannt wartete er auf Magdas Reaktion, aber sie blieb gelassen. »Nein«, meinte sie. »Hier ist es mir zu schattig, und ich könnte den Pool von der Terrasse aus nicht sehen.«

»Aber wenn dein Sohn hier mit Freunden rumtobt, bist du heilfroh, wenn sie nicht so nah am Haus sind.« Topo bohrte weiter, weil er es absolut beeindruckend fand, dass sie bei der Vorstellung, dass der Garten mit der Leiche umgegraben werden könnte, nicht im Geringsten mit der Wimper gezuckt hatte. Sie hatte also wirklich keine Ahnung, und Johannes wusste ganz gut, warum er bei dieser Diskussion durch Abwesenheit glänzte.

»Das ist mir egal. Das bisschen Toben ertrage ich, aber so ein Pool ist Schmuck für ein Haus, ich will ihn nicht verstecken.«

»Na dann …« Marco rieb sich die Hände. »Wenn Sie die Kosten nicht scheuen, Signora, dann können Sie ihn eigentlich überall bauen. Auf jeden Fall brauchen Sie hier nirgends die Angst zu haben, dass er abrutschen könnte. Der Untergrund ist stabil, und das Plateau ist groß genug. Dann würde ich ihn direkt vor die Terrasse setzen. Das ist der schönste Platz.«

Magda nickte. »Wunderbar. Das wird fantastisch.«

»Haben Sie schon eine Baugenehmigung?«

»Nein. Ich habe noch gar nichts. Keine Zeichnung, keine Vorstellung, nichts.«

»Dann übernehme ich das für Sie.«

»Wie lange wird es dauern, bis wir die Genehmigung kriegen?«

Marco überlegte. »Ein Jahr, wenn wir ganz viel Glück haben. Wahrscheinlich brauchen wir anderthalb Jahre, wenn wir Pech haben, zwei.«

Magda sah ihn entsetzt an. »Dann ist mein Sohn ja achtzehn, wenn er zum ersten Mal schwimmen kann!«

»Überleg dir das gut, Magda«, schaltete sich Topo ein. »Bau den Pool nicht nur für deinen Sohn. Dazu ist der Spaß zu teuer. Bau den Pool für dich, oder lass es bleiben. Denn ewig wird dein Sohn sicher nicht mehr bei euch Urlaub machen.«

»Stefano hat recht«, sagte Magda zu Marco. »Wir werden uns das in Ruhe überlegen, und dann sage ich Ihnen Bescheid.«

»Entschuldigt mich einen Moment, ich möchte nur noch kurz Johannes begrüßen.«

Damit ließ Topo Magda und Marco auf der Terrasse zurück und ging zu Lukas.

»Na, mein Freund«, sagte er und streckte ihm strahlend die Hand entgegen, die Lukas jedoch nicht nahm und nicht schüttelte.

Topo ließ sich davon nicht beeindrucken. »Ich grüße dich! Was für ein herrlicher Tag! Geht es dir gut?«, fragte

er auf Englisch.

»Nein«, antwortete Lukas. »Es geht mir nicht gut. Wie du dir vielleicht denken kannst.«

»Aber überhaupt nicht! Leidest du unter Depressionen?«

Lukas schnaubte nur.

»Das Leben ist großartig, und wenn du dich an unsere kleine Abmachung gehalten hast, gibt es überhaupt kein Problem.«

Lukas gab ihm den dicken Umschlag.

»Oh«, meinte Topo, sah in den Umschlag und lächelte. »Das nächste Mal besorge bitte nicht ganz so kleine Scheine. Ich zähle jetzt nicht nach. Vertrauen gegen Vertrauen. Und schließlich hast du auch ein Interesse daran, dass alles stimmt.«

Lukas spürte einen Stich, als Topo »das nächste Mal« sagte. Es würde also weitergehen. Natürlich. Warum sollte Topo auch mit seiner Erpressung aufhören, es lief ja alles fabelhaft.

»Es sind übrigens keine fünfundzwanzigtausend, sondern nur zwölftausendfünfhundert«, sagte Lukas und kam sich vor wie ein dummer Junge. »Ich habe zwei Euroüberweisungen von zwölftausendfünfhundert angefordert, aber nur eine ist angekommen. Innerhalb einer Woche kriegen das die italienischen Banken offensichtlich nicht hin.«

Topo überhörte die Spitze. »Nächsten Mittwoch bin ich wieder hier. Dann möchte ich den Rest. Ansonsten bringe ich dich in ernste Schwierigkeiten.«

Lukas nickte und schluckte.

»Aber was hältst du davon«, fragte Topo, während er die Banknoten auf beide Hosentaschen verteilte und Lukas den leeren Umschlag wiedergab, »was hältst du davon, wenn wir es uns nächsten Mittwoch zur Feier des Tages mal richtig gemütlich machen?« Er lächelte süßlich. »Ich besuche euch doch so gerne, weil es immer schön ist bei euch. Ich werde eine Flasche Champagner mitbringen, und dann können wir auf unsere Freundschaft anstoßen. Findest du nicht auch?«

Lukas antwortete nicht, aber er fühlte die Wut wie ein Brennen in der Brust.

»Ach!« Topo spielte einen plötzlichen Einfall. »Das hätte ich ja fast ganz vergessen. Ich hab dir natürlich auch etwas mitgebracht. Hier.« Er zog aus seiner Hemdtasche ein winziges Foto von der Leiche. So groß wie ein Passbild. »Für deine Brieftasche. Als kleine Erinnerung.«

Noch nie in seinem Leben hatte Lukas so einen Drang verspürt, sich auf einen Menschen zu stürzen und ihm mit der Faust ins Gesicht zu schlagen. Er wollte den Kiefer krachen und die Nase brechen hören. Aber er tat es nicht. Er stand regungslos und fühlte sich wie ein Versager.

Topo schlug ihm jovial auf die Schulter. »Mach’s gut,

mein Freund! Wenn wir uns nicht schon vorher mal zufällig begegnen, bis nächsten Mittwoch!«

Damit drehte er sich um und ging davon.

Lukas starrte ihm hasserfüllt hinterher.

»Marco hat gesagt, dass der Pool wohl nicht fünfzigtausend, sondern mindestens sechzigtausend kosten wird«, sagte Magda zu Lukas, als Topo und Marco wieder gefahren waren, und seufzte. »Das ist ein ganz schöner Batzen.«

»Wir brauchen keinen Pool, Magda. Wir haben noch nie einen vermisst. Du bist ein Mensch, der nur ins Wasser geht, wenn draußen fünfunddreißig Grad im Schatten sind und der Pool mindestens genauso warm ist, was vielleicht an fünf Tagen im Jahr vorkommt, und ich kann völlig darauf verzichten, ins Wasser zu gehen. Wenn mir heiß ist, gehe ich unter die Dusche. Lass es, Magda, für dieses Geld können wir die tollsten Reisen der Welt machen. Wolltest du nicht unbedingt mal nach Vietnam?«

»Thorben wünscht sich einen Pool. Seit Jahren schon.«

Lukas überlegte, wie er reagieren sollte. Dann sagte er leise: »Thorben ist tot, Magda. Hör auf, dir etwas vorzumachen.«

Magda riss die Augen auf. Ihre Lider waren blutunterlaufen.

»Was redest du da?«

»Thorben ist vor einem Jahr gestorben«, sagte Lukas ruhig. »Überfahren von einer S-Bahn in Berlin Wannsee.«

Magda drehte sich um und ging ins Haus. Lukas folgte ihr nicht. Unschlüssig stand er auf der Terrasse und wusste nicht, was er machen sollte, als er es krachen und scheppern hörte.

Er rannte ins Haus. Magda hatte im Fallen eine leere Karaffe mitgerissen, die auf den harten Steinfliesen zerbrochen war. Sie lag zwischen Tisch und Kühlschrank und war ohnmächtig.

Lukas beugte sich über sie. »Liebes, was hast du?«, flüsterte er. »Wach auf. Bitte, Magda, komm zu dir!« Er schlug sie leicht auf die Wange und küsste sie auf den Mund. »Wir bauen den Pool, wenn du willst. Wir bauen ihn für Thorben. Kein Problem.«

Lukas sah auf die Uhr und fixierte seinen Sekundenzeiger. Wenn sie länger als drei Minuten ohnmächtig war, wollte er einen Arzt rufen. Er hatte gesehen, dass die Notfallnummern über Johannes' Schreibtisch hingen.

Nach zwei Minuten wachte Magda auf. »Was ist?«, stotterte sie.

»Nichts, mein Schatz, gar nichts. Dir war einfach nur ein bisschen übel.«

Magda stand langsam auf und klopfte sich ihre Shorts sauber. »Ich habe es mir überlegt«, sagte sie. »Ich werde

diesem Marco absagen. Wir brauchen keinen Pool. Thorben kommt so selten … und wenn, dann schwimmt er ohnehin lieber im See. Hast du Lust auf einen Kaffee?«

Lukas nickte, und Magda füllte frisches Wasser in die Espressomaschine.

58

»Komm doch mit«, sagte Carolina zu ihrer Freundin Dani, »es wird eine geile Reise. Ich schwör's dir. Wir fahren am ersten Tag bis Österreich, schlafen im Zelt, brettern dann am nächsten Morgen über die Alpen und weiter bis in die Toskana. Da bleiben wir drei Tage und donnern dann wieder zurück. Und es gibt nichts Wahnsinnigeres, als mit der Harley die engen, kurvigen italienischen Bergstraßen zu fahren. Wir sind also insgesamt nur eine Woche unterwegs. Wir starten am Donnerstag, sind Freitagabend da, am Samstag und Sonntag ist das Fest. Zig durchgeknallte Biker kommen dahin. Irre, sag ich dir. Und wenn du mit mir mitkommst, ist es noch tausendmal schöner.«

»Oh Mann«, Dani raufte sich die Haare, »ich schaff' das nicht. Ich kann jetzt nicht einfach'ne Woche abhauen. Das geht gar nicht.«

»Ich glaube, wir planen jetzt schon seit zwei Jahren eine gemeinsame Tour! Immer war irgendetwas, warum es nicht geklappt hat. Und jetzt ist die Situation absolut günstig!«

»Ja, aber ich kann nicht weg! Warum kapierst du das nicht? Der Job bei dieser Werbeagentur ist die Chance meines Lebens! Ich hab immer davon geträumt, mal so eine Möglichkeit zu bekommen! Und da kann ich nicht

während meiner Probezeit Urlaub nehmen!«

»Ach … Ich wusste ja gar nicht, dass du in der Probezeit bist. Ich dachte, du kannst dir deine Arbeitszeiten einteilen, wie du willst?«

»Wenn ich den Job fest habe, dann ja. Dann können wir leicht mal ein paar Tage abhauen. Aber nicht in den nächsten zwei Monaten. Okay?«

»Okay.« Carolina war anzusehen, wie sehr sie enttäuscht war. »Dann fahre ich eben allein.«

Dani stand auf und nahm sich ein Bier aus dem Kühlschrank. »Lass doch diese Tour, spare lieber deine Urlaubstage, und dann fahren wir beide im September. Nach Irland. Oder wenn du unbedingt willst, meinetwegen auch in die Toskana.«

»Ich will da jetzt hin. Sofort. Verstehst du das?«

»Weil du ihn nicht vergessen kannst?«

Carolina nickte. »Es gibt keine Sekunde, in der ich nicht an ihn denke. Er war mein Traummann, Dani.«

Dani öffnete die Bierflasche mit ihrem Feuerzeug. »Ja. Vielleicht. Aber er hat sich verpisst. Da kannst du nichts dran ändern. Den kriegst du nie zurück.«

»Woher willst du das wissen?«

»Die Kerle sind verdammt stur. Wenn die einmal'ne Entscheidung getroffen haben, bleiben sie dabei. Auch

wenn sie hundertmal davon überzeugt sind, dass die Entscheidung falsch war. Es ist zum Kotzen, aber es ist so.«

»Das soll er mir selber sagen. Und ich will an seinen Augen sehen, ob er die Entscheidung nicht vielleicht doch bereut.«

»Du vergeudest deine Zeit, Carolina.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

»Seit wann rennst du den Männern hinterher?«

»Das ist kein Hinterherrennen. Ich lass mich nun mal nicht einfach so abservieren.«

»Aber seine Frau wird da sein!«

»Das ist mir egal. Und wenn er Probleme kriegt, ist mir das auch egal.«

Dani grinste. »Rache ist süß, nich'?«

Carolina antwortete nicht. Sie zündete sich eine Zigarette an und blies Kreise in die Luft. Nach einer unerträglich langen Pause sagte sie leise: »Ich hab gehört, dass er verschwunden ist. Sie suchen ihn. Und ich will wissen, was da los ist. Ob er wieder da ist. Oder ob es vielleicht doch mit mir zu tun hat, dass er seine Frau verlassen hat. Irgendwie ist die Geschichte merkwürdig.«

»Und du willst da also auftauchen und zu seiner Frau sagen: ›Hallo, ich bin Carolina, die Frau, die ein Verhältnis

mit Ihrem Mann hatte. Und jetzt würde ich gern mit ihm sprechen?‹ - Du machst mir Spaß.«

Carolina lächelte. »Ja, so ähnlich stelle ich es mir vor. Sie kann mir ja nicht den Hals umdrehen. Aber es wäre natürlich leichter, wenn du dabei wärst.«

Dani kratzte sich die rechte Augenbraue. »Und bis September kannst du nicht warten?«

Carolina schüttelte den Kopf. »Nein. Niemals. Ich werde verrückt ohne ihn. Leider habe ich das viel zu spät gemerkt.«

Carolina startete Donnerstag früh um sechs Uhr mit einer voll aufgetankten Harley, einem Zelt, einer Isomatte, einem Schlafsack, zwei Jeans, drei T-Shirts, Bikini, Plastikgeschirr und Besteck, ein paar Bohnenkonserven, Tütensuppen, einem Bild von Penthesilea und einer Kreditkarte im Portemonnaie.

Hochkonzentriert brauste sie über die Autobahn. Der Fahrtwind drückte gegen ihren Helm, die toten Fliegen klebten auf dem Visier, und sie jagte ihrer verlorenen Liebe hinterher. Wild entschlossen, den Mann zu finden, durch den sie gelernt hatte, dass ein Vogel nicht immer nur fliegen kann, sondern ab und zu auch mal landen muss.

59

Lukas rechnete nicht damit, dass Topo ihm noch weitere Bilder schicken würde. Daher war er nicht nur erstaunt, sondern regelrecht schockiert, als Magda vom Friseur wiederkam und ihm einen großen Umschlag in die Hand drückte. Sie hatte auf dem Weg nach Montevarchi noch schnell an der Post in Ambra gehalten.

»Ein Brief für dich«, sagte sie und fügte beinah vorwurfsvoll hinzu: »Ohne Absender.«

Sie stand da, sah ihn an und wartete darauf, dass er den Brief öffnete. Lukas brach der Schweiß aus. Er wusste nicht, was er jetzt machen sollte. Reichte es nicht, dass Topo ihn erpresste? Musste er ihn auch noch mit diesen fürchterlichen Fotos bombardieren und in Schwierigkeiten bringen?

»Danke«, sagte er und legte den Brief auf den Terrassentisch.

»Willst du ihn nicht aufmachen?« Magda lächelte, aber ihr Ton war kalt.

»Er ist wahrscheinlich von Anneliese. Sie hat die Angewohnheit, nie einen Absender auf die Briefe zu schreiben. Und ich hab jetzt keine Lust, den Brief zu lesen. Ich mach ihn später auf.«

»Wer ist Anneliese?«

›Meine Agentin‹, wollte er sagen, aber dann fiel ihm gerade noch rechtzeitig ein, dass Johannes gar keine Agentin hatte.

»Meine Sekretärin«, antwortete er daraufhin. »Sie hält mich auf dem Laufenden, was in der Firma los ist, und schickt mir ab und zu ein paar Unterlagen.«

»Mit der Post?«, fragte Magda spöttisch. »Warum schickt sie sie nicht einfach per Mail? Ihr transportiert ja auch Möbel und Kisten mit Lastwagen und nicht mit der Pferdekutsche. Und seit wann heißt deine Sekretärin ›Anneliese‹? Ist Frau Krämer nicht mehr da?«

Es wurde ja immer schlimmer. »Frau Krämer ist krank«, sagte Lukas schnell. »Schon seit drei Monaten. Sie hat Krebs. Anneliese ist ihre Vertretung.«

»Und ihr duzt euch schon?«

»Mein Gott, Magda, was ist denn los mit dir? Du bist doch nicht etwa eifersüchtig auf meine Sekretärin! Anneliese ist siebzehn, sie ist noch in der Ausbildung, aber ein wirklich tüchtiges Mädchen. Ich kann ihr’ne Menge anvertrauen. Und zu deiner Beruhigung: Ich duze sie, aber sie mich nicht.«

»Dafür, dass sie siebzehn ist, hat sie aber einen ganz schön altmodischen Namen.« Wenn Magda sich einmal in ein Thema verbissen hatte, ließ sie so schnell nicht locker. Vielleicht hatte sie auch einfach nur schlechte Laune oder

war wütend darüber, dass Lukas den Brief nicht vor ihren Augen öffnete und ihre Neugier stillte.

»Ja, das ist wirklich komisch. Ich habe mich über den Namen auch gewundert. Aber diese altbackenen Namen kommen ja immer mehr in Mode. Plötzlich heißen die Kinder wieder Emma, Henriette und Hedwig. Oder eben Anneliese.«

»Was für einen Krebs hat Frau Krämer eigentlich?«

»Gebärmutterhalskrebs«, sagte Lukas wie aus der Pistole geschossen, ohne weiter darüber nachzudenken.

»Ach?« Magda riss die Augen auf. »Ich dachte immer, den bekommt man durch einen Virus, den man sich durch häufig wechselnden Geschlechtsverkehr holt? Guck mal einer an, das hätte ich Frau Krämer mit ihren zweiundsechzig Jahren gar nicht zugetraut!«

Lukas ärgerte sich maßlos über seine Dummheit, völlig unüberlegt geredet zu haben. Jede andere Krebsart wäre unverfänglich gewesen. Brustkrebs zum Beispiel, Lungenkrebs oder Darmkrebs, die man in jedem Alter bekommen konnte. Aber er hatte wie ein Vollidiot einfach drauflosgeplappert.

»Ich habe keine Ahnung, wie man so einen Krebs bekommt. Vielleicht schlummert der Virus auch eine Weile, oder Frau Krämer hat sich noch mal verliebt? Könnte doch sein?«

»Frau Krämer ist verheiratet.«

»Na und?«

»Lass es gut sein, Johannes«, sagte Magda und ging ins Haus.

Nach dem Mittagessen war Magda wie ausgewechselt. Zärtlich und anschmiegsam, und sie behandelte Lukas äußerst liebevoll. Keine Spur mehr von der Gereiztheit zwei Stunden zuvor.

»Komm«, sagte sie und schnurrte fast, »lass uns nach Florenz fahren. Heute ist es bedeckt, nicht ganz so heiß, der ideale Tag, um ein bisschen zu bummeln.«

Lukas hatte fast den Eindruck, sie wollte ihn immer weglocken, wenn er einen Brief bekommen hatte. Von dem ersten wusste sie, weil er in der Bar am Schwarzen Brett gehangen hatte. Die folgenden hatte er ihr verheimlichen können, und jetzt hatte sie ihm einen Brief eigenhändig überbracht. Und wie beim ersten Mal passte es ihm gar nicht, heute in Florenz herumzulaufen. Er brauchte Ruhe, wollte allein sein, denn dieses letzte Foto hatte ihn fast genauso erschüttert wie das Foto, auf dem er seinen toten Bruder zum ersten Mal sah.

Diesmal zeigte es nicht schon wieder Johannes' Gesicht in Großaufnahme, sondern eine Totale mit dem Grab. Ein Grab, auf dem ein frisch gepflanztes Olivenbäumchen wuchs, das er selbst mit einem Pfahl stabilisiert hatte.

Johannes war hier. In seiner Nähe.

Hatte wirklich ein Fremder hier auf La Roccia ein Grab ausgehoben? Vollkommen ungestört? Das wäre dreist, und es erschien Lukas eigentlich auch völlig unmöglich. Bei diesem steinigen Boden brauchte man Stunden, um ein derartig großes Loch zu graben. Magda war fast immer zu Hause. Zumal, wenn sie allein war. Sie fuhr höchstens mal eine Stunde weg, um kleine Einkäufe zu erledigen. Für ein derartig kompliziertes Unterfangen reichte die Zeit niemals. Auch wenn sie einen ganzen Tag in Siena gewesen wäre … Der Mörder war ja kein Hellseher und konnte nicht tagelang mit der Leiche auf die passende Gelegenheit warten.

Nein. Dass irgendein Fremder Johannes umgebracht und dann hier auf dem Grundstück »entsorgt« hatte, war völlig ausgeschlossen.

Oder doch Topo? Er hatte die Leiche hier vergraben, um die Tat ihm oder Magda in die Schuhe schieben zu können. Und dann konnte er diese Unverfrorenheit noch mit einer Erpressung toppen. Das war raffiniert, aber Topo hätte mit dem Schaufeln des Grabes die gleichen Schwierigkeiten gehabt wie ein Fremder. Außerdem hatte er kein Motiv. Topo schied also auch aus.

Der Gedanke, der ihm jetzt durch den Kopf schoss, war so grauenvoll, dass ihm heiß wurde: Magda.

Er weigerte sich, weiter darüber nachzudenken und diese Vorstellung überhaupt zuzulassen. Aber es gelang

ihm nicht. Der Verdacht keimte immer wieder auf, rotierte in seinem Kopf, und irgendwann konnte er sich nicht mehr dagegen wehren. Magda hatte Johannes umgebracht, vergraben und einen Baum auf seinem Grab gepflanzt. Und hatte das Märchen von Johannes' Reise nach Rom erfunden. Sie war eine Wahnsinnige.

Und er saß jetzt noch mehr in der Falle als vorher.

Um vierzehn Uhr fuhren sie mit dem Zug von Montevarchi nach Florenz. Die Fahrt dauerte eine Dreiviertelstunde, und wenn man am Bahnhof Santa Maria Novella ankam, war man direkt im Zentrum der Stadt. Bis zum Dom waren es zu Fuß nur fünf Minuten.

Jetzt zur Mittagszeit war der Zug nicht voll. Die Schulkinder hatten Ferien, und die Italiener machten Siesta. Magda und Lukas fanden ohne Mühe zwei Plätze nebeneinander. Bis hinter Figline schwiegen sie. Lukas hielt Magdas Hand und massierte sanft ihre Fingerknöchel.

Er beobachtete sie, wie sie aus dem Fenster sah und gegen die Sonne blinzelte. Ihre Sonnenbrille hatte sie auf den Kopf geschoben, um zu verhindern, dass ihr die Haare ins Gesicht fielen. Wunderschön fand er sie in diesem Moment, ganz jung, ganz mädchenhaft. Es kann einfach nicht sein, dachte er und spürte regelrecht einen Stich ins Herz, so eine Tat übersteigt jede Fantasie.

Zwanzig Minuten kämpfte er mit sich, aber dann nahm er

allen Mut zusammen und sagte: »Magda, ich muss nach Deutschland.«

Sie sah ihn entsetzt an. »Warum denn?«

»In der Firma geht es drunter und drüber.«

»Stand das in dem Brief?«

Lukas nickte. »Es sind etliche Aufträge weggebrochen, ein Lastwagen ist in den Vogesen in eine Schlucht gestürzt, und es gibt eine Steuerprüfung. Lauter unerfreuliche Dinge.«

»Wann musst du weg?«

»Spätestens Ende der Woche.«

Magda schwieg. Dann fing sie leise an zu weinen.

Lukas nahm sie in den Arm. »Komm doch mit! Lass uns zusammen fahren! Ich regle meine Sachen, und dann versuchen wir so schnell wie möglich wieder hierherzukommen.«

»Ich muss darüber nachdenken«, meinte sie nur, und dann sagte sie bis zur Einfahrt des Zuges in den Florentiner Hauptbahnhof Santa Maria Novella kein Wort mehr.

Als sie durch die Stadt bummelten, schien Magda alle Probleme vergessen zu haben. In der Via de' Cerretani kaufte sie sich in einem kleinen Dessousladen einen Gürtel mit einem Schlangenkopf als Gürtelschnalle, den sie in der

Auslage gesehen hatte, und freute sich darüber wie ein kleines Kind. Dann hängte sie sich in Lukas' Arm und zog ihn durch die Altstadt. Sie hatte das Talent, zügig voranzukommen, aber dennoch kein Schaufenster und keine Kleinigkeit darin zu übersehen.

»Willst du auch in den Dom?«, fragte Lukas.

»Heute nicht«, erwiderte sie, »heute hab ich etwas ganz anderes vor.«

Ihr Ziel war die Ponte Vecchio. Auf der Piazza della Repubblica tranken sie einen Kaffee, schlenderten dann durch die Via Calimala, an der Loggia del Mercato Nuovo vorbei und bogen schließlich in die Via Por Santa Maria ein, die direkt in die Ponte Vecchio mündet.

Magda blieb stehen und sah ihn an. Lukas glaubte noch nie so viel Wärme und Liebe in ihren Augen gesehen zu haben wie in diesem Moment.

»Lass uns Ringe kaufen«, sagte sie und lächelte. »Ich kann es nicht mehr aushalten, keinen Ehering an der Hand zu haben. Dann fühle ich mich, als wäre ich gar nicht verheiratet, gar nicht mit dir verbunden. Lass uns das alles noch einmal machen, genau wie damals.«

Lukas nickte und küsste sie. Dabei dachte er an seinen Bruder, den sie ermordet hatte.

Magda suchte zweieinhalb Stunden. Sie betrat jedes Geschäft und ließ sich sämtliche Trauringe zeigen. Denn obwohl ihr viele Ringe gefielen und sie in fast jedem

Geschäft einen Favoriten hatte, zog sie weiter. Hatte Angst, ein noch schöneres, ein absolut optimales Exemplar zu übersehen.

Lukas stand neben ihr und schwieg. Er fühlte sich als Beiwerk, als stummer Begleiter und Sklave der Kaufsucht dieser Frau. Bei der Wahl des Ringmodells war er vollkommen leidenschaftslos und hatte das Gefühl, dass Magda es vor allem genoss, ihn den Verkäufern als den Mann zu präsentieren, den sie vorhatte zu heiraten.

Schließlich entschied sich Magda für relativ breite und schwere weißgoldene Ringe mit drei winzigen Brillanten, die sie bereits im ersten Geschäft ganz zu Anfang gesehen hatte. Lukas empfand so einen Ring an seiner Hand als viel zu heftig, er schämte sich fast dafür, aber er sagte nichts. Wollte sie nicht verärgern und wollte nicht riskieren, dass die Odyssee durch sämtliche Läden von Neuem begann.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Lukas, als sie aus dem Geschäft kamen und auf der Ponte Vecchio standen, durch die sich jetzt am späten Nachmittag wesentlich zahlreicher als am Vormittag die Touristen schoben. »Wollen wir irgendwo was essen gehen?«

Magda schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe überhaupt keinen Hunger. Lass uns nach Hause fahren, und dort feiern wir mit einer Flasche Champagner unsere zweite Hochzeit.«

Lukas wäre zwar gern essen gegangen, aber er widersprach ihr nicht und fügte sich seinem Schicksal. Die

Schachtel mit den Ringen in seiner Jacke fühlte sich an wie ein Wackerstein, der in der Lage wäre, ihn bis zum Meeresgrund in die Tiefe zu ziehen. Er wusste, dass er, seit es keinen Zweifel mehr daran gab, dass Johannes auf La Roccia begraben war, Magda gegenüber völlig verkrampft war. Er lebte an der Seite der Mörderin seines Bruders, war selbst völlig unschuldig, aber der Hauptverdächtige, falls die Leiche gefunden werden sollte. Ein Irrsinn.

Magda hängte sich in seinen Arm und summte leise, als sie durch die florentinischen Gassen zurück zum Bahnhof gingen.

»Du hast fünfundzwanzigtausend Euro abgehoben«, sagte Magda ohne jede Vorwarnung. »Wofür?«

Lukas zuckte zusammen. Sie hatte ihn kalt erwischt.

»Ach, Magda«, stöhnte Lukas auf, »ich wollte dich eigentlich mit meinen Problemen nicht belasten.«

»Was ist?«

»Ein paar Schwierigkeiten in der Firma. Wir sind im Moment nicht liquide. Unter anderem muss ich auch deswegen nach Deutschland.«

»Fünfundzwanzigtausend Euro! Johannes, ich bitte dich! Seit wann springen wir denn in der Firma mit unserem privaten Geld ein? Das hast du ja noch nie getan, und Liquiditätsprobleme gab es schon öfter!«

»Diesmal ist es notwendig. Glaub mir, Magda, aber es ist nur vorübergehend.«

Magda war verstimmt. »Ich sehe es trotzdem nicht ein.«

Er wollte die Diskussion beenden und wusste sich nicht anders zu helfen, als sie an sich zu ziehen und zu küssen, obwohl ihm das ziemlich plump erschien.

Magda sah ihn an, und es lagen Unsicherheit und Besorgnis in ihrem Blick. »Mach das nicht wieder, Amore«, sagte sie. »Es macht mir Angst. Gerade jetzt, wo es in der Firma drunter und drüber geht, wie du selbst sagst. Irgendwann läuft es nicht mehr, und dann stehen wir da. Denn das Geld, das du in den Betrieb schießt, kannst du abschreiben. Davon bin ich überzeugt.«

Lukas war klar, dass er jetzt nichts mehr vom Konto abheben konnte. Und falls Topo nach den Fünfundzwanzigtausend weitere Forderungen stellen sollte, war der Ofen aus. Dann bekam er ernsthafte Schwierigkeiten.

Vor wenigen Wochen war für ihn ein geplatzter Stückvertrag noch eine mittelschwere Katastrophe gewesen, und er hatte es als Problem betrachtet, keinen neuen Job zu finden - aber im Grunde war er frei und sorglos gewesen. Jetzt hatte er das Gefühl, bis zum Hals in Schwierigkeiten zu stecken und langsam darin zu versinken. Nirgends war auch nur der Ansatz einer Lösung in Sicht.

»Wir sollten einen Zahn zulegen«, sagte Lukas. »Der nächste Zug nach Montevarchi fährt in zwölf Minuten. Wenn wir den nicht kriegen, müssen wir fast eine Stunde warten.«

Magda überlegte nicht lange und rannte los. Lukas hatte beinah Mühe, mit ihr Schritt zu halten.

Sie erreichten La Roccia, als die Sonne glutrot hinter dem Solata vorgelagerten Hügel versank. Aber es fehlte der Abendwind, der normalerweise in der Dämmerung kam und dann eine gute Stunde anhielt.

Magda mochte diesen Wind nicht, er störte sie beim Abendessen auf der Terrasse.

»Heute ist es herrlich draußen«, sagte sie zu Lukas, »warm und windstill. Jetzt beginnen endlich die heißen Sommernächte, auf die ich das ganze Jahr über warte.«

Lukas ging in die Küche, bereitete einen Salat vor und kochte eine Zucchini-Suppe.

Als er zwanzig Minuten später mit zwei Windlichtern, Suppe, Käse, Salat und einer Flasche Rosso di Montalcino auf die Terrasse kam, war es fast vollständig dunkel. Magda saß immer noch mit geschlossenen Augen da und sah aus, als würde sie schlafen.

»Liebes, wach auf, das Essen ist fertig.«

»Ich schlafe nicht.«

Lukas deckte den Tisch. Magda stand auf und kam kurz darauf mit den Ringen wieder, die sie aus Lukas' Jacke geholt hatte.

»Bitte setz dich«, sagte sie lächelnd und klappte die Schmuckschatulle auf.

Im Kerzenschein funkelten die Brillanten, und Lukas dachte, dass es ihm eigentlich lieber wäre, wenn sie beide Ringe tragen würde.

Lukas schenkte den Wein ein. Magda hob ihr Glas.

»Du bist die große Liebe meines Lebens«, sagte sie leise und sehr ernst. »Ich bin glücklich mit dir. Überglücklich. Jeden Morgen danke ich dem Himmel, dass ich zusammen mit dir aufwachen darf, und freue mich auf den Tag, wenn du in meiner Nähe bist. Und ebenso danke ich Gott, dass ich neben dir einschlafen kann. Ich fühle mich beschützt, sorglos und frei. Nach all den Jahren finde ich es immer noch aufregend, mit dir zu schlafen, und meine Liebe zu dir ist im Lauf der Zeit nicht flacher, sondern immer stärker geworden. Ich habe es nie bereut, dich geheiratet zu haben, ich würde es immer wieder tun! Danke, Johannes.«

In ihren Augen schwammen Tränen, als sie mit ihrem Glas ganz sacht an Lukas' Glas anstieß und ein klarer, heller Ton erklang.

Lukas überlegte fieberhaft, wie er jetzt reagieren sollte. Wie Johannes reagiert hätte. Er hatte noch einen winzigen

Augenblick Bedenkzeit, als sie einen Schluck Wein trank. Dann sagte er:

»Das, was du gesagt hast, ist wunderbar, Magda, und macht mich glücklich. Mir geht es ganz genauso. Ich genieße auch jeden Tag mit dir und bin froh, eine so wunderbare Frau zu haben. Ich liebe dich, Magda.«

Jetzt weinte Magda lautlos, und Lukas steckte ihr den kleineren der beiden Ringe an den Ringfinger der rechten Hand. Dann tat sie dasselbe bei ihm.

Sie stand auf, setzte sich auf seinen Schoß, umarmte und küsste ihn. »Nichts und niemand wird uns jemals trennen«, flüsterte sie. »Niemals.«

Lukas versuchte, diesen wunderbaren Moment zu genießen, aber es gelang ihm nicht.

Der Gedanke an seinen toten Bruder, der auf La Roccia in der Erde vermoderte, ging ihm nicht aus dem Kopf. »Wer liebt, stirbt nicht«, hatte Johannes häufig gesagt, »davon bin ich überzeugt.«

60

Unaufhörlich bretterten die Harleys durch das Valdambra, das Dröhnen und Knattern der Motoren war an diesem Freitag auf der Strecke zwischen Montevarchi und Siena nirgends zu überhören. Die Bewohner dieser Gegend hatten sich an das alljährliche Treffen der Biker gewöhnt wie an die Prozession zu Karfreitag, das feierliche Cena zu Ferragosto und das Feuerwerk zu Silvester. Die Biker gehörten dazu und stießen überall auf Sympathie, da die Italiener den Motorsport liebten und die Motorradfahrer sich in der Regel freundlich und höflich verhielten.

Carolina hatte gestern Abend nach sieben Stunden Fahrt kurz hinter Kufstein auf einer Wiese gezeltet und war heute früh bereits um acht weitergefahren.

Sie war jetzt bereits auf der Höhe von Modena, wo die Autobahn sechsspurig war. Auf der rechten Spur reihte sich ein Lastwagen an den nächsten, auf den beiden restlichen Spuren lieferten sich die Pkw erbitterte Wettfahrten, es war abenteuerlich, wie knapp die Italiener ausscherten und sich dann nach dem Überholvorgang wieder dreist einfädelten. Obwohl Carolina das Fahren auf der Autobahn gewöhnt war, ermüdete sie die extreme Konzentration.

Kurz vor Florenz staute sich der Verkehr. Sie fuhr verbotenerweise auf der Standspur an den stehenden

Wagen vorbei, und als es keine Standspur mehr gab, schlängelte sie sich zwischen den Autos durch die Mitte.

Carolina konnte nicht mehr. Sie hatte Durst, konnte kaum noch schlucken, so ausgetrocknet war ihr Hals, ihre Oberschenkel taten ihr weh, und der Rücken schmerzte. Aber das Schlimmste war die Müdigkeit. Sie hatte einfach keine Kraft mehr, wollte aber so kurz vor dem Ziel keine Pause machen.

Die letzten vierzig Kilometer der kurvigen, engen und tunnelreichen Autobahn von Florenz bis zur Ausfahrt Valdarno waren eine Qual.

Unmittelbar nach der Abfahrt hielt sie vor einem Motel, nahm den Helm ab, trank einen Kaffee und kaufte sich dazu eine große Flasche Wasser.

Sie freute sich darauf, ihre schweren Stiefel auszuziehen, die Füße in einen eiskalten Bach zu halten, ein Bier zu trinken, vielleicht ein paar Bohnen aus der Büchse zu essen und dann einfach nur zu schlafen. Nichts weiter. Nur schlafen. Zwölf Stunden oder länger.

Zehn Minuten später fuhr sie weiter. Als sie auf dem großen Parkplatz vor dem Restaurant Leccarda ankam, wo in den nächsten zwei Tagen gefeiert werden sollte, waren schon fast fünfzig Harley-Fahrer versammelt. Carolina hielt Ausschau nach bekannten Gesichtern, begrüßte den einen oder anderen, schwang sich dann erneut auf die Maschine und fuhr Richtung Castelnuovo Berardenga in die Berge.

Kurz vor San Gusmè bog sie in einen Feldweg ab, der zu einer Fattoria führte. Eine winzige Enoteca war offen, aber menschenleer. Die Regale reichten vom Fußboden bis zur Decke und waren prall gefüllt mit Wein, Vin Santo, Grappa und Olivenöl. Außerdem gab es Salzgebäck, Gewürze, eingelegte Oliven, getrocknete Tomaten und die unterschiedlichsten Brotaufstriche für Crostini. Lebercreme, Artischockenpaste, Pilzsoße oder Hasenragout. Carolina suchte sich eine Flasche Wein und eine Tüte mit Keksen, getränkt in Avocadoöl, und wartete. Es wunderte sie, dass sich anscheinend niemand dafür zu interessieren schien, ob sie den ganzen Laden ausräumte und sich wieder aus dem Staub machte oder nicht.

Es vergingen bestimmt zehn Minuten, bis eine ältere, resolute, rundliche Frau auftauchte und Carolina herzlich begrüßte.

»Sie haben schon etwas gefunden?«

Carolina nickte und fügte in holprigem Italienisch hinzu: »… und ich habe noch eine Frage.«

Die Frau spürte, dass Carolina große Schwierigkeiten mit der Sprache hatte, und sagte: »Ich kann ein bisschen Deutsch. Vielleicht verstehe ich Sie.«

Carolina fiel ein Stein vom Herzen. Sie fragte, ob es irgendwo eine Möglichkeit gäbe, für drei Tage ein Zelt aufzuschlagen.

Als sie den Wein und das Gebäck bezahlt hatte, bat die

Frau Carolina, ihr zu folgen, und führte sie auf eine Wiese oberhalb eines Weinberges.

»Für zehn Euro am Tag können Sie hierbleiben«, sagte sie. »Vor der Enoteca ist ein Hahn, da können Sie sich Wasser holen. Und bitte lassen Sie keinen Müll herumliegen.«

»Natürlich nicht. Ist doch selbstverständlich. Vielen Dank.«

Die Frau lächelte und ging.

Carolina schob ihre Harley auf die Wiese, baute ihr Zelt auf und war glücklich. Der Tag, der stressig begonnen hatte, hörte jetzt so wunderbar auf, wie sie es nie zu träumen gewagt hatte.

Eine halbe Stunde später saß sie vor dem Zelt, löffelte kalte dicke Bohnen und trank dazu den Wein. Carolina liebte Bohnen. Sie konnte sie zu allen Tageszeiten in allen Variationen essen. Kalt oder warm, mit Salz und Pfeffer oder ohne.

Es war still. Von der Fattoria drang kein Laut bis zur Wiese herüber. Die Sonne verschwand leuchtend orange hinter den Bergen, und Carolina freute sich auf die Nacht.

Dies war der perfekte Platz, um zur Ruhe zu kommen und sich ihren Träumen zu überlassen. Im Grunde hatte sie gar keine Lust, mit den Bikern zu fachsimpeln, zu trinken und zu feiern. Das ganze Bikertreffen war nur ein Vorwand, denn ohne diesen Anlass wäre sie nie in die Toskana

gefahren. Es hätte so ausgesehen, als reiste sie ihm hinterher. Jetzt war es ein Zufall, eine Gelegenheit, sich wiederzusehen, die man einfach wahrnehmen musste. Schließlich war man ja nicht zerstritten. Einfach nur mal wieder zwei, drei Stunden reden. Spazieren gehen oder zusammen essen. Mehr nicht.

Carolina glaubte selbst nicht, was sie sich da einredete. Sie war hin- und hergerissen, ihre Gefühle waren ein einziges Chaos. Auf der einen Seite hatte sie den Wunsch, dass Johannes zu ihr ins Zelt kriechen und die Nacht mit ihr verbringen würde, aber auf der anderen Seite war ihre Verletzung so groß, dass sie den Wunsch hatte, ihn kaputt zu machen. Ihn und die Beziehung zu seiner Frau. Wenn er für sie weiterhin unerreichbar bleiben würde, dann sollte ihn auch keine andere haben.

Obwohl sie todmüde war, als sie in den Schlafsack kroch, konnte sie lange nicht einschlafen. Zu aufgeregt war sie, wenn sie an morgen dachte. Nur noch ein paar Stunden. Sie spürte regelrecht, wie sich ihr Herz zusammenzog, so sehr liebte und hasste sie ihn.

61

Magda war vor einer Viertelstunde zur Versicherung nach Bucine gefahren, um die Police für das Haus zu bezahlen, und wollte danach kurz bei Katharina vorbeischauen. Lukas wartete noch fünf Minuten, um ganz sicher zu sein, dass sie nicht noch einmal zurückkam, weil sie etwas vergessen hatte, und machte sich dann an die Arbeit. Die Situation war günstig, um wenigstens ein Stück des Grabes freizulegen. Auch wenn der Anblick noch so furchtbar sein sollte und ihn wahrscheinlich nie mehr in seinem Leben verlassen würde. Er wollte sicher sein. Ein Foto war eben nur ein Foto, die Leiche mit eigenen Augen zu sehen, war etwas ganz anderes.

Mit einer kleinen Pflanzenschippe begann er vorsichtig zu graben. Immer auf der Hut und das Haus im Blick, ob sie vielleicht doch plötzlich hinter der Hausecke auftauchen würde.

Die Erde war leicht und relativ locker. Ein Indiz dafür, dass hier vor Kurzem gegraben worden war.

Auf der einen Seite störte das Bäumchen, auf der anderen Seite würde es die Arbeit beschleunigen, wenn er es ausbuddelte. Daher löste er zuerst den Stamm vom Pfahl und zog dann mit viel Kraft den kleinen Olivenbaum aus dem lockeren Erdreich.

Er stieß auf grünes Plastik, teilweise zerfetzt, arbeitete langsam weiter, und wenige Minuten später legte er Johannes' Schulter frei. Sein Herz tobte in seiner Brust.

Vorsichtig schaufelte er jetzt mit der kleinen Schippe die Erde beiseite. Immer bedacht, Johannes nicht zu verletzen, obwohl der Gedanke absurd war. Und dann kam langsam sein Gesicht zum Vorschein: das Kinn, die Backenpartie und die toten Augen. Schlimmer, als er es sich in seinen Albträumen vorgestellt hatte.

Diese bleiche, mit Erde verschmierte faulige Masse war einmal das Gesicht seines Bruders gewesen, das dunkle Loch sein Auge, das ihm zugezwinkert hatte, wenn die Mutter einen Hausarrest verhängte. Mach dir keine Sorgen, hatte sein Blick gesagt, wir schaffen das, wir hauen trotzdem ab, und niemand wird es merken.

Und dann erst registrierte er das, was er schon die ganze Zeit sah, aber nicht wahrhaben wollte: das Schrecklichste überhaupt. Als er den Baum stützen wollte, hatte er, ohne es zu wissen oder auch nur zu ahnen, seinen Bruder gepfählt. Mitten ins Herz, wie bei einem Vampir, um zu verhindern, dass er jemals wieder lebendig werden und weiteres Unheil anrichten würde.

Lukas weinte. Zum ersten Mal wieder seit Jahren.

Magda stand vor Katharinas kleinem gelbem Haus in Rapale und klingelte Sturm, aber Katharina antwortete

nicht. Auch Alberto bellte nicht oder stürzte auf sie zu. Es war absolute Blödheit von mir, hier vorbeizufahren, ohne vorher anzurufen, ärgerte Magda sich. Das ist jetzt die Strafe.

Sie ging einmal ums Haus herum. Alle Fenster waren zu, die Haustür abgeschlossen. Schade, dachte Magda, ich hätte gern einen Tee mit ihr getrunken und mir ihre neusten Bilder angesehen.

Sie hinterließ keine Nachricht, sondern setzte sich ins Auto und fuhr zurück nach La Roccia.

Ungefähr dreihundert Meter vor dem Haus klingelte ihr Handy. Lukas' und Johannes' Mutter, Hildegard, war am Apparat. Ihre Stimme klang brüchig, als würde ihr jemand seit Tagen mit eiserner Hand die Kehle zudrücken.

»Hallo, Magda«, sagte sie. »Was ist mit Johannes? Ich höre überhaupt nichts mehr von euch, Lukas hat seit drei Tagen nicht angerufen, und ich sterbe vor Sorge.«

»Ach Gott, das tut mir leid«, meinte Magda. »Da haben wir wohl in der Aufregung vergessen, uns zu melden. Nein, es ist alles in Ordnung, Hildegard, alles ist gut, und Johannes ist wieder da. Ich bin nach Rom gefahren und hab ihn gefunden. Sei nicht böse, dass wir dich nicht angerufen haben, aber er ist auch erst seit vorgestern wieder hier.«

»Oh Gott, wie schön! Oh Gott, ich danke dir!«, schluchzte Hildegard. »Das ist der schönste Satz, den ich in meinem

ganzen Leben gehört habe! Erzähle, Magda, wie hast du ihn gefunden?«

»Ich habe sämtliche Hotels und jede Menge Restaurants abgeklappert«, sie hörte, wie Hildegard am anderen Ende der Leitung schluckte, »… und bin einfach nur durch die Stadt gewandert und hab die Augen offen gehalten. Habe jedes Gesicht studiert, habe mir vorgestellt, an welchem Ort er sich eventuell aufhalten könnte, und - du wirst es nicht glauben -, ich habe ihn gefunden. Kurz vor Sonnenuntergang am Trevi-Brunnen.«

»Warum hatte er sich nicht gemeldet?«

»Du weißt doch, wie er ist! Sein Handy war ins Wasser gefallen, die Chipkarte zerstört, und er war völlig aufgeschmissen. Natürlich hätte er sich ein neues Handy kaufen können - das war nicht das Problem -, aber er kannte keine Nummer auswendig. Meine nicht, Lukas' nicht, nicht die von Kollegen und deine auch nicht.«

»Bitte, gib ihn mir. Ich möchte ihn sprechen.«

»Ich weiß nicht, wo er ist, weil ich gerade nach Hause komme. Jetzt muss ich die Kette unten am Weg aufmachen. Willst du warten, oder sollen wir dich in zehn Minuten anrufen?«

»Ich warte.«

»Meinetwegen. Wie du meinst. Aber ich muss ihn suchen, und das kann dauern. Unser Grundstück ist kein Vorgarten von einem Reihenhaus.«

»Ich weiß. Bitte hole ihn.«

Magda legte den Hörer auf den Beifahrersitz, öffnete die Kette und fuhr mit dem Wagen bis vors Haus.

Hildegard hörte durchs Telefon, wie sie laut »Johannes!« rief.

Auch Lukas hörte ihr Rufen weit entfernt, und es schoss ihm wie ein Dolchstoß durch den ganzen Körper. Er konnte sich nicht erinnern, schon jemals solche Angst gehabt zu haben wie in diesem Moment. Er setzte das Bäumchen schnell wieder an seinen Platz zurück und schaufelte wie ein Besessener Erde über das freigelegte Grab seines Bruders. Wenn sie jetzt näher kam, war alles verloren.

Sie rief erneut. Es klang genauso wie das erste Mal. Daraus schloss er, dass sie am Haus stehen geblieben war, weil sie nicht wusste, wo er sich befand, und nicht auf gut Glück in irgendeine Richtung gehen wollte. Also hatte er wieder ein paar Sekunden gewonnen.

Vielleicht würde sie es sogar aufgeben, ihn zu suchen, weil sie vermutete, dass er spazieren gegangen war. Bitte, lass sie ins Haus zurückgehen. Bitte.

Aber sie ging nicht ins Haus zurück. Sie rief noch ein paarmal, sah sich suchend um und lief dann los. Direkt auf den Gemüsegarten zu.

Lukas' Herz schlug wie wild. Er hatte das Gefühl, jeden

Moment zusammenzuklappen, und schaufelte, als ginge es um sein Leben.

Sie stand vor ihm, als er gerade die Erde auf dem Grab harkte und ebnete.

»Was machst du denn da?«, fragte sie.

»Ich …, ich habe das Bäumchen neu angebunden«, stotterte er. »Es war ganz schief, und ich hatte Angst, dass es abbricht.«

»Ach so«, meinte sie, »hab ich gar nicht bemerkt. Hier!« Sie gab ihm ihr Handy. »Deine Mutter will dich sprechen.«

Damit drehte sie sich um und ging wieder in Richtung Haus.

Erst jetzt brach Lukas der Schweiß aus. Sie hatte nichts bemerkt oder nichts bemerken wollen. Oder sie kannte das Grab wirklich nicht.

Lukas nahm das Handy ans Ohr.

»Ja, Mutter?«

»Lukas?«

»Ja.«

»Ich wollte eigentlich Johannes sprechen. Magda hat mir gesagt, dass er wieder da ist.«

»Ja, ja, natürlich, na klar, ich meine, ja, er ist wieder da«, stotterte Lukas, »aber im Moment leider nicht, denn er ist nach Ambra gefahren, die Kettensäge schleifen zu lassen.

Sie ist stumpf.«

»Es reicht mir«, sagte Hildegard nach einer Pause, »ich glaube euch beiden kein Wort mehr, denn ich bekomme ihn nie ans Telefon! Da stimmt doch was nicht! Ihr könnt mich erst davon überzeugen, dass Johannes wirklich wieder da ist, wenn ich mit ihm gesprochen habe. Ich weiß nicht, was los ist, was da in Italien läuft und warum ihr mich pausenlos belügt. Ist er tot, Lukas? Warum sagt ihr mir nicht einfach die Wahrheit? Lukas, bitte, ist dein Bruder tot?«

»Nein.« So drastisch hatte er seine Mutter noch nie belogen.

»Was spielt ihr bloß für ein widerliches Spiel mit mir?«, fragte Hildegard tonlos.

»Wir spielen kein Spiel mit dir. Wirklich nicht. Aber ich kann dir das alles nicht am Telefon erklären. Ich kann dir nur so viel sagen, dass du dir keine Sorgen zu machen brauchst. Es ist alles in Ordnung.«

Seine Mutter brachte lediglich ein ungläubiges »Pahhh« zustande.

»Sobald ich kann, komme ich nach Berlin. Ja? Dann reden wir über alles, und dann wirst du auch verstehen, warum Johannes jetzt keine Lust hat zu telefonieren.«

»Er soll sich ja nicht ewig mit mir unterhalten, sondern nur ›Hallo‹ und ›auf Wiedersehen‹ sagen, damit ich weiß, dass er noch lebt«, flüsterte Hildegard. »Wer bin ich denn? Hab

ich nicht das Recht, ihn wenigstens zu begrüßen?«

»Das geht nicht. Jedenfalls nicht jetzt.«

Lukas wartete einen Moment. »Du sagst ja gar nichts mehr, Mama?«

»Was soll ich denn sagen? Ich bin am Ende. Ich kann nicht mehr.« Sie putzte sich die Nase. Lukas wartete geduldig. »Und warum kommst du nicht nach Hause, wenn Johannes angeblich wieder da ist?«

»Ich komme ja. Sehr bald sogar. Bitte gedulde dich noch eine kleine Weile. Ein paar Tage. Höchstens eine Woche.«

»Hast du eine Ahnung, was du da von mir verlangst? Kannst du dir das überhaupt vorstellen?«

»Bitte, Mama.«

Hildegard legte auf.

Lukas rief noch ein paarmal »Hallo«, aber seine Mutter meldete sich nicht mehr. Als er das Gespräch wegdrückte, hörte er das Freizeichen. Sie hatte wahrhaftig ohne ein Abschiedswort aufgelegt, was überhaupt nicht typisch für sie war. Normalerweise sagte sie eher fünfmal »Tschüss« als gar nicht.

Als er zum Haus zurückging, saß Magda an der Südseite des Hauses in der Sonne und strickte an einer Jacke, die sie zu zwei Dritteln fertig hatte und ihm zu Weihnachten schenken wollte.

62

Carolina schlief acht Stunden. Um sieben wachte sie auf und fühlte sich munter, ausgeschlafen und voller Energie. Der Morgen war angenehm kühl. Sie machte ein paar Yogaübungen im Gras und holte sich dann frisches Wasser in ihrem Wassersack.

Es war erst acht Uhr, als sie wieder kalte Bohnen aß. Anschließend putzte sie ausgiebig ihre Harley und fuhr schließlich los.

Sie hatte eine Wanderkarte gekauft und sich den Weg nach La Roccia ganz genau eingeprägt. Von Solata bis zur ersten Kurve, von der aus sie das Anwesen in seiner vollen Größe einsehen konnte, nahm sie den Gang heraus und ließ die Harley rollen. Niemand sollte auf sie aufmerksam werden, bis sie nicht selbst bereit war, das Grundstück zu betreten.

Sie schob die schwere Maschine an den Rand des Weges, behielt La Roccia im Blick und wartete mit klopfendem Herzen.

Bereits nach wenigen Minuten kam eine Frau aus der Küche und deckte den Terrassentisch für zwei Personen. Carolinas Nervosität stieg. Die Frau musste Magda sein.

Sie sah gut aus. Die knappen Shorts und das enge T-Shirt ließen sie jünger erscheinen. Es gab Carolina einen Stich. Sie hatte sich Johannes' Frau altbackener vorgestellt.

Dann passierte minutenlang gar nichts. Schließlich erschien Magda mit einer Kanne Tee und einer Schale Obst und setzte sich. Langsam begann sie einen Apfel zu schälen.

Der Mann kam wenige Augenblicke später. Er streckte sich, gähnte herzhaft, fuhr sich mit beiden Händen durch die wirren Haare und küsste Magda auf den Nacken. Sie drehte sich um, lächelte und küsste ihn auf den Mund.

Der Mann setzte sich.

Es war nicht Johannes.

Was ist da los, dachte Carolina, verflucht noch mal, was ist da los? Das wird wohl sein Bruder sein, der mich angerufen hat. Aber das war kein Kuss zwischen Schwager und Schwägerin.

Die beiden aßen, sagten ab und zu etwas, nickten sich zu, lächelten. Schenkten sich gegenseitig Tee ein.

Carolina schlief das Bein ein. Ein Königreich für einen heißen Kaffee, dachte sie. Vielleicht sollte ich schnell im Ort einen Cappuccino trinken und dann wiederkommen.

Aber sie blieb.

Zwanzig Minuten später räumte Magda ab, und der Mann verschwand hinter dem Haus. Von Johannes war nichts zu

sehen.

Ich bin nicht hier, um im Gebüsch zu sitzen, überlegte Carolina und stand auf. Jetzt oder nie.

Sie schob die Maschine neben sich her, während sie den steinigen Weg bis zum Haus ging.

Die Kette am Grundstückseingang war nicht abgeschlossen. Carolina klinkte sie einfach auf und ließ sie auf den Boden fallen. Der Rest des Weges bis zum Haus war mit der Maschine anstrengend, aber Carolina wollte auf gar keinen Fall für die paar Meter den Motor einschalten und Magda auf den Plan rufen. Lieber völlig überraschend vor ihr stehen und in ihre Augen sehen.

Ungefähr zwanzig Meter vor dem Haus bockte Carolina die Maschine auf und ging bis zur Tür. Im Garten war niemand zu sehen.

Die Haustür stand offen. Nur ein Perlenvorhang verwehrte den Blick ins Innere des Hauses. Carolina nahm allen Mut zusammen und rief:

»Hallo! Ist da jemand?«

Sie musste ihr Rufen zweimal wiederholen, bis Magda in der Tür erschien. In der Hand ein Küchenpapier, mit dem sie sich die Hände abtrocknete.

»Ja?«, fragte sie. Nicht besonders freundlich, aber auch keineswegs feindselig. Eher desinteressiert.

»Entschuldigen Sie, dass ich hier einfach so

hereinplatze«, begann Carolina zögerlich, und sie merkte, dass ihre Stimme leicht zitterte. »Mein Name ist Carolina Hammacher.« Dass Magda zusammenzuckte, entging ihr nicht. »Ich bin zufällig, das heißt beruflich, für ein paar Tage in der Gegend und habe von Ihrem Mann gehört, dass er hier ein wunderschönes Anwesen hat.« Sie drehte sich einmal um die eigene Achse, als würde sie sich umsehen. »Es ist ein Traum. Wirklich. Ich möchte Sie nicht stören, aber könnte ich Ihren Mann vielleicht einen Moment sprechen?«

In ihrer Fantasie hatte sich Magda bestimmt schon hundertmal vorgestellt, wie die Frau aussah, die Johannes geliebt hatte. Und jetzt stand sie leibhaftig vor ihr. Die, die er in Berlin regelmäßig getroffen hatte, war plötzlich hier in Italien. Eine Frau, von der sie gedacht hatte, dass sie nie wieder in ihren Gedanken, Träumen oder in der Realität auftauchen würde. Carolina war ihm also nachgereist bis in die Toskana, nach La Roccia, ihrem versteckten Nest, ihrer geheimen Burg, wo sie keinen Beruf und keine Verpflichtungen hatten, keine Affären und keine Vergangenheit.

Carolina hatte den Kokon durchstoßen.

»Nein. Sie können ihn nicht sprechen.«

»Warum nicht?«

»Er ist beschäftigt.«

»Das ist kein Problem. Ich hab Zeit und kann ruhig eine

Weile warten.«

»Was wollen Sie denn von ihm?« Magdas Miene war vollkommen versteinert.

»Ich habe ihn lange nicht gesehen und wollte ihn eigentlich nur etwas fragen. Und vielleicht einen Kaffee mit ihm trinken. Wie gesagt, ich bin zufällig in der Gegend, und da wäre es doch schade, wenn man sich nicht kurz sieht.«

Es war also doch nicht vorbei. Sie würde nicht lockerlassen. Wie ein Krake, der mit einem Arm losließ, aber nur, um mit einem anderen sein Opfer noch fester zu umschlingen und mit in die Tiefe zu ziehen.

»Warum haben Sie nicht vorher angerufen?«

»Ich hab es probiert, aber das Handy war nie eingeschaltet.«

In diesem Moment kam Lukas um die Hausecke.

»Besuch für dich aus Deutschland«, sagte Magda kalt.

Lukas war überrascht, aber er lächelte freundlich und reichte Carolina die Hand. »Guten Tag.«

»Ich wollte eigentlich Johannes Tillmann sprechen«, sagte Carolina.

Magda wandte sich ab und ging ohne ein weiteres Wort ins Haus.

»Kommen Sie«, meinte Lukas, »machen wir einen kleinen Spaziergang.«

Sie gingen den Weg hinunter.

»Ich bin Carolina Hammacher und zufällig hier in der Gegend. Und bei dieser Gelegenheit wollte ich Johannes besuchen. Ich nehme an, Sie sind sein Bruder?«

»Ja. Ich bin sein Bruder.« Er sah sie an. »Wir haben vor einiger Zeit telefoniert. Erinnern Sie sich?«

»Natürlich erinnere ich mich. Sie sagten, dass Johannes weg ist. Wo ist er?«

Lukas blieb stehen. »Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Er ist wie vom Erdboden verschwunden.«

»Immer noch?«

»Ja. Immer noch.«

»Und Sie haben nichts mehr von ihm gehört? Gar nichts?«

Lukas schüttelte stumm den Kopf, und Carolinas Herz krampfte sich zusammen. Trotz der Hitze fröstelte sie.

»So etwas gibt es nicht!«

»Doch.«

Carolina hörte die Resignation in Lukas' Tonfall. »Wie heißen Sie?«

»Lukas.«

Sie vertraute diesem Lukas nicht und hatte das Gefühl, dass er log. Vorhin hatte er Magda noch geküsst, und es

war mehr gewesen als nur ein ganz normaler Begrüßungskuss zwischen Schwager und Schwägerin. Und jetzt spielte er den besorgten Bruder. Das alles kam ihr äußerst merkwürdig vor.

»Bitte erzählen Sie mir die ganze Geschichte, Lukas. Alles, was passiert ist. Alles, was Sie wissen.«

Vom Küchenfenster aus beobachtete Magda, wie Lukas und Carolina den Weg hinuntergingen und sich immer weiter vom Haus entfernten. Als sie hinter einer Wegbiegung verschwunden waren und sie die beiden nicht mehr sehen konnte, trat sie aus dem Haus.

Ganz offensichtlich wollten sie allein sein, es fing also alles wieder von vorn an.

Direkt vor der Terrasse stand die Harley. Langsam ging Magda um die schwere Maschine herum. Als sie noch zur Schule ging, lange bevor sie Johannes kennenlernte, hatte sie einen Freund gehabt, der sechs Jahre älter war als sie und sie immer mit seinem Motorrad von der Schule abholte. Ihre Eltern hatten von ihrem Freund Tommy und von ihren Fahrten auf dem Sozius keine Ahnung. Wenn sich Tommy nicht gerade mit ihr beschäftigte, schraubte er an seinem Motorrad herum. Oft sah sie ihm dabei zu, weil es ihn glücklich machte, wenn sie sich für sein geliebtes Hobby interessierte. Durch Tommy war sie zwar keine Expertin geworden, aber einige technische Grundlagen

waren ihr durchaus vertraut.

Den Bremsschlauch sah sie sofort und erfasste außerdem mit einem Blick, welchen Schraubenschlüssel sie brauchte. Im Magazin, wo Johannes sein Werkzeug aufbewahrte, fand sie nach einer Weile auch, was sie suchte.

Lukas und Carolina waren tief im Tal am Bach angekommen. Das leise Rauschen des Wassers wirkte beruhigend. Sie blieben stehen.

»Das ist alles. Mehr weiß ich auch nicht«, sagte Lukas.

Carolina schwieg. Nach dieser Geschichte hatte sie wenig Hoffnung, Johannes jemals lebend wiederzusehen. Denn er war kein Heimlichtuer. Wenn er seine Frau verlassen wollte, hätte er es ihr klar und deutlich gesagt. So wie er es auch bei ihr getan hatte. Wenn er ein neues Leben anfangen wollte, hätte er kein Geheimnis daraus gemacht. Er war ein Pragmatiker. Fair und sachlich. Er hätte auch seine Firma nicht ruderlos laufen lassen. Nein. Johannes lebte nicht mehr. Aus welchem Grunde auch immer.

»Er ist tot, stimmt's?«

»Ich weiß es wirklich nicht.«

Carolina zündete sich eine Zigarette an und rauchte schweigend.

»Es ist schwer für Magda«, fuhr Lukas fort. »Sie hat Johannes' Verschwinden überhaupt noch nicht verkraftet. Momentan glaubt sie, ich wäre Johannes und alles sei in bester Ordnung.«

Daher also der Kuss. Das erklärte einiges.

»Aber Sie können doch nicht ewig diese Komödie spielen?«

»Ewig sicher nicht. Aber vielleicht noch eine Weile, bis es ihr besser geht und sie der Wahrheit ins Gesicht sehen kann. Oder bis man Johannes findet. Tot oder lebendig. Dann muss sie sich mit der Realität auseinandersetzen und hinnehmen, dass es zwei Personen gibt: mich und Johannes.«

»Versprechen Sie mir, dass Sie mir Bescheid sagen, wenn es irgendetwas Neues gibt.«

»Natürlich.«

Carolina hatte das Bedürfnis, sich auf einen Stein zu setzen und nur noch zu weinen. So lange, bis dieses schreckliche Bild eines toten Johannes, der einem mysteriösen Unfall oder Mord zum Opfer gefallen war, aus ihren Gedanken gelöscht war.

Magda löste den Bremsschlauch an der Scheibenbremse oberhalb der Gabel des Vorderrades. Sie schraubte ihn nicht völlig ab, sondern lockerte ihn nur so weit, dass die

Bremsflüssigkeit langsam entweichen konnte. Bei jedem Bremsvorgang ein bisschen mehr.

Es war eine Sache von Sekunden. Anschließend brachte sie das Werkzeug zurück ins Magazin und ging ins Haus, da sie keine Lust hatte, sich von Carolina zu verabschieden.

Über dem Schlüsselschränkchen hing ein Bild von Johannes, Thorben und ihr. Sie hatten es mit Selbstauslöser aufgenommen, als sie mit einem gecharterten Boot nach Sardinien gefahren waren. Thorben war braun gebrannt und strahlte in die Kamera. Und obwohl der Zahnarzt sich mit dem Implantat große Mühe gegeben hatte, konnte sie selbst auf diesem Foto erkennen, dass der linke vordere Schneidezahn etwas grauer als die übrigen war. Mit sechs Jahren war Thorben von einem Karussell auf das Gesicht gefallen. Innerhalb von zwei Tagen wurde der Zahn schwarz. Es war noch ein Milchzahn, aber auch der nachwachsende bleibende Zahn war schwarz. Erst als Thorben zwölf war, tauschten sie den Zahn aus.

Allmählich wurde es wirklich Zeit, dass seine Ferien begannen und er endlich zu Besuch kommen konnte. Magda holte ihren Briefblock und ihren Füllfederhalter, den Johannes ihr einmal aus Mailand mitgebracht hatte, und fing an zu schreiben.

Liebster Schatz, schrieb sie, *heute regnet es ununterbrochen. Schon in der Nacht wurden wir davon*

wach, dass der Regen aufs Dach und gegen die Fensterscheiben trommelte. Das ist zwar zu dieser Jahreszeit vollkommen ungewöhnlich, aber es tut der Natur ungeheuer gut. Du wirst sehen, wie schön grün alles ist, wenn Du kommst. Sogar zwischen den Oliven blühen die Wiesenblumen. Auf den Wegen stehen die Pfützen, was für die Wild- und Stachelschweine, die Rehe und Füchse und was sonst alles noch im Wald lebt, ein Fest sein muss …

Magda hielt einen Moment inne, denn sie hörte die Stimmen von Johannes und Carolina, die den Weg heraufkamen.

Carolina nahm ihren Helm vom Lenker und gab Lukas die Hand. »Vielen Dank. Ich weiß es zu schätzen, dass Sie so offen waren. Danke.«

»Ich hoffe, dass wir bald etwas von Johannes hören«, sagte er.

»Das hoffe ich auch«, meinte sie und wusste, dass es unmöglich war.

»Kommen Sie gut nach Hause!«

Carolina lächelte. »Das werde ich. Bitte grüßen Sie Magda von mir. Ciao.«

»Ach«, sagte Lukas plötzlich, »könnten Sie mich vielleicht ein Stück mitnehmen? Sie fahren doch Richtung

Castelnuovo Berardenga. Wenn Sie mich bei der Villa d'Arceno am Abzweig nach San Gusmè absetzen, kann ich einen wundervollen Spaziergang nach Hause machen.«

»Steigen Sie auf«, meinte Carolina lächelnd. »Wir fahren auch nur durch den Wald, da brauchen Sie keinen Helm.«

Magda sah vom Küchenfenster aus, wie Carolina ihren Helm aufsetzte, unter dem Kinn verschloss, ihre Handschuhe überstreifte und die Maschine vom Ständer hob.

Und fast im selben Moment, in dem Carolina die Maschine startete, schwang sich Lukas auf den Sozius. Carolina gab Gas, und die Maschine mit Lukas auf dem Rücksitz fuhr den Berg hinunter bis zu dem Abzweig nach Solata.

Magda war wie von Sinnen vor Angst. Sie suchte panisch ihre Autoschlüssel, fand sie neben dem Brotkorb, stürzte aus dem Haus, sprang ins Auto, startete den Motor und jagte den beiden hupend und mit aufgeblendeten Scheinwerfern hinterher.

In einer Linkskurve sah Lukas Magdas Wagen, der sie mit Lichthupe verfolgte. Er drückte Carolinas Schulter und bat

sie anzuhalten.

Als sie stand, nahm sie den Helm ab und sah Lukas fragend an.

»Magda will irgendetwas. Sie ist uns gefolgt. Fahren Sie allein weiter, ich will sehen, was los ist.«

Carolina nickte, setzte sich den Helm wieder auf, hob grüßend die Hand und brauste los.

Sekunden später stand Magda neben ihm, umarmte ihn und drückte ihn fest an sich.

»Verlass mich nicht«, flüsterte sie, »bitte, bitte verlass mich nicht.«

Lukas streichelte ihren Rücken und blickte ins Tal. Ihre Ängste konnte er nicht nachvollziehen. So einen Ausbruch durfte es einfach nicht geben, nur wenn er mal ein paar Meter auf einem Motorrad mitfahren wollte, um anschließend einen Spaziergang zu machen.

Magdas Kopf lag an seiner Schulter, und sie hielt ihn umklammert, als wollte sie ihn nie wieder loslassen.

Er sah Carolina die kurvige Straße hinunterfahren. Aber sie fuhr nicht - sie raste. Legte sich mit einem Tempo in die Kurven, dass ihm schwindlig wurde. Und er wurde nervös. Irgendetwas stimmte nicht.

Es war ein Albtraum.

Vor der Haarnadelkurve versuchte sie zu bremsen. Sie trat auf die Fußbremse, doch sie trat ins Leere. Carolina wurde heiß. Auch die Handbremse am Lenker war labbrig und bot keinerlei Widerstand. Panik saß ihr im Nacken. Die erste Kurve schaffte sie noch und auch die zweite, obwohl das Motorrad auf der abschüssigen Strecke viel zu schnell an Fahrt gewann. Bei der dritten Kurve konnte selbst eine routinierte und geübte Fahrerin wie Carolina nichts mehr machen. Sie verlor die Gewalt über die Maschine, schleuderte und flog durch die Luft.

Johannes, dachte sie noch, komm und hilf mir. Bring mich ins Krankenhaus und halte meine Hand.

Dann wurde ihr schwarz vor Augen.

Zwei Sekunden vorher wusste er, dass es geschehen würde. Er sah das Motorrad in einer Rechtskurve wegrutschen, Carolina löste sich aus dem Sattel, überschlug sich in der Luft, schleuderte über die Straße und knallte gegen einen Baum. Das Motorrad stürzte den Abhang hinunter.

Magda war schon beim Auto. »Kommst du?«, rief sie.

»Neeeeiiiin«, schrie Lukas. Sein Mund stand vor Entsetzen weit offen. »Sie ist verunglückt! Magda, sie hatte einen Unfall!«

Er starrte auf die Straße, als könne er das, was

geschehen war, wieder rückgängig machen.

»Lass uns nach Hause fahren.« Magdas Ton war dumpf und vollkommen emotionslos.

»Hast du das nicht gesehen?« Lukas raufte sich die Haare und fuchtelte mit den Armen wild in der Luft herum. »Sie war zu schnell, Magda, sie ist von der Maschine geflogen, ich habe alles gesehen. Aber das hat sie niemals überlebt! Das kann sie nicht überlebt haben!«

»Ich fahre jetzt nach Hause«, meinte Magda kühl und stieg ins Auto.

Einen Moment stand Lukas unschlüssig auf der Straße, dann rannte er los. Wie von Sinnen die abschüssige, steile und staubige Schotterstraße hinunter. Renne niemals bergab, hatte ihm seine Mutter immer eingeschärft, dann kannst du nicht mehr anhalten. Carolina war gefahren, und auch sie hatte nicht mehr anhalten können.

Lukas stolperte über einen Stein, fiel und schlug sich das Knie und die Handflächen auf. Seine Hose war zerrissen, seine blutigen Hände brannten. Aber er rannte weiter. Nach einem Kilometer konnte er nicht mehr und blieb nach Luft ringend stehen. Die Unfallstelle konnte er von hier aus nicht sehen.

Aber er hörte in weiter Ferne ein Martinshorn. Im normalen Schritttempo ging er bis zur nächsten Kurve und sah ins Tal. Der Notarztwagen der Misericordia quälte sich die enge Serpentinenstraße bergauf, Passanten beugten

sich über die am Boden liegende Carolina.

63

Der Anruf kam um elf Uhr siebenundvierzig. Alfonso nahm ihn entgegen. Er sagte nicht viel, hörte nur zu und meinte schließlich: »Alles klar. Wir kommen.«

»Was ist?«, fragte Neri.

»Schwerer Unfall. Eine Motorradfahrerin ist verunglückt.«

»Wo?«

»Zwischen Solata und Cennina. Wahrscheinlich ist sie gefahren wie eine Irre und aus der Kurve geflogen.«

Alfonso und Neri stiegen in ihren Wagen und brausten los. Sechs Minuten später waren sie an der Unfallstelle.

Der Rettungshubschrauber war gerade gelandet, ein Notarzt und mehrere Sanitäter kümmerten sich um Carolina. Nach wenigen Minuten kam der Arzt zu Neri und Alfonso.

»Wir können nichts mehr für sie tun. Bestellen Sie einen Wagen, um sie nach Florenz zu transportieren. In die Pathologie.«

Neri nickte. »Geben Sie uns noch ihre persönlichen Daten, bitte.«

Der Notarzt reichte ihm den Personalausweis, und Neri

notierte sich Carolinas Namen, ihre Berliner Adresse und ihr Geburtsjahr. Alfonso machte ihn noch darauf aufmerksam, dass es vielleicht nicht verkehrt wäre, für die deutschen Kollegen auch die Personalausweisnummer und das Ausstellungsdatum aufzuschreiben, was Neri schon wieder als unangenehme Bevormundung empfand.

Obwohl der nächste Ort dreieinhalb Kilometer entfernt war, sammelten sich immer mehr Schaulustige an der Unfallstelle, und Neri wunderte sich, wo die Menschen so schnell herkamen. Aber dann zwang er sich, nicht weiter über unwichtige Dinge nachzudenken, und hörte einem alten Bauern zu, der so laut sprach, dass es einem sogar unter freiem Himmel in den Ohren wehtat.

»Ich hab mir gleich gedacht, dass das nicht gut geht«, brüllte er. »So wie die die Straße runtergerast ist. Ein Wunder, dass sie die Kurven bis hierher überhaupt geschafft hat.«

»Haben Sie beobachtet, wie der Unfall geschah?«

»Leider nicht.« Der Alte sah aus, als bedaure er mehr sich selbst als das Unfallopfer. »Ich stand ja oben am Weg zum Jägerunterstand. Von dort kann man die Kurve nicht einsehen.«

Neri beschloss, sich nicht weiter mit dem Mann zu unterhalten. Es brachte überhaupt nichts. Im Grunde bestätigte er nur, was alle vermutet hatten: Sie war einfach zu schnell gefahren. Reiner Übermut wahrscheinlich, der Rausch der Geschwindigkeit und der gewisse Kick, ins

volle Risiko zu gehen. Obwohl sich Neri nicht so recht vorstellen konnte, dass eine vierunddreißigjährige Frau ein derartiger Hasardeur war.

»Sie war eine ausgesprochen schöne Frau«, sagte der Arzt zu Alfonso. »Das sind die fürchterlichsten Einsätze, die einem noch lange nachhängen. Wenn sich jemand so sinnlos und unnötig totfährt.«

Neri dachte nicht voller Mitleid an die verunglückte Frau, sondern daran, dass ihm die Deutschen in der Toskana allmählich wie eine biblische Plage vorkamen: Sie brachten kleine Kinder um, wurden ermordet, verschwanden spurlos oder brachen sich auf den herrlichen Bergstraßen das Genick. Und er hatte durch sie nur Ärger, Arbeit, Ungemach und das ständige Gefühl, vor unlösbaren Problemen zu stehen. Jetzt musste er mit den deutschen Kollegen Kontakt aufnehmen, was er am allermeisten verabscheute.

Als Lukas sah, dass Carolina in einen grauen Kunststoffsarg gelegt wurde, kehrte er um und ging langsam zurück nach La Roccia.

Magda wusch gerade den Wagen, als er den Weg heraufkam. Sie drehte den Schlauch zu, lächelte und umarmte ihn.

»Schrecklich, das alles«, sagte sie, »warst du noch an der Unfallstelle?«

Lukas schüttelte den Kopf. »Nein. War ich nicht. Aber sie ist tot.«

»Ja«, sagte Magda, »ja, das hab ich mir gedacht.«

»Ich verstehe das alles nicht!« Lukas wischte den Schaum vom Autolack. »Und ich glaube auch nicht, dass sie ein Mensch war, der unvorsichtig oder leichtfertig viel zu schnell fährt. Schließlich kannte sie sich mit Harleys aus. Warum sollte sie auf dieser Straße ihr Leben riskieren?«

»Wie willst du das beurteilen? Zerbrich dir jetzt bitte nicht den Kopf über Carolina. Aber da man nicht ohne Grund verunglückt, wird sie wohl doch zu schnell gefahren sein.«

Ja, das wird sie wohl, dachte Lukas, verdammte Scheiße.

Er wusste nur eines: Johannes hatte sie geliebt, und jetzt waren sie beide tot.

Ihm war zum Heulen zumute, und er ging ins Haus, weil er Magdas Unbekümmertheit nicht ertragen konnte.

Sie pfiff leise vor sich hin, als sie den Schaum vom Wagen spritzte.

64

Das war nicht sein Tag. Der Albtraum schien kein Ende zu nehmen, jedenfalls kam es Neri so vor. Als er am Abend nach Hause kam und sich auf ein Glas Wein mit Gabriella freute, lag der Zettel auf dem Tisch, vor dem er sich seit Monaten fürchtete.

»Ich bin in Rom«, stand dort in Gabriellas weichen, runden Druckbuchstaben, *»bei meiner Mutter. Eine Nachbarin hat mich angerufen. Es geht ihr nicht gut, sie kommt nicht mehr klar. Zweimal schon ist sie einkaufen gegangen und hat nicht mehr nach Hause gefunden. Sie stellt ihre Schuhe in den Kühlschrank, wäscht sich mit Butter die Hände und lässt Geldscheine vom Balkon flattern. Ich hab Angst, dass sie noch das Haus in Brand steckt oder sonstigen Blödsinn macht. Im Moment kann man sie nicht allein lassen, darum weiß ich auch noch nicht, wie lange ich hierbleiben muss. Wenn es irgendetwas gibt, das ich für Dich in Rom erledigen kann, dann lass es mich wissen. Wir telefonieren, Tesoro. Ach ja, und koch Dir so oft wie möglich Brokkoli. Der ist gut für Deine Blutwerte. Einfach zehn Minuten in Salzwasser kochen, mit Muskat, Pfeffer, Salz und Knoblauch würzen, Parmesan darüberreiben, drei Minuten in den Ofen - fertig. Du schaffst das schon, Amore. Sei umarmt. Gabriella.«*

Natürlich. Seine Schwiegermutter Gloria. Daran hatte er gar nicht gedacht. Sie war für Gabriella der perfekte Grund, nach Rom zu fahren und ihn hier in Ambra sitzen zu lassen. Mit diesen ganzen hochinteressanten Fällen. Heute Nachmittag war er noch zu einem Haus gegenüber der Tabakfabrik gerufen worden. Obwohl in diesem Haus fünf Hunde lebten, war eingebrochen worden. Na, fabelhaft! Wahrscheinlich hatte der Dieb fünfhundert Gramm Mortadella gekauft und die Meute damit bestochen. Natürlich hatte niemand etwas gesehen oder gehört, und der Hausbesitzer, ein fünfundsiebzigjähriger Mann, hatte gerade ein Mittagsschläfchen gemacht, während sein Haus ausgeräumt wurde.

Neri konnte gar nicht beschreiben, wie sehr ihm das alles zum Hals heraushing. Und wenn er dann am Abend in eine leere kalte Küche kam, war das Leben überhaupt nicht mehr zu ertragen.

Vor ungefähr zehn Tagen hatte er noch mit Gloria telefoniert. Da erschien sie ihm wach und vollkommen auf der Höhe. Sie hatte sich über eine Dreiviertelstunde maßlos darüber aufgeregt, dass ihre Nachbarin jeden Morgen den Bürgersteig vor ihrem Haus fegte und den Staub- und Dreckhaufen dann vor Glorias Tür liegen ließ. Und diese liebreizende Nachbarin sollte jetzt angeblich besorgt bei Gabriella angerufen haben, weil Gloria innerhalb weniger Tage eine handfeste Demenz entwickelt hatte?

Diesmal glaubte Neri seiner Frau kein Wort, aber es war ja auch egal. Gabriella hatte einen Grund gefunden, war weg und konnte sich in Rom amüsieren, während er in den leeren Kühlschrank guckte und über seine verpfuschte Karriere nachdachte.

Eines war ihm allerdings gelungen. Unmittelbar nach dem Unfall hatte er sich ein Herz gefasst und seine deutschen Kollegen in Berlin informiert. In holprigem Englisch versuchte er ihnen klarzumachen, dass der Unfall wirklich ein Unfall war und keinerlei Fremdeinwirkung oder -verschulden vorlag. Weitere Ermittlungen erübrigten sich. Die Familie des Opfers könnte entscheiden, was mit dem Schrottmotorrad passieren solle. Seiner Meinung nach mache es wenig Sinn, das ramponierte Ding nach Deutschland zu schicken.

Alfonso hatte das Gespräch mitangehört und wies Neri darauf hin, dass so eine Harley durchaus mehr Wert hatte als eine klapprige Vespa.

Neri wurde flammend rot, kippte vornüber, hielt sich den Magen, täuschte eilige Darmprobleme vor und gab Alfonso den Hörer, der mit einem wüsten Mix aus Englisch und Italienisch weitertelefonierte.

Damit war der Fall für Neri erledigt. Er verschwand auf der Toilette und blieb dort zehn Minuten sitzen. Das langweilte ihn zwar fürchterlich, aber er genoss es, dass Alfonso jetzt diese ganze unerfreuliche Angelegenheit klären musste. Geschah ihm recht. Er wusste sowieso

immer alles besser.

Neri verzichtete auf sein Abendbrot. Es war ihm einfach zu mühsam, irgendetwas zuzubereiten. Er öffnete sich eine Flasche Wein und setzte sich vor den Fernseher. Hoffte, möglichst schnell müde zu werden und einzuschlafen, um dieses ganze Grauen zu vergessen: die merkwürdigen Leute auf La Roccia, die tote Motorradfahrerin, den abstrusen Einbruch bei dem fünfundsiebzigjährigen Trottel und natürlich auch dieses verfluchte Rom und seine Frau Gabriella, die so verrückt nach dieser Stadt war, dass sie sich benahm wie eine läufige Hündin.

65

Topo war ein Mann von Welt und hielt, was er versprach. So vergaß er am Mittwochmorgen nicht, eine eisgekühlte Flasche Champagner aus dem Kühlschrank zu nehmen und in einem Flaschenkühler ins Auto zu legen, als er sich auf den Weg nach La Roccia machte.

Champagner war für ihn etwas ganz Besonderes, das edelste und wohlschmeckendste Getränk, das er kannte. Wenn er einen Erfolg zu feiern hatte oder sich für irgendetwas belohnen wollte, dann öffnete er in seiner Florentiner Wohnung eine Flasche, prostete sich selbst zu, trank äußerst langsam und genoss jeden Schluck.

Insofern war die Flasche heute mehr als angebracht, denn wie er es eingefädelt hatte, mit einem Mörder Kontakt aufzunehmen und ihn so erfolgreich zu erpressen, war mehr als eine Belohnung wert. Dafür konnte er sich eigentlich eine ganze Kiste Champagner leisten.

Als er auf La Roccia ankam, sah Topo sofort, dass nur ein Auto vor dem Haus stand, und musste grinsen. Sehr gut. Johannes dachte offensichtlich mit und hatte alles so arrangiert, dass er allein war. Das vereinfachte die Sache, denn so konnte er sich ungestört mit seinem neuen Freund unterhalten, das Geld in Empfang nehmen und anschließend auf ihre wunderbare Zusammenarbeit

anstoßen.

Lukas hatte den ankommenden Wagen gehört. Er konnte das Auto von der Klärgrube aus nicht sehen, aber war sicher, dass es nicht Magda war. Der Motor klang anders.

Also Topo. War dieser Schleimer wahrhaftig wiedergekommen. Lukas spürte, dass ihm heiß wurde, und vor lauter Wut und Hilflosigkeit brach ihm der Schweiß aus.

Topo stieg aus dem Wagen, rief nach Magda und Johannes, aber es kam keine Antwort. Wie bei seinem letzten Besuch ging er langsam um das Haus herum und sah in die Küche. Sie war leer, aber längst nicht so aufgeräumt wie damals. Auf dem Tisch lagen eine zusammengedrückte leere Tüte Milch, ein aufgeklapptes Buch, eine Brille und ein angeschnittenes Brot.

Vorsichtig drückte er die Klinke der Eingangstür herunter. Die Tür war offen. Topo trat ein und rief:

»Magda?«

Niemand antwortete. Nach einer Weile rief er erneut: »Johannes!« Aber auch diesmal kam keine Antwort. Er ging wieder hinaus. Irgendwo musste zumindest einer der beiden sein. Wenn sie beide wegfuhren, ließen sie sicher nicht die Tür offen.

Topo schlenderte langsam über das Grundstück, links am Haus vorbei zum Gemüsegarten, der ihn magisch

anzog. Aber auch dort war niemand.

Er blieb stehen und sah sich um. Und dann entdeckte er Johannes, der mit einer Schaufel arbeitete, ihm den Rücken zukehrte und ihn bisher offensichtlich weder gehört noch gesehen hatte. Er war also da.

Topos Handy klingelte. Er meldete sich.

»Pronto?«, sagte er und schien sichtlich erfreut über den Anruf.

Lukas hatte das Klingeln von Topos Handy sehr gut mitbekommen. Und dann hörte er diese arrogante Stimme, dieses affektierte Lachen, das Topo besonders gern seinen eigenen Bemerkungen nachsetzte. Obwohl Lukas ihn nicht sah und ihm immer noch den Rücken zukehrte, konnte er ihn sich gut vorstellen. Sein aufgesetztes Dauergrinsen, die zur Schau gestellten, tänzelnden Bewegungen in den absolut staub- und schmutzfreien Lackschühchen, die teuren Designerhosen, das lässige Hemd, das sicher ein Vermögen gekostet hatte, und der dezente Seidenschal, der bei dieser Hitze absolut überflüssig war.

Topo telefonierte ohne Pause, Lukas verstand kaum ein Wort, nur so viel, dass er jetzt gerade bei Amici sei, entzückenden intellektuellen Deutschen, mit denen er einen Schluck Champagner trinken wolle …

Lukas wurde regelrecht übel. Hinter ihm redete diese Schmeißfliege, dieser widerliche Parasit und kam dabei

langsam näher. Das spürte er im Nacken.

Seine Hände krampften sich um die Schaufel, so fest, dass seine Fingerknöchel weiß wurden und die Hände anfingen zu kribbeln. Im Mund hatte er ein pelziges Gefühl, und er atmete so heftig, dass er kurz davor war zu hyperventilieren.

Das Letzte, was Lukas hörte, war, wie Topo hinter ihm sagte: »Ciao, amico, ciao, ciao!«, und sein Handy zuklappte.

»Buongiorno, come stai?«, flötete Topo unmittelbar danach gut gelaunt in Lukas' Rücken.

Lukas' Gedanken waren ausgeschaltet, die Bewegung war wie eine Explosion, als er blitzschnell herumfuhr und mit aller Kraft zuschlug. Die schwere Schaufel traf Topo wie eine Fliegenklatsche, die den Brummer an der Fensterscheibe zerquetscht.

Topo war völlig überrascht und realisierte nur noch das Metall, das auf seinen Schädelknochen krachte. Als Letztes vernahm er ein lautes Geräusch, wie brechendes, splitterndes Holz, das sich in seinem berstenden Kopf potenzierte, als würde sein Gehirn zerplatzen wie ein in sich zusammenstürzendes Haus.

Den Aufprall auf die Erde spürte er bereits nicht mehr.

Lukas stand bewegungslos, in der Hand die Schaufel.

Himmlische Ruhe, dachte er, endlich ist er still. Wie hypnotisiert starrte er auf das kleine Rinnsal Blut, das aus Topos linkem Ohr lief und einen roten Fleck auf dem hellen Beton der Klärgrube hinterließ.

Topo zuckte. Seine Lider flatterten. Lukas überlegte, ob er noch einmal mit der Schaufel zuschlagen sollte, so wie man auf die nur noch schlapp kriechende Wespe tritt, bis sie sich wirklich nicht mehr bewegt, aber dann ließ er es bleiben.

Nur widerwillig packte er Topo unter den Achseln, spürte noch dessen Körperwärme unter dem teuren Gucci-Hemd und zog ihn zur ersten Kammer der biologischen Klärgrube. In diesem Moment dankte er Gott für die Verfügung der Kommune, eine Klärgrube in dieser Größe auf La Roccia haben zu müssen.

Er öffnete den Deckel und sah hinein. Die Grube war halb voll mit dem Abwasser und den Rückständen aus der Toilette.

Topo war schlank und passte problemlos durch die Öffnung. Mit aller Kraft hievte er den Bewusstlosen über den Rand und schob seinen Körper dann in die Klärkammer, bis ihn das Übergewicht kopfüber in die Grube fallen ließ.

Er war bewusstlos, und wenn der Himmel gnädig mit ihm war, würde er sein Bewusstsein auch nicht wiedererlangen, und gar nicht merken, wie er in dem stinkenden Abwasser ertrank oder durch die Fäulnisgase erstickte.

Lukas schloss den Deckel und atmete tief durch. Er horchte. War darauf vorbereitet, dass Topo um Hilfe rufen würde, aber aus dem Betongefäß kam kein Laut.

Er seufzte erleichtert, nahm die Schaufel wieder zur Hand und arbeitete jetzt noch schneller als zuvor, um den Rest der Grube mit Erde zu bedecken. Gleich morgen wollte er an dieser Stelle Rasen säen und nur die Deckel freilassen. Vielleicht schaffte er es, noch heute große Terrakottavasen zu kaufen, die man daraufstellen konnte.

Eine biologische Klärgrube wurde nie abgepumpt. Solange sie feucht war und immer wieder Abwasser nachströmte, funktionierte sie selbstständig. Die Feststoffe sanken auf die Erde und wurden von Bakterien gefressen, das Wasser lief am Überlauf in die zweite Kammer. Dort passierte dasselbe. In der dritten Kammer war das Wasser schon relativ sauber und wurde dann nach der letzten biologischen Klärung nach außen geleitet und in größtmöglicher Entfernung unterhalb des Hauses in einem Kiesbett verrieselt. Dies war ein absolut natürlicher Vorgang und funktionierte, solange das System nicht trockenfiel. Aber das konnte Monate dauern. Die Bakterien hatten also genügend Zeit, Topo vollständig aufzufressen.

Lukas arbeitete schwer und war beinah fröhlich dabei. Das Problem Topo war gelöst.

Magda war inzwischen zweieinhalb Stunden weg und konnte jederzeit wiederkommen. Sie hatte heute früh

plötzlich Lust gehabt, nach Siena auf den Markt zu fahren, um sich ein paar neue T-Shirts zu kaufen. Außerdem suchte sie eine kleine sportliche Bauchtasche, in der sie Handy, Papiere und Schlüssel aufbewahren konnte, wenn sie ins Dorf fuhr und keine Handtasche mitnehmen wollte.

Während er wie ein Wahnsinniger schaufelte, hatte er keine Zeit, über das nachzudenken, was geschehen war, in seinem Kopf war nur der eine Gedanke, fertig zu werden, bevor Magda kam.

Als er es geschafft hatte, lief er im Laufschritt zurück zum Haus, nur weg von dem zweiten Grab auf diesem Grundstück. Und dort durchfuhr ihn der nächste Schreck. Vor dem Haus parkte Topos Wagen. Er musste ihn wegfahren. Niemals konnte er Magda erklären, warum der Wagen vor dem Haus stand, aber Topo selbst verschwunden war.

Mit zitternden Händen öffnete er die Fahrertür. Sie war zum Glück nicht abgeschlossen, aber im Zündschloss steckte kein Schlüssel!

Bei Lukas brach die Panik aus. Er hatte einen riesigen Fehler gemacht, als er Topo, ohne weiter nachzudenken und auch ohne seine Taschen zu durchsuchen, in die Klärgrube gekippt hatte! Wahrscheinlich hatte er den Schlüssel in der Hosentasche.

Lukas wurde schlecht, als er daran dachte, was ihn jetzt erwartete, aber er rannte los.

An der Klärgrube angekommen, riss er den Deckel der ersten Kammer hoch und sah hinein. Topo lag zur Seite gekippt, sein Gesicht war zur Hälfte in der braunen Brühe versunken. Lukas beobachtete ihn ein paar Sekunden aufmerksam, aber er konnte kein Lebenszeichen mehr an ihm entdecken.

Es war für ihn eine große Überwindung, trotz seines Ekels den Arm in das stinkende Abwasser zu stecken und mit der Hand nach Topos Hosentasche zu suchen. Toilettenpapier berührte seine Finger, und er zuckte erschrocken und angewidert zurück. Lukas hoffte inständig, dass der Schlüssel in der Hosentasche steckte, die jetzt oben lag, aber als er mit der Hand hineinfuhr, merkte er, dass sie leer war.

Er fluchte laut. Jetzt kam der schwierigste Part: Er musste Topo umdrehen.

Mit beiden Händen und mit all seiner Kraft versuchte er, den Leichnam zu wenden. Topo kam auf dem Rücken zu liegen und versank blubbernd im Dreckwasser. Lukas schüttelte sich. Er stand auf und kniete sich auf die andere Seite der Klärgrube. Von dort musste er seine Hand nicht so verdrehen und hatte besseren Zugriff auf die rechte Hosentasche des Opfers.

Es kostete ihn einige Mühe und Geduld, die Tasche zu finden, aber dann endlich spürte er etwas Hartes unter dem nassen Stoff: Er hatte den Schlüssel gefunden.

Und nun ging alles sehr schnell. Er zog den Schlüssel

heraus, schloss die Klärkammer wieder, wischte sich nur kurz die Hände an seiner Hose ab und rannte zurück zum Haus. Dort lief er schnell in die Küche, spülte seine Hände ab und legte Magda einen Zettel auf den Küchentisch. *Liebste,* schrieb er, *ich mache eine lange Wanderung. Bin gegen Abend zurück. Sei umarmt.* Er ließ die kurze Nachricht ohne Unterschrift, weil er es immer noch nicht schaffte, »Johannes« darunterzusetzen. Dann nahm er seine Brieftasche und die Hausschlüssel und verließ das Haus. Er verschloss die Tür, sprang ins Auto, startete den Motor und drückte aufs Gas. Der Kies spritzte zur Seite und donnerte gegen das Schutzblech, als er die Auffahrt hinunterschoss und Richtung Nusenna abbog. In dieser Richtung war die Wahrscheinlichkeit geringer, Magda bei ihrer Rückkehr zu begegnen.

Das darf nicht wahr sein, dachte Lukas, als er kurz vor Bucine von zwei Polizisten in einen Parkhafen gewunken wurde. Seine Knie zitterten derart, dass er kaum bremsen konnte. Beruhige dich, redete er sich selbst ein, es gibt gar keinen Grund zur Aufregung, schließlich liegt die Leiche nicht im Kofferraum, sondern auf La Roccia in der Klärgrube.

Der Polizist fasste sich grüßend an die Mütze und sagte auf Italienisch: »Die Papiere, Ihren Ausweis und Führerschein, bitte!«

Den kenn ich irgendwoher, dachte Lukas, verdammt, wo hab ich den schon mal gesehen? Er starrte ihn an.

Vielleicht einen Augenblick zu lange, denn auch der Polizist runzelte jetzt die Stirn, als überlege er, wer der Autofahrer war, der hier am Steuer saß. In diesem Moment fiel es Lukas siedend heiß ein: Neri stand vor ihm, Neri, dem er bei seinem letzten Besuch versichert hatte, Johannes Tillmann zu sein. Ihm durfte er also auf gar keinen Fall seinen Führerschein und seinen Ausweis mit dem Namen Lukas Tillmann geben. Er hielt zwar Neri nicht für den hellsten, aber das würde ihm sicher auffallen, zumal er in diesem Moment sagte:

»Signore Tillmann! Ich habe Sie im ersten Moment gar nicht erkannt!«

Lukas nickte, lächelte unsicher und kramte in seiner Brieftasche herum, um Zeit zu gewinnen. Schließlich zuckte er mit den Schultern und öffnete seine Handflächen.

»Hab ich nicht«, stotterte er, »der Pass ist a casa.«

Einfach nur, um irgendetwas zu tun, durchwühlte er das Handschuhfach, wo ihm ein Papier in einer Plastikhülle in die Hände fiel, das so ähnlich aussah wie ein deutscher Kraftfahrzeugschein. Lediglich etwas größer. Er reichte ihn Neri.

»Stefano Topo«, las Neri. »Chi è? Un amico?«

»Si si, un amico«, murmelte Lukas. »Un amico.« Er schlug sich immer wieder mit den Handflächen auf die Oberschenkel, was so viel hieß, wie: Was soll ich bloß machen?

»Aber Sie haben einen Führerschein?«, fragte Neri.

Das Wort Patente hatte Lukas verstanden. »Si si si si«, meinte er. »A casa. Hab ich vergessen. I've forgotten!«

»Na ja, ist ja nicht so schlimm«, meinte Neri und lächelte gnädig. »Ich kenne Sie ja.«

Lukas verstand kein Wort.

»Kommen Sie morgen mit dem Führerschein in mein Büro. Ja?«

Lukas sah ihn fragend an. »Come?«

»Domani! Morgen! Tomorrow! In ufficio! Con la patente! Va bene?«

Lukas nickte und lächelte dankbar. »Va bene. Grazie.«

»Arrivederci, Signore Tillmann!«

»Arrivederci.«

Lukas brauste los. Morgen soll ich also mit Johannes' Papieren erscheinen, dachte er, na hoffentlich hatte Magda oder wer auch immer die Leiche nicht samt Brieftasche im Gemüsegarten vergraben. Er wusste nicht, was Johannes für ein Bild auf seinem Führerschein hatte, er hoffte nur, dass es wenigstens eine kleine Ähnlichkeit mit ihm zeigte, sodass er es Neri als sein eigenes verkaufen konnte.

Der Rest der Fahrt bis Florenz verlief problemlos.

Allerdings hatte Lukas Schwierigkeiten, den Bahnhof zu finden. Er war zwar in Signa richtig abgefahren, aber die Stazione war schlecht ausgeschildert, er musste immer wieder fragen und verfuhr sich ein paarmal. Erst nach einer halbstündigen Irrfahrt fuhr er direkt vor dem Bahnhof auf das fünfte Parkdeck eines riesigen Parkhauses und stellte den Wagen ab. Da im Parkhaus rund um die Uhr Betrieb war, würde es so schnell niemandem auffallen, dass hier ein Wagen abgestellt war. Es sei denn, die Polizei würde direkt nach der Autonummer suchen. Aber dies geschah sicher erst, wenn Topo als vermisst gemeldet wurde. Und wenn man dann den Wagen fand, sähe es so aus, als wäre Topo von hier aus mit dem Zug irgendwohin gefahren. Der Vermisste war also in Urlaub.

Lukas wischte wegen der Fingerabdrücke sorgfältig Lenkrad, Schaltknüppel und Armaturenbrett ab, verschloss den Wagen, verließ das Parkhaus, warf sein Parkticket im Bahnhof in einen Papierkorb und fuhr mit dem nächsten Zug, auf den er zwanzig Minuten warten musste, zurück nach Montevarchi. Dort nahm er sich ein Taxi bis nach Solata und ging den Rest des Weges bis La Roccia zu Fuß.

Und während der ungefähr zwanzigminütigen Wanderung fasste er einen Entschluss.

Es war fast sechs, als er auf La Roccia ankam.

Magda umarmte und küsste ihn, als wäre er vier Wochen weg gewesen.

»Ich habe deine Nachricht gelesen«, sagte sie, »aber ich habe mir dennoch Sorgen gemacht. Ich mache mir immer Sorgen, wenn du nicht da bist! Beinah hätte ich schon wieder diesen komischen Neri angerufen, um dich als vermisst zu melden.« Magda lachte, und Lukas nahm sie in den Arm.

»Ich habe einen wunderbaren und sehr, sehr langen Spaziergang gemacht. Bin gelaufen und gelaufen, ohne daran zu denken, dass ich ja auch noch zurückmuss. Tut mir leid.«

»Wollte Topo nicht heute Vormittag vorbeikommen? Das ist mir erst eingefallen, als ich schon in Siena war.«

»Ja. Wollte er. Ich war bis halb eins hier, aber er ist nicht gekommen.«

Magda zuckte lediglich die Achseln. »Ist ja auch egal.«

Lukas nahm ihre Hand und streichelte sie sanft. Magda machte auf ihn einen so entspannten und ausgeglichenen Eindruck, dass er den Zeitpunkt günstig fand, mit ihr über seine Abreise nach Deutschland zu sprechen.

»Ich kann es nicht mehr länger aufschieben, Magda«, sagte er, »ich muss dringend nach Berlin und einiges klären.«

»Wann?«

»Am besten morgen schon.«

Sie sah ruhig über den Wald und erwiderte gar nichts.

»Komm doch mit! Lass uns gemeinsam fahren! Und ich verspreche dir, dass wir so schnell wie möglich wieder hierherkommen.«

»Nein«, sagte sie. »Auf keinen Fall. Ich bleibe hier.« Sie stand auf, ging auf der Terrasse auf und ab, trat hinter seinen Stuhl, strich ihm über das Haar und umarmte ihn.

»Ich habe mich entschlossen, für immer in Italien zu bleiben. Ich will nicht mehr zurück. Meine Arbeit in der Apotheke werde ich kündigen. Was die Firma abwirft, reicht gut für uns beide. Aber ich möchte nicht mehr hin-und hergerissen sein. Möchte hier unbegrenzt meine Zeit genießen, ohne zu denken, oh Gott, in einer Woche ist der Urlaub vorbei. Verstehst du das?«

»Ja, ja, schon …, aber …«

»Wir haben hier das Paradies! Wir sind gern in Italien, wir sind zusammen, und wir sind glücklich. Lass uns das festhalten! Das Leben in Berlin ist so trostlos, und die Arbeit macht alles nur kaputt.«

»Aber wie stellst du dir das vor?« Lukas wusste überhaupt nicht mehr, was er denken sollte. Sein altes Leben schien in immer weitere Ferne zu rücken.

»Du musst doch nicht alles selber machen, Johannes!« Sie setzte sich wieder an den Tisch und sah ihn liebevoll

an. »Besorge einen Geschäftsführer, der den Laden schmeißt. Mit Internet, Fax und Telefon könnt ihr wunderbar kommunizieren. Und zweimal im Jahr fährst du hin und siehst nach dem Rechten.«

»Du stellst dir das alles so einfach vor …«

»Es *ist* einfach, mein Schatz! Und fändest du es nicht auch fantastisch, hier zu leben und nicht nur Urlaub zu machen? Oder sehnst du dich so nach deiner Arbeit im Büro?«

»Es ist ja nicht nur Büroarbeit …«

»Was ist dir wichtiger? Die Arbeit in der Firma oder das Leben mit mir? Denn ich werde nicht zurückgehen. Ganz sicher nicht.«

Lukas seufzte. »Das kommt jetzt alles ein bisschen plötzlich.«

Magda lächelte. »Fahr nach Berlin und regle alles. Die Wohnung kannst du meinetwegen auch aufgeben. Wir brauchen sie nicht mehr. Und alles, was in der Wohnung ist, kann weg. Es interessiert mich nicht mehr. Verschenk die Möbel oder verkauf sie. Mir egal. Du musst mir nur die Dinge mitbringen, die in meinem Schreibtisch sind. Und die Aktenordner aus dem Schrank neben der Tür. Das ist alles.«

»Für eine Wohnungsauflösung brauche ich Wochen.«

»Das hat ja auch Zeit. Jetzt such erst mal einen

Geschäftsführer und komm wieder her. In einer Woche könntest du das schaffen.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

»Doch. Bitte! Ich kann nicht leben ohne dich! Ich halte es ja noch nicht mal ein paar Stunden aus, wenn du durch den Wald marschierst. Da sterbe ich schon vor Sehnsucht! Die Wohnungsauflösung können wir auch im Herbst oder Winter zusammen machen. Da komme ich dann mit.«

Wir sollten lieber dieses Grundstück für immer verlassen, dachte Lukas, hier liegen zwei Leichen. Dieses Haus bringt Unglück, und solange wir hier leben, werden wir ihm nicht entgehen.

66

Auf der Fahrt zum Flughafen war Magda ungewöhnlich schweigsam. Sie sah unglücklich aus und biss sich immer wieder auf die Unterlippe.

Lukas legte ihr die Hand auf den Oberschenkel.

»Ich bin doch nur eine Woche weg«, sagte er, »das ist fast nichts. Du wirst sehen, wie schnell die Zeit vergeht, und in ein paar Tagen bin ich wieder bei dir.«

»Ja, ja«, meinte sie, »du hast ja recht. Du hast ja so recht.« Ihre Worte klangen, als würde sie sagen: Was bist du für ein Vollidiot, dass du jetzt wegfahren musst. Du tust uns beiden weh, dabei ist es so sinnlos, vollkommen überflüssig.

»Du musst keinen Parkplatz suchen und mit hineinkommen, Magda, wirklich nicht. Du setzt mich einfach nur ab und fährst gleich wieder zurück. Das ist doch wesentlich einfacher.« Sie nahmen gerade die Ausfahrt Firenze Nord zum Flughafen.

»Nein«, sagte sie nur. »Nein.«

Erst in der hintersten Reihe des Parkplatzes fand Magda eine freie Lücke. Hand in Hand liefen sie zum Flughafengebäude.

Als er am Schalter eincheckte, überfiel ihn plötzlich eine unerklärliche Angst. Die Bodenstewardess hielt seinen Ausweis einen Moment länger in der Hand als nötig, sie stutzte, als sie sein Passbild sah, aber vielleicht bildete er sich das alles auch nur ein. Jedenfalls stand er hier in der Schalterhalle wie ein Mörder auf der Flucht, der unentwegt betet, endlich ohne Probleme, ohne weitere Zwischenfälle und ohne geschnappt zu werden, das Land verlassen zu können.

Alles, was er dachte und befürchtete, war nicht wirklich bedrohlich, denn die Wahrscheinlichkeit, dass jemand in den letzten zwei Stunden, seit sie von La Roccia weggefahren waren, die Leichen gefunden hatte, zur Polizei gegangen war und die Carabinieri jetzt bereits die Flughäfen überwachen ließen, war sehr gering. Beinah ausgeschlossen. Niemand war auf La Roccia, guckte in die Klärgrube oder buddelte auf dem Grundstück herum. Niemand.

Aber dann fiel ihm Topo wieder ein, der die Leiche gefunden, und Massimo, der aus einer Laune heraus den Garten umgegraben hatte. Wie auch immer. Und was einmal geschehen war, konnte jederzeit wieder passieren.

Die Stewardess verschwand einen Moment in einem Raum hinter dem Schalter. Lukas überlegte, ob er lieber die Flucht ergreifen und das Flughafengebäude verlassen sollte, aber dann blieb er stehen. Wie angewurzelt. Wartete auf seine Hinrichtung.

Nach einer halben Minute kam die Stewardess wieder, machte einen Kringel um das Abfluggate, lächelte und wünschte ihm einen guten Flug.

Das war die erste Hürde, dachte Lukas, aber noch war er nicht in der Luft und in Sicherheit.

Als er seine Bordkarte in die Jacketttasche gesteckt hatte, umarmte er Magda zum Abschied. Sie schmiegte sich an ihn.

»Komm bald wieder«, murmelte sie, »komm heil wieder, pass auf dich auf und vergiss mich nicht.«

»All das verspreche ich dir.« Er küsste sie. »Und sei nicht traurig.«

Sie nickte und lächelte unter Tränen.

Dann schlang sie ihre Arme um ihn, hauchte ihm einen Kuss auf den Hals, riss sich los und rannte durch die Halle bis zum Ausgang. In der Tür blieb sie noch einmal stehen, drehte sich um, winkte und verschwand.

Lukas trank in der Bar einen Kaffee und überlegte, ob er gleich zum Gate gehen oder lieber noch etwas warten sollte. Im Grunde war es egal, aber dabei wurde ihm wieder bewusst, dass er seine Sorglosigkeit wahrscheinlich für immer verloren hatte. Von nun an würde er sein Leben lang auf der Flucht sein und sich vor der Entdeckung fürchten.

Akribisch untersuchte er sein Handgepäck, ob auch

wirklich nichts darin war, was in irgendeiner Weise beanstandet werden und die Aufmerksamkeit auf ihn lenken könnte. Er fand nichts. Es war alles in Ordnung.

Unbehelligt durchlief er anschließend auch die Kontrolle und fühlte sich wesentlich wohler, als er am Flugsteig sitzen und das Schild mit der Aufschrift »Berlin-Tegel, Abflugzeit: 13.05 Uhr« fixieren konnte.

Normalerweise war Lukas ein Mensch mit Flugangst. Er überließ sein Leben nicht gern einer Maschine und einem Menschen, von dem er nicht wusste, wie viel Erfahrung er hatte und wie er sich an diesem Tag fühlte. Bei Start und Landung hörte er jedes Mal Geräusche, die er für einen Motorschaden hielt, und in der Luft beim Flug über den Wolken erschien ihm nicht die Freiheit, sondern die Unfreiheit grenzenlos. Denn er war auf Gedeih und Verderb dem Schicksal dieses Flugzeugs ausgeliefert.

Aber diesmal war das anders. Er hatte Italien verlassen und konnte sich zum ersten Mal entspannen. Der Flug erschien ihm harmlos gegenüber den Problemen, die auf der Erde auf ihn warteten. Auch waren ein Absturz und ein schneller Tod plötzlich gar nicht mehr die schlimmste Alternative.

Aber der Flieger stürzte nicht ab, sondern landete zwei Stunden später sicher und problemlos in Berlin-Tegel.

Lukas nahm sich eine Taxe und fuhr direkt zu seinen Eltern. Das Gespräch mit ihnen schien ihm das Allerwichtigste zu sein. Da er es wie einen Berg vor Augen

hatte, wollte er es gleich als Erstes hinter sich bringen.

67

Innerlich war er zwar darauf vorbereitet, aber dann erschrak er doch, als er seine Mutter sah. Sie war abgemagert, tiefe neue Falten hatten sich in ihr Gesicht geprägt, und ihre Augen waren trübe und ohne Glanz. Ihre Haare wirkten strohig und ungepflegt, als sei sie schon lange nicht mehr beim Friseur gewesen.

Das ist nicht mehr meine kluge, elegante, weltgewandte Mutter, schoss es Lukas durch den Kopf, das ist ein Wrack. Sie sieht aus, als habe sie die letzten Wochen unter einer Brücke verbracht.

Er schloss sie in die Arme.

»Junge«, schluchzte sie, »du bist hier. Wenigstens dich hab ich noch. Wenigstens dich.«

Gemeinsam betraten sie die Wohnung. Richard stand im Flur in der offenen Wohnzimmertür und reichte Lukas schweigend die Hand. Dann zog er ihn an sich und klopfte ihm leicht auf die Schulter. »Gut, dass du gekommen bist«, flüsterte er.

Auch sein Vater schien sehr gealtert.

Dieser Besuch verlief anders als alle anderen zuvor. Sein Vater öffnete ihm schweigend ein Bier, reichte ihm Flasche und Glas, und seine Mutter saß mit gefalteten

Händen auf der Couch und fixierte ihren Sohn.

»Erzähl«, sagte sie. »Ich will alles wissen.«

Lukas holte tief Luft. »Ich will ehrlich zu euch sein«, begann er, »Tatsache ist, dass Johannes verschwunden und bis zum heutigen Tag wirklich nicht wieder aufgetaucht ist.«

Hildegard schluchzte leise auf.

»Wir wissen nicht, ob er lebt oder ob er tot ist. Wir wissen überhaupt nichts. Es ist eine so schwierige, unvorstellbare, so unglaubliche Situation, mit der wir alle nicht fertig werden.«

»Aber warum hat uns Magda am Telefon gesagt, er wäre wieder da? Warum hat sie uns erzählt, sie hätte ihn in Rom wiedergefunden?«

»Weil Magda physisch und psychisch am Ende ist. Natürlich hat sie ihn nicht in Rom gefunden, aber sie bildet es sich ein, um nicht daran zugrunde zu gehen. Magda hat einen schweren Schock. Sie lügt am Telefon, weil sie die Wahrheit nicht ertragen kann. Das müsst ihr verstehen. Und deshalb will sie auch nicht nach Deutschland zurückkehren. Sie will nicht ohne Johannes zurückkommen, will auf ihn warten, und damit sie den Alltag überhaupt aushält, bildet sie sich ein, er wäre da. Manchmal glaubt sie, dass ich Johannes bin, und dann geht es ihr besser. Vielleicht hat sie auch deshalb am Telefon behauptet, er wäre wieder da. Weil sie mich mit ihm verwechselt. Es ist schlimm.«

»Was glaubst du wirklich?«, fragte Hildegard.

»Ich weiß es nicht. Ich verbiete mir, irgendetwas zu glauben. Manchmal denke ich, er ist einfach nur weggegangen, ohne ein Wort zu sagen, aber manchmal befürchte ich auch, dass er tot ist.«

Hildegard starrte ihren jüngsten Sohn an und hörte auf zu atmen. Fast eine Minute lang. Dann fragte sie:

»Sag mir, was du denkst. Nur du. In der Nacht, wenn du mit deinen Gedanken allein bist? Bitte, sei ehrlich!«

»Ich glaube, dass er wiederkommt. Dass er irgendwann wiederkommt.« Er fühlte sich so mies bei dieser Lüge, aber er meinte, es seinen Eltern schuldig zu sein.

Richard schnaufte. »Es passt alles überhaupt nicht zu Johannes.«

Lukas zuckte die Achseln. »Ich habe in den letzten Monaten auch gedacht, dass ich meinen Bruder eigentlich nicht gekannt habe. Alles hätte ich ihm zugetraut, aber nicht das. Nicht, dass er einfach geht. Ohne ein Wort.«

»Und das lässt Schlimmes vermuten.« Richard schnäuzte sich geräuschvoll.

»Ist irgendetwas passiert?«, fragte Hildegard. »Hatte er Probleme mit Magda?«

»Nein. Überhaupt nicht. Im Gegenteil.«

»Hat er Thorbens Tod nicht verkraftet?«

»Vielleicht. Obwohl es mir immer so schien, als käme er besser damit zurecht als Magda.«

»Er hatte noch so viel vor …«

»Ja.«

Es vergingen bestimmt drei Minuten, in denen keiner ein Wort sagte.

Schließlich stand Lukas auf, setzte sich auf die Sessellehne und nahm seine Mutter in den Arm.

»Es wird gut«, flüsterte er, »alles wird gut. Das hab ich im Gefühl. Vor allem müssen wir zusammenhalten. Wir drei.«

Seine Mutter weinte leise, aber er spürte, dass ihr seine Umarmung guttat.

Dann sah er seinen Vater an.

»Papa«, begann er, »die Lage ist unsicher, undurchsichtig, unvorhersehbar. Wir müssen uns überlegen, was mit der Firma passiert. Wir können es nicht einfach so schleifen lassen, sonst geht der Betrieb kaputt.«

Richard nickte und pickte Krümel von seiner Hose.

»Ich wollte dich bitten, das Geschäft zu führen, bis Johannes wieder da ist. Oder so lange, bis ich wieder in Deutschland bin. Aber im Moment muss ich bei Magda in Italien bleiben. Sie ist derart neben der Kappe, da kann ich sie nicht allein lassen.«

»Wie lange kann das dauern?«

»Keine Ahnung. Monate.«

»Lukas«, meinte Richard und malte auf einem Zettel kleine Karomuster, »ich bin achtundsiebzig. Seit acht Jahren war ich nicht mehr in der Firma. Wie stellst du dir das vor?«

»Ich weiß, dass das keine leichte Aufgabe für dich ist, Papa.« Lukas' Stimme war sanft und ruhig. »Aber ich wüsste keinen anderen. Keinen Besseren. Wenn sich einer auskennt, dann du. Es war deine Firma. Du weißt, worauf es ankommt. Und wenn dir die Arbeit über den Kopf wächst, dann stell einen Geschäftsführer ein, der alles macht und den du nur noch zu kontrollieren brauchst.«

Richard schwieg nachdenklich.

Lukas beobachtete seinen Vater. »Es soll ja kein Dauerzustand werden.«

»Ja, ja, das hab ich schon begriffen.«

Richard ging zum Schrank, öffnete eine Tür, hinter der sich eine Bar verbarg, und holte eine Flasche Cognac heraus.

»Du auch einen Schluck?«, fragte er, während er die Flasche hochhielt, aber Lukas schüttelte nur den Kopf.

Richard setzte sich an den Schreibtisch und goss sich ein Glas ein. Das machte er normalerweise nur an Feiertagen oder zu besonderen Anlässen.

»Ist gut«, sagt er knapp, »ich kümmere mich drum. Aber ich möchte auf dem Laufenden gehalten werden und die Wahrheit erfahren. Dass das klar ist.«

»Natürlich. Du kannst dich drauf verlassen.«

Richard stand auf. »Komm mit in mein Arbeitszimmer, Lukas. Ich glaube, wir sollten noch das eine oder andere besprechen.«

Lukas folgte seinem Vater, und Hildegard ging in die Küche, um das Abendessen vorzubereiten. Sie wusste nicht warum, aber aus irgendeinem Grunde glaubte sie nicht, dass Johannes aus eigenem Antrieb weggegangen war. Johannes war ein so bodenständiger Mensch. Er liebte das Leben, seine Arbeit und seine Frau. Er lebte gern in Berlin und genoss das Ferienhaus in der Toskana. Depressionen waren ein Fremdwort für ihn, und er wirkte wie ein Mann, der den Sinn seines Lebens längst gefunden hatte.

Lukas konnte sie sich in der Rolle des Zweifelnden, der sein Glück irgendwo anders suchte, viel eher vorstellen.

Als sie Zwiebeln schnitt und ihr nicht nur deswegen die Tränen über die Wangen liefen, schwor sie sich, niemals aufzuhören nachzufragen und nach ihm zu suchen.

68

»Sag das noch mal«, fauchte Anneliese, »du spielst nicht mehr? Bist du in den Geldtopf gefallen oder von allen guten Geistern verlassen?«

Dackeldame Paulinchen verdrehte entzückt die Augen, als sie auf die Plastikdecke pinkelte. Anneliese, die normalerweise sofort aufsprang, um den See aufzuwischen, reagierte gar nicht, sondern redete weiter.

»Kindchen, wenn du Probleme hast, dann stottere meinetwegen ein halbes Jahr, nimm dir'nen S-Fehler und geh zum Psychiater. Oder fang an zu saufen. Habe ich alles erlebt, geht auch alles wieder vorbei. Aber erzähl mir nicht diesen bodenlosen Unfug, dass du nicht mehr spielen willst.«

»Ich kann es Ihnen nicht erklären, aber es geht einfach nicht.«

»Blödsinn. Es gibt nichts, was man nicht erklären kann. Hast du dich neu verliebt?«

»Das auch.«

»Aha.« Anneliese sah schon zufriedener aus. »Dann ist ja Heilung in Sicht. Das geht auch vorüber. Und wovon willst du leben, bis du wieder zur Vernunft gekommen bist? Von Luft und Liebe?«

»Ich übernehme die Firma meines Bruders. Das ist ein Haufen Arbeit und eine riesige Verantwortung. Da kann ich nicht ein paar Wochen proben und einige Monate auf Tournee gehen.«

»Oh Gott, wie furchtbar! Warum das denn?« Anneliese zog sämtliche Ringe von ihren dürren Fingern, legte sie auf den Tisch und steckte dann die Ringe von der linken auf die rechte und die von der rechten auf die linke Hand. Dieses Spielchen fing sie immer an, wenn sie sich zu langweilen begann.

»Mein Bruder ist krank. Sehr krank. Er wird die Firma nicht mehr leiten können.«

»Das tut mir leid.« Anneliese betrachtete selbstgefällig ihr Werk. »Ich könnte mich wund ärgern, dass ich vor einem Monat die neuen Kataloge hab drucken lassen, und noch mehr ärgern könnte ich mich, dass ich über dich mit Wedel gesprochen hab.«

»Und?« Lukas platzte fast vor Neugier.

»Vergiss es, Kindchen, und kümmere dich um deine Bilanzen.«

»Bitte, Anneliese. Wie viele Tage?«

Um es spannender zu machen, stand Anneliese auf, ging zu ihrem pompösen Eichenschrank, in dem sie Schauspielerunterlagen und -fotos aufbewahrte, holte aus der Nische zwischen Wand und Schrank Eimer,

Scheuerlappen und Schrubber hervor und klatschte den Scheuerlappen auf Paulinchens See.

»Drei«, sagte sie. »Ziemlich am Stück. Alle in einer Woche.«

Die alte Gier nach jedem Job, jeder noch so kleinen Geldquelle, erfasste Lukas wie in alten Zeiten.

»Wann?«, fragte er.

»Jetzt bald. Zwischen dem Siebzehnten und dem Vierundzwanzigsten. Aber mach dir keinen Kopf, Kindchen, ich habe zig Jungs, die spielen das mit links. Ich dachte nur, du brauchst im Moment jeden Cent. Mir klingt noch in den Ohren, wie du hier vor ein paar Wochen angekrochen gekommen bist.«

Irgendwie war Anneliese auf ihre alten Tage ja doch noch ziemlich auf Zack, überlegte Lukas, und für das Geld, das er in dieser einen Woche verdiente, konnte er Magdas Konto wieder ein bisschen auffüllen und ihr bei seiner Rückkehr ein schönes Geschenk machen. Fantastisch. Vielleicht kam ja doch noch alles in Ordnung.

»Ich spiele die Rolle. Worum geht es?«

»Um einen Kleinkriminellen, der fürchterlich zusammengeschlagen wird, im Rollstuhl landet und auspackt. Und das überlebt er nicht, wie du dir vorstellen kannst.« Sie grinste, hatte mittlerweile den See aufgewischt und ging ins Badezimmer, um den Lappen auszuspülen. Die Türen ließ sie offen.

»Darum auch nur die drei Tage«, sagte sie, als sie mit frischem Wasser wiederkam. »Aber die Rolle hat Fleisch. Ist nicht schlecht.«

»Wie viel?«

»Wie immer. Mehr ging nicht.«

Diese Chance hatte der Himmel geschickt. Vor allem die Drehzeit lag denkbar günstig, sie schloss genau an die Woche an, die er für Berlin eingeplant hatte. Er würde Magda erzählen, dass es in der Firma Schwierigkeiten gäbe und er noch eine Woche länger bleiben müsste.

»Okay. Alles klar. Danke, Anneliese.«

»Ich denke, du spielst nicht mehr«, meinte sie schnippisch und wischte die Plastikdecke mit klarem Wasser nach. Lukas bildete sich ein, dass der säuerliche Gestank abnahm.

»Ein paar Wochen kann ich nicht einplanen, aber ab und zu mal einen Drehtag schon.«

»Immer diese Extrawippchen«, knurrte Anneliese.

»Ach übrigens«, sagte Lukas und stand auf, »ich bin ab sofort nur noch über meine Handynummer erreichbar.«

»Warum das denn?«

»Ich ziehe um.«

»Ach du liebes bisschen«, kreischte Anneliese, »jetzt machst du den gleichen Blödsinn wie all die andern, die

man in keinen Terminkalender eintragen kann, weil man sie alle vier Wochen wieder ausstreichen muss? Wo ziehste denn hin?«

»Nach Italien.«

Jetzt verstummte Anneliese. Dann sagte sie ruhig: »Wie praktisch, Kindchen. Von dort kann man sicher gut'ne Firma leiten und auch mal eben für'nen Drehtag antanzen.«

»Es gibt Flieger, und es gibt Internet. Alles kein Problem.«

Anneliese seufzte und wünschte sich in dieser Sekunde, noch mal dreißig Jahre jünger zu sein. Früher war irgendwie alles einfacher gewesen.

Liebster Schatz,

ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie sehr ich mich über Deinen Brief gefreut habe!

Du schreibst, dass Du jetzt eine Freundin hast und dass sie Arabella heißt. Schatz, das ist ja fantastisch!! Und was sie für einen hübschen Namen hat! Wahrscheinlich sieht sie genauso schön aus, wie sie heißt. Du musst mir mehr von ihr erzählen! Und vergiss nicht, ein Foto mitzubringen, wenn Du kommst. Wenn Du willst, kannst Du natürlich auch Arabella mit zu uns bringen. Das wäre doch wunderbar für Euch beide! Platz haben wir ja genug, Ihr könnt Euch aussuchen, wo Ihr schlafen wollt. In Deinem Zimmer? Im Gästezimmer? Meinetwegen auch auf der Galerie im Wohnzimmer? Oder fährt Arabella in den Ferien auch zu ihren Eltern? Wahrscheinlich, denn die wollen ihre Tochter ja auch mal um sich haben.

Aber wie auch immer, Du sollst wissen, dass Arabella bei uns immer herzlich willkommen ist!

Besonders froh macht mich, dass Du mir erzählt hast, dass Du verliebt bist, und kein Geheimnis daraus machst. Es gibt nicht viele Jugendliche in Deinem Alter, die ein

solch inniges Vertrauensverhältnis zu ihren Eltern haben wie Du zu uns. Du lässt uns an Deinem Glück teilhaben, Thorben, und das weiß ich zu schätzen.

Jetzt ist es ja gar nicht mehr lange … Heute ist Dienstag, und am Sonntag sehen wir uns schon! Ich kann es gar nicht mehr erwarten!

Weißt Du, was das Größte ist? Ein wirklich komischer Zufall! Wenn Papas Flieger am Sonntag pünktlich ist, dann steigt er in Florenz genau in den Zug ein, in dem Du sitzt, und dann kommt Ihr beide hier zusammen um achtzehn Uhr zwanzig an. Na, das nenn' ich Timing!

So, mein Lieber, pass auf Dich auf und grüße unbekannterweise Deine Arabella von mir!

Ich umarme Dich, mein Sohn,

Deine fröhliche und auf Dich wartende

Mama

70

Dr. Nienburg hatte die sanfte Stimme einer sehr jungen Frau, und Lukas glaubte fast, sich mit einer Siebzehnjährigen zu verabreden, als er telefonisch einen Termin mit ihr vereinbarte. Sie war die Mutter eines Kollegen, mit dem Lukas vor vier Jahren sechs Monate lang zusammen auf Tournee gewesen war.

Erichs Mutter war Psychotherapeutin, und als Lukas anrief und ihm sagte, dass er die Hilfe seiner Mutter bräuchte, zögerte dieser keinen Moment und bat seine Mutter, sofort einen Termin mit Lukas zu machen.

Als Lukas ihr dann gegenüberstand, versuchte er zu verbergen, wie irritiert und erschrocken er war.

»Nein, Sie haben nicht mit meiner Tochter telefoniert«, sagte sie lächelnd und führte ihn in ihr Arbeitszimmer, »ich bin es wirklich. Es ist mir durchaus bewusst, dass ich nicht so aussehe, wie sich meine Stimme anhört.«

Mechthild Nienburg war ausgesprochen hässlich. Mit knapp einem Meter neunzig hatte sie die Statur eines Pferdes. Sie trug eine beigefarbene Hose mit Bügelfalte, die die ausladende Breite ihres Gesäßes überdeutlich machte, dazu einen lindgrünen dünnen Strickpullover, der sich nicht nur farblich überhaupt nicht mit der Hose vertrug,

sondern auch das letzte Mal in den Siebzigerjahren modern gewesen war. Um ihren Hals baumelte billiger, goldfarbener Modeschmuck. Ihre Füße steckten in braunen Halbschuhen, ideal für wochenlange Wanderungen, und Lukas schätzte ihre Schuhgröße auf mindestens dreiundvierzig. An ihrem linken Ringfinger wirkte ein wuchtiger Siegelring wie eine Waffe.

Ihre dunkelblonden Haare waren stumpf, halblang, an der Seite gescheitelt und ansonsten sich selbst überlassen. Sie waren zu einer Außenwelle geföhnt, und hin und wieder klemmte Frau Doktor unbewusst ein paar Haare hinters Ohr.

Obwohl sie bereits achtundfünfzig war, trug Mechthild Nienburg keine Brille. Ihre braunen Augen strahlten derartig viel Wärme und Güte aus, dass man ihre abschreckende Statur sofort vergaß. Und wenn sie lächelte, bildeten sich auf ihren Wangen tiefe Grübchen, die ihrem Gesichtsausdruck etwas Verschmitztes, Mädchenhaftes gaben.

Lukas fasste sofort Vertrauen und erzählte Magdas Geschichte so detailliert wie möglich, aber er verschwieg ihr Johannes' und Topos wahres Schicksal.

»Mein Bruder hatte eine Geliebte«, sagte er, »seit vier Monaten etwa. Durch einen blöden Zufall kam Magda vor einigen Wochen dahinter. Es war eine Katastrophe für sie, denn sie war bereits als Kind durch eine ähnliche Geschichte traumatisiert worden.«

»Was ist da passiert?«

»Ihr Vater verunglückte zusammen mit seiner Freundin tödlich. Ich weiß nicht genau, wie alt sie war. Elf ungefähr.« Er atmete tief aus, was wie ein Stoßseufzer klang. »Na, jedenfalls konnte sie damit nicht umgehen und verlangte von Johannes eine klare Entscheidung: Sie oder die andere.«

»Und?«

»Ich weiß nicht, wie er sich entschieden hat. Ich weiß auch nicht, was zwischen den beiden vorgefallen ist, Magda hat mir nichts darüber erzählt. Jedenfalls sah es so aus, als wolle er zusammen mit Magda Urlaub machen. Eigentlich ein gutes Zeichen. Aber dann fuhr er bereits zwei Tage später nach Rom und tauchte nicht wieder auf.« Er beugte sich vor. »Ich nehme an, dass er die Reise als Vorwand genommen hat, um mit seiner Geliebten irgendwo ein neues Leben anzufangen. Das ist zwar nicht die feine Art und’ne ziemlich feige Tour - aber anders kann ich es mir nicht vorstellen.«

»Ich denke auch«, meinte Frau Dr. Nienburg, »aber wo ist denn jetzt genau das Problem?«

»Sie ist komplett verrückt geworden«, erwiderte Lukas. »Ich weiß, so was sagt sich leicht, und wir benutzen diesen Satz vollkommen unüberlegt für alle möglichen Kleinigkeiten, aber es ist mir ernst. Verdammt ernst. Ihr Mann ist für sie zurückgekehrt, und die Welt ist wieder in

Ordnung. *Ich* bin jetzt Johannes für sie. Ich muss mich so anziehen und so verhalten wie er. Sie liebt mich und ist glücklich. Frau Dr. Nienburg, das ist so unvorstellbar, aber sie ist völlig davon überzeugt! Ja, spielt sie denn nun Theater, oder ist es wirklich möglich, dass sie vergessen hat, wie Johannes aussah und wie er war, sodass sie mich jetzt für meinen Bruder hält?«

Frau Dr. Nienburg nickte. »Ja, das ist möglich. Sie hat es nicht vergessen, sie hat es verdrängt. Sie hat an ihrer Verdrängung so intensiv gearbeitet, dass sie alles glaubt, was sie sich immer und immer wieder eingeredet hat. Mittlerweile gibt es keine Erinnerungsspur mehr. Positive Erlebnisse hat sie wahrscheinlich konserviert, negative aus ihrem Gedächtnis verbannt. Falls sie negative, traumatische Erfahrungen gemacht hat, sind diese jetzt aus ihrem Bewusstsein gelöscht. Für Ihre Schwägerin sind Sie nun ihr Mann, und falls man in dieses Geschehen nicht vehement eingreift, wird sich auch nichts daran ändern.«

»Das ist ein Albtraum.«

»Ja, das ist es. - Stört es Sie, wenn ich rauche?«

»Nein, ganz und gar nicht.«

Mechthild Nienburg trat hinter ihren Schreibtisch und zündete sich ein Zigarillo an. Dann stand sie eine Weile am Fenster und sah hinaus.

»Wissen Sie, ich liebe Magda«, versuchte Lukas zu erklären. »Ich liebe sie, seit ich sie vor siebzehn Jahren

zum ersten Mal gesehen habe. Meinen Bruder habe ich immer um sie beneidet, und auch wenn ich in all den Jahren andere Beziehungen hatte, war da nur Magda in meinen Träumen. Sie war irgendwie immer im Hintergrund, eine Art unerfülltes Sehnsuchtsprogramm. Jetzt sind alle meine Wünsche in Erfüllung gegangen, ich bin glücklich, mit ihr zusammen zu sein, aber mein Leben ist die Hölle. So hab ich mir das nicht vorgestellt. Ich bin wie tot. Habe ein anderes Leben als mein Bruder, andere Freunde, andere Gewohnheiten, einen anderen Beruf … aber das muss ich jetzt alles aufgeben. Muss mich verhalten wie mein Bruder, obwohl ich für niemanden, der Johannes oder mich kannte, mein Bruder bin. Dieser Irrsinn funktioniert nur den Leuten gegenüber, die uns nicht kannten. Können Sie sich das vorstellen?«

»Ich kann mir gut vorstellen, wie traumatisch es für Sie sein muss, in die Haut, in den Alltag, in das Leben eines anderen Menschen schlüpfen zu müssen.«

Lukas nickte. Ihm war plötzlich zum Heulen zumute. Hier in Deutschland, aus der Entfernung, erschien ihm seine Situation noch unwirklicher als in Italien.

»Was kann man denn tun?«

»Das Problem ist - einmal unabhängig von Ihren Schwierigkeiten -, dass sich bei einer Persönlichkeitsstruktur wie der Ihrer Schwägerin und nach einer derart massiven Verdrängung wahrscheinlich im Lauf der Zeit psychische Störungen wie Neurosen oder

Psychosen entwickeln werden. Daher muss man versuchen, die verdrängten Inhalte wieder bewusst zu machen. Frau Tillmann muss allmählich lernen, wieder Verbindungen zu Personen, Verhaltensweisen und zum realen Alltag in der Gegenwart herzustellen.«

»Wie?«

»Durch eine Psychoanalyse.«

»Ja, klar, aber das ist in diesem Fall schwierig. Bin ich allein denn wirklich machtlos?«

»Vollkommen.« Mechthild Nienburg lächelte und öffnete das Fenster einen Spaltbreit. »Ihre Schwägerin hat sich eine eigene Welt erschaffen. Eine neue Vergangenheit ohne Schuld und ohne negative Erinnerungen, eine angenehme Gegenwart und eine hoffnungsvolle Zukunft, da sie keine Altlasten mit sich herumträgt, die ihr Angst machen könnten. Sie hat einen festen Kokon um sich herum gesponnen und fühlt sich wohl. Jeden, der jetzt versucht, diese Sicherheit zu durchbrechen, indem er den Kokon zerreißt und ihr langsam die Augen öffnet für die Realität, wird sie hassen. Sie wird sich wehren, will sich das nicht gefallen lassen. Und am Schluss wird sie zusammenbrechen.«

Mechthild setzte sich Lukas gegenüber und sah ihn ernst an. »Das können Sie nicht leisten. Die Verantwortung ist zu groß, dass etwas schiefgeht. Außerdem ist es besser, sie hasst mich als Sie.«

»Da haben Sie recht. Aber sie wird nicht nach Deutschland kommen. Da bin ich mir absolut sicher. Jedenfalls nicht in den nächsten Monaten. Vielleicht im Winter, für ein, zwei Wochen, aber das hat ja alles keinen Zweck.«

Frau Dr. Nienburg sagte nichts dazu. Sie betrachtete ihren Siegelring und schwieg.

In diesem Moment klingelte Lukas' Handy. Das heißt, es klingelte nicht, sondern spielte die Titelmelodie aus »Der Pate«. Frau Dr. Nienburg musste lachen.

»Das ist toll«, sagte sie. »Wirklich originell. Gefällt mir.«

Lukas ließ die Melodie laufen und sah auf das Display. »Es ist Magda. Aber ich geh jetzt nicht ran.«

Sie hörten die Musik lange, Magda war hartnäckig. Aber schließlich gab sie auf, und die Melodie verstummte. Lukas schaltete sein Handy aus.

»Wahrscheinlich ruft sie in zehn Minuten wieder an, aber ich will jetzt nicht noch einmal gestört werden.« Er schob das Handy in seine Jacketttasche und sah die Therapeutin abwartend an.

»Ich stelle Ihnen jetzt mal die Gretchenfrage«, sagte sie. »Versuchen Sie, mir diese Frage ganz ehrlich zu beantworten: Was machen Sie, wenn Sie die Hauptrolle in einer Fernsehserie bekommen? Pro Jahr sechzig Drehtage, Ihr künstlerischer und finanzieller Durchbruch und eine Sicherheit über Jahre.« Sie lächelte, und ihre

Grübchen erschienen ihm tiefer denn je. »Schlagen Sie dieses Angebot aus und bleiben Sie bei ihr? Oder verlassen Sie sie und bauen an Ihrer Karriere?«

»Das ist eine verflucht schwierige Frage.«

»Ich weiß.«

»Und eine gemeine Frage.«

»Ist mir klar.« Sie fixierte ihn mit ihrem Blick.

Lukas wusste nicht, was er antworten sollte. »Ich glaube, ich würde sie verlassen«, flüsterte er, »denn sie liebt ja Johannes und nicht mich. Ich glaube es, aber ich bin mir nicht sicher.«

»Okay«, sagte die Therapeutin. »Verlassen Sie sie. Gehen Sie weg, machen Sie Schluss.«

Lukas sah sie völlig entgeistert an. »Wieso? Das verstehe ich jetzt nicht.«

»Sie haben mir erzählt, mit großer Wahrscheinlichkeit hat Ihr Bruder Johannes seine Frau verlassen.«

Lukas nickte.

»Aber er hat ihr keinen reinen Wein eingeschenkt, sondern ist klammheimlich verschwunden. Die klassische Variante. Er ist sozusagen vom Zigarettenholen nicht zurückgekommen.«

»Ja, so ist es.«

»Gut. Dann tun Sie jetzt das, was Ihr Bruder nicht gewagt

hat. Sagen Sie ihr, dass Sie sich scheiden lassen wollen, weil Sie eine andere Frau kennengelernt haben, mit der Sie leben möchten. Klipp und klar. Ohne Wenn und Aber.«

»Das verkraftet sie nicht.«

»Doch, das verkraftet sie. Es ist schwer, sicher, aber sie kommt vielleicht auf den Boden der Realität zurück. Sie muss sich damit auseinandersetzen, dass ihre Ehe vorbei ist. Und allmählich wird sie begreifen, dass das auch Freiheit bedeutet. Es ist ein Neuanfang. Sie kann ihr Leben ganz anders ordnen, sich wieder verlieben … alles ist möglich.«

»Aber ich bleibe dabei auf der Strecke.« Lukas spürte, dass sich bereits Trauer auf sein Gemüt legte.

»Nein. Im Gegenteil. Mein Vorschlag hilft vor allem Ihnen. Sie müssen es nur durchhalten, Abstand zu halten. Ein paar Wochen vielleicht, ein paar Monate, ein halbes Jahr. Ich mache mit Magda eine Therapie, und spätestens im nächsten Sommer besuchen Sie sie. Als Lukas. Als der, d e r Sie sind. Sie hat sich monatelang damit auseinandergesetzt, dass Johannes nicht wiederkommt, und sie wird Sie mit großer Wahrscheinlichkeit wieder als den Bruder ihres Mannes sehen. Was dann aus Ihnen beiden wird, haben Sie selbst in der Hand.«

»Das kann ich nicht. Das bringe ich nicht übers Herz.«

»Aber es wäre einen Versuch wert.« Frau Dr. Nienburg lächelte.

Lukas stand auf. Seine Handflächen waren schweißnass. Er ging im Zimmer auf und ab. In seinem Kopf wirbelte alles durcheinander, er verstand gar nichts mehr, konnte den Gedankengang der Therapeutin nur schwer nachvollziehen, war momentan nicht in der Lage, das Für und Wider oder auch mögliche Konsequenzen abzuwägen. Nur eines wusste er ganz sicher: Er würde Magda nicht verlassen. Auch nicht zum Schein, um dann als Lukas zurückzukehren. Nein. Niemals. Denn wenn der Trick nicht klappte, hatte er sie für immer verloren. Und dieses Risiko war zu groß.

»Bitte, kommen Sie in die Toskana und reden Sie mit ihr! Bitte! Vielleicht können Sie sie überzeugen, mit mir nach Deutschland zu gehen. Für ein paar Monate nur. Vielleicht für ein Jahr. Sie macht eine Therapie, und wenn es ihr besser geht, planen wir den Ausstieg. Wir lösen unsere Wohnungen auf und ziehen um. Nicht Hals über Kopf, sondern geplant. Bitte, kommen Sie! Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.«

Frau Dr. Nienburg seufzte, ging zum Schreibtisch und klappte ihren Terminkalender auf. »Sie haben insofern Glück, dass ich schon immer mal in die Toskana wollte, es aber noch nie geschafft habe.«

»Eine Unterkunft besorge ich Ihnen, und die Flugkosten übernehme ich auch. Kein Problem.«

Frau Dr. Nienburg nickte unmerklich und schnalzte leise mit der Zunge, während sie unentwegt in ihrem

Terminkalender hin und her blätterte.

»Okay«, sagte sie schließlich, »in der nächsten Woche kann ich gar nicht, aber dann könnte ich kommen. Zehn Tage. Am Siebten würde ich nach Florenz fliegen und am Siebzehnten dann zurück. Denn wenn sich Frau Tillmann nicht sperrt und mit mir redet, kann man in dieser Zeit schon einiges erreichen.«

Lukas fiel ein Stein vom Herzen. Wenigstens das. Wenigstens dieser schwache Lichtschein am Horizont. Am liebsten hätte er Frau Dr. Nienburg umarmt, aber er ließ es bleiben. Bedankte sich überschwänglich und schrieb ihr die Adresse von La Roccia auf. Auch seine Handynummer gab er ihr.

»Also dann, bis zum Siebten!«, sagte er strahlend und gab ihr die Hand. »Wir sehen uns in der Toskana. Ich warte auf Sie!«

Fast hätte er einen Luftsprung gemacht, als er aus dem Büro ging. So leicht und hoffnungsvoll fühlte er sich.

71

Der Anruf kam um achtzehn Uhr dreißig, kurz vor Feierabend. Neri saß an seinem Schreibtisch und löste ein Sudoku. Das zehnte an diesem Tag. Neben sich hatte er eine Stoppuhr, denn er spielte gegen die Zeit und versuchte, immer schneller zu werden. Das war nicht so frustrierend wie der nächste Schwierigkeitsgrad, den er fast nie schaffte.

Er zuckte zusammen, als das Telefon klingelte, stoppte schnell die Uhr und runzelte die Stirn. Ein Anruf, nur wenige Minuten bevor er seine Sachen packen und nach Hause gehen wollte, war das Unerfreulichste, was er sich vorstellen konnte.

Als er sich meldete, war sein Ton ungehalten. Der Anrufer sollte wissen, dass er um diese Zeit störte.

Es war Gabriella, vollkommen aufgelöst, in heller Panik. So kannte er sie gar nicht.

»Oma ist weg!«, brüllte Gabriella ins Telefon. »Seit drei Stunden schon. Bevor ich dich verrückt machen wollte, habe ich sie überall gesucht und überall gefragt. Niemand hat sie gesehen. Wahrscheinlich irrt sie durch den Wald und findet nicht mehr nach Hause. Oh mein Gott, Neri, was sollen wir bloß machen? Sie kann doch nicht da draußen

übernachten?«

»Nein, natürlich nicht. Nun mal ganz ruhig, Gabriella. Kein Grund zur Aufregung!« Wenn Gabriella die Fassung verlor, gefiel er sich immer sehr in der Rolle des Ruhigen, Ausgeglichenen, der einen kühlen Kopf bewahrte.

»Kein Grund zur Aufregung?«, kreischte Gabriella. »Du machst mir vielleicht Spaß! Meine Mutter ist krank, Donato, sie weiß nicht mehr, wer sie ist, wie sie heißt und wo sie wohnt. Wenn sie drei Häuser weiter zum Bäcker geht, findet sie nicht mehr zurück. Und jetzt sitzt sie da draußen mutterseelenallein in der Wildnis, hat wahrscheinlich schreckliche Angst, um sie herum grunzen die Wildschweine und röhren die Hirsche, sie hat nichts zu essen und nichts zu trinken, sie ist barfuß und hat nur ein paar Latschen an den Füßen. Vielleicht stirbt sie heute Nacht da draußen, und da soll ich mich nicht aufregen?«

Vor einer Woche war Gabriella überraschend aus Rom zurückgekehrt. Mit ihrer Mutter auf dem Beifahrersitz und einem bis unters Dach vollgepackten Auto.

»Du weißt, wie gerne ich in Rom bin«, erklärte Gabriella ihrem fassungslosen Mann, der stumm Omas Koffer, Taschen, Kisten und Tüten aus dem Auto räumte und erst einmal auf dem Gehweg stapelte, »wenn es nur nach mir gegangen wäre, wäre ich noch Wochen, ach was, Monate geblieben …«

Wie schmeichelhaft, dachte Neri, die Sehnsucht nach mir scheint sie ja regelrecht um den Verstand gebracht zu

haben.

»Aber es ging nicht«, fuhr Gabriella fort. »Oma weiß nicht mehr, was sie tut, und ist eine Gefahr für sich und andere. Ich musste den ganzen Tag im Haus sitzen und auf sie aufpassen. Und das kann ich hier besser als in Rom. Darum habe ich beschlossen, sie einfach mitzubringen.«

In diesem Moment hätte Neri am liebsten alles kaputt geschlagen, so wütend war er. Denn das war das Letzte. Das Allerletzte! Gabriella hatte ihn einfach vor vollendete Tatsachen gestellt. Sein Leben würde von nun an einfach nur noch unerträglich sein. Jeden Morgen würde ihm davor grausen, ins Büro zu gehen, und am Abend heimzukehren, wenn seine Schwiegermutter beim Abendessen schmatzen und danach in seinem Sessel vor dem Fernseher sitzen und von vergangenen Zeiten reden würde. Denn das tat sie unentwegt. Ihr Langzeitgedächtnis funktionierte fabelhaft, nur ihr Kurzzeitgedächtnis war ausgelöscht. Darum hatte er auch nichts gemerkt, als er ab und zu mit ihr telefonierte.

Oma stieg aus dem Auto aus, grinste breit, tätschelte ihm die Wange und sagte: »Junge, Junge, Junge, du bist ja richtig dünn geworden. Kriegst du zu Hause nichts zu essen?«

Beim Abendessen schlang sie dann solche Mengen in sich hinein, als befände sie sich auf einem amerikanischen Fresswettbewerb mit einer Fünfzigtausend-Dollar-Siegprämie, und Neri verzichtete Oma zuliebe auf die Hälfte seiner Pasta- und auf seine gesamte Fleischportion.

Gabriella lächelte und sah ihn mit einem Blick an, der sagte, lass mal, das wird schon werden, morgen koche ich eben ein bisschen mehr.

Aber nichts würde werden. So viel war Neri klar.

Und jetzt war Oma also verschwunden. Irgendwohin losmarschiert. Wahrscheinlich saß sie auf einem Baumstumpf, wartete auf Rettung und wurde immer wütender, weil keine kam.

»Wieso hast du sie überhaupt gehen lassen? Ich meine, wo warst du denn? Und wie ist sie aus der Wohnung herausgekommen?« Neri ahnte, dass es keinen besseren Weg gab, um Gabriella fuchsteufelswild zu machen, aber jetzt waren diese Fragen heraus, und er wusste selbst nicht, warum er sie nicht einfach hinuntergeschluckt hatte.

»Herrgott noch mal, Neri, hältst du mich allen Ernstes für so bescheuert? Was soll ich denn machen? Ich muss ja wenigstens mal kurz zum Alimentari, wenn wir nicht alle verhungern wollen. Natürlich hatte ich abgeschlossen, aber sie muss die Schublade im Flur durchwühlt und den Schlüssel gefunden haben. Es ist ein echtes Problem, Herr Kommissar«, meinte sie sarkastisch, »wir können sie ja schließlich nicht fesseln und knebeln, wenn wir mal für ein paar Minuten weggehen.«

»Nein, das können wir nicht«, bestätigte Neri und hoffte, seine Schwiegermutter würde im dichten Wald verschwinden und nie wieder auftauchen.

»Nun tu doch was! Du bist doch schließlich die Polizei!«, schrie Gabriella in den Hörer.

»Ja, was stellst du dir denn vor?«

»Was weiß ich? Dies ist eine offizielle Vermisstenanzeige, mein Schatz, und es ist deine verdammte Pflicht, alles Menschenmögliche zu unternehmen! Trommle Kollegen zusammen, freiwillige Helfer, Freunde, Nachbarn, alles was Beine hat, damit sie anfangen zu suchen. Jedenfalls muss jetzt sofort was passieren, bevor es dunkel wird. Wenn wir sie nicht in den nächsten zweieinhalb bis drei Stunden finden, muss sie im Wald übernachten. Wenn sie das überhaupt aushält.«

»Ich tu, was ich kann«, seufzte Neri. »Geh nach Hause, Gabriella, und bleib da am Telefon.«

»Das ist lieb, Neri«, flüsterte sie und legte auf.

Neri überlegte einen Moment, dann klatschte er in die Hände und begann zu telefonieren. Er zog alle Register seiner spärlichen Macht, er setzte alles in Bewegung, was ein Carabiniere überhaupt in Bewegung setzen kann, um eine alte, verirrte und verwirrte Frau wiederzufinden. Schließlich ging es um die Mutter seiner Frau.

»Pass auf«, sagte er zu Tommaso Grotti, seinem ehemaligen Assistenten in Montevarchi, der dabei war, auf der Karriereleiter immer höher zu klettern, »es geht hier um Leben und Tod. Meine Schwiegermutter ist im Wald und findet nicht mehr zurück. Sie ist nur notdürftig bekleidet und

braucht dringend Medikamente. Wenn sie die bis morgen früh nicht bekommt, ist es aus.«

»Verstehe«, murmelte Tommaso dumpf.

»Ich brauche alle verfügbaren Männer. Ruf auch die Kollegen an, die heute keinen Dienst haben, sie sollen nicht nur selbst kommen, sondern außerdem Freunde, Bekannte, Verwandte mitbringen. Jede Menge Freiwillige. Jeder muss eine Taschenlampe dabeihaben. Ich brauche Hunde, Jeeps, alles, was dir einfällt. Wir müssen ein Schneeballsystem entwickeln. Jeder, den du anrufst, soll wieder andere anrufen. Ich alarmiere alles, was sich hier in meiner Umgebung alarmieren lässt. Wir treffen uns auf der Piazza von Ambra.«

»Wann?«, fragte Tommaso, völlig erschlagen von der gewaltigen Aktion.

»Sofort. Ich werde da sein, den Einsatz leiten und die einzelnen Trupps losschicken. Egal, wann ihr kommt, ich bin da. Beeilt euch!« Er legte auf und war äußerst zufrieden mit sich. Es lag an diesem Käsenest, dass er so erfolglos war. Er war der Manager der wirklich großen Katastrophen, erst in so einem Fall lief er zur Höchstform auf und konnte alle Register seines Könnens ziehen.

Eine beispiellose Aktion begann.

Kollegen der Carabinieri, der Forestale und jede Menge

Freiwillige versammelten sich, Jeeps, vierradangetriebene Fiats, Motocrossräder und Mountainbikes strömten sternförmig in die Wälder und Weinberge, um Gabriellas Mutter Gloria zu suchen.

Sie suchten auch nach Einbruch der Dunkelheit, hielten sich mit Handys und Walkie-Talkies gegenseitig auf dem Laufenden, aber sie fanden nichts. Weit und breit keine Spur von Gloria.

Um zweiundzwanzig Uhr dreißig klingelte zum hundertsten Mal sein Handy. »Pronto«, sagte er mit fester, starker Stimme. Sein Selbstbewusstsein war zurückgekehrt.

»Neri«, meldete sich Gabriella leise, »Neri, hör zu, Oma ist gerade nach Hause gekommen.«

»Wie? Nach Hause gekommen? Von wo?« Neri sah kleine bunte Blitze vor seinen Augen und spürte, dass ihm die Knie weich wurden.

»Sie war nicht im Wald. Sie war bei Silena Kaffee trinken. Die beiden sind zufällig ins Gespräch gekommen, und Silena hat sie zu sich nach Hause eingeladen. Offensichtlich haben sie sich so gut unterhalten, dass Oma auch noch zum Abendbrot geblieben ist und ein paar Gläser Wein getrunken hat. Silena hat sie eben nach Hause gebracht. Sie wohnt ja nur hundert Meter von uns entfernt.«

Neri konnte gar nichts sagen, so übel war ihm. Was für

eine Schmach und Schande. Er überlegte fieberhaft, wie er möglichst ungeschoren aus der Sache herauskommen konnte.

Es erforderte eine ähnliche logistische und organisatorische Meisterleistung, alle Helfer wieder aus dem Wald abzuziehen. Neri telefonierte sich die Finger wund, um die Aktion abzublasen, aber anderthalb Stunden später, als alle nach Hause gefahren waren, gab es immer noch fünf Männer, die telefonisch nicht zu erreichen waren und unermüdlich den Wald absuchten.

Neri hatte allen erzählt, seine Schwiegermutter Gloria sei von seiner Frau und einer Nachbarin unterhalb von Rapale gefunden worden, während sie Blümchen pflückte und Kinderlieder sang.

Als er weit nach Mitternacht vollkommen erschöpft nach Hause kam, nahm Gabriella ihn in den Arm.

»Du kannst ja nichts dafür, Neri«, sagte sie. »Kein Mensch konnte ahnen, dass Oma bei einer Nachbarin sitzt. Und ich drücke dir wirklich die Daumen, dass das für dich nicht noch ein übles Nachspiel hat. Aber weißt du, allmählich glaube ich, dass alles, was du anfängst, danebengeht. Du bist ein richtiger Unglücksmensch.«

Neri hatte dies schon die ganze Zeit befürchtet. Dass Gabriella es jetzt auch noch aussprach, machte die Sache nicht besser.

72

Magda blätterte sämtliche Kochbücher durch, die oberhalb der Spüle im Regal standen, aber nirgends fand sie den losen Zettel mit dem Rezept, das sie suchte. Auch in den beiden Schubladen des Küchenschrankes war es nicht, und sogar in ihrem Schreibtisch hatte sie schon gesucht, obwohl sie dort normalerweise keine Rezepte aufbewahrte.

Schade, sie hatte es sich so schön vorgestellt, Johannes, der morgen Abend wiederkommen würde, mit seinem Lieblingskuchen zu überraschen. Aber ohne Rezept bekam sie diesen Kuchen mit der komplizierten Füllung niemals hin.

Obwohl sie es nicht gern tat, rief sie am späten Vormittag bei ihren Schwiegereltern an. Sie hatte das Kuchenrezept vor Jahren von Hildegard bekommen und wusste, dass Hildegard es wie ihren Augapfel in einem großen Schuhkarton hütete.

Bereits nach dem dritten Klingeln war Richard am Apparat.

»Ach, Magda«, sagte er, »hast du gute Nachrichten, oder warum rufst du an?«

»Grüß dich, Richard«, sagte Magda, »ich wollte Johannes einen gefüllten Kirschkuchen backen. Gibst du

mir mal bitte Hildegard, ich brauche das Rezept.«

»Hildegard ist beim Arzt«, sagte Richard, »wegen ihres Rückens. Der wird und wird nicht besser. Ich kann Hildegard ja sagen, dass sie dich anrufen soll, wenn sie vom Arzt zurück ist.«

»Ja, bitte, tu das. - Und? Wie geht's dir so?«, fragte sie eher pflichtgemäß.

»Einigermaßen. Ich hab viel Arbeit. Muss mich erst mal wieder an den Job gewöhnen … Nach so langer Zeit sich wieder einzuarbeiten und die Firma zu führen, das ist so eine liebe Sache.«

»Wie? Wieso? Was machst du denn?«

»Ich habe vorläufig die Leitung der Firma übernommen, bis die Situation mit Johannes geklärt ist.«

»Ach«, sagte sie, »ach so. Na, das ist ja prima. Und bitte grüß Hildegard von mir.« Sie legte auf.

Richard hielt den Hörer in der Hand und überlegte, ob er einen Fehler gemacht hatte.

Magda legte sich mit einem Buch in den Liegestuhl und las eine Novelle von Gerhart Hauptmann, als Lukas sie eine Stunde später über Handy erreichte.

»Liebes«, sagte er sanft, »jetzt bitte nicht erschrecken und nicht böse sein, aber ich kann morgen noch nicht bei

dir sein, ich schaffe es einfach nicht, ich muss in der Firma noch so viel klären, das war in der kurzen Zeit einfach nicht möglich.«

Magda schwieg. Das Gefühl der Enttäuschung überwältigte sie und machte sie stumm. Seit einer Woche bestand ihr Dasein nur aus Warten, sie hatte begonnen, die Minuten bis zu seiner Rückkehr zu zählen …, und dann so etwas. Dabei hatte er es ihr fest versprochen, er hatte einen heiligen Eid geschworen, nach einer Woche wieder da zu sein.

»Wie lange noch?«, hauchte sie.

»Eine knappe Woche. Samstagabend bin ich zurück.«

»Warum, Johannes, warum?«, fragte sie erneut, als hätte sie seine Erklärungen nicht gehört.

»Wenn ich bei dir sein will, muss ich einen Geschäftsführer einstellen. Das weißt du. Sonst geht die Firma vor die Hunde. Und der ist nun mal nicht einfach zu finden. Und bis ich ihn gefunden habe, muss ich auch noch'ne Menge in Ordnung bringen.«

Magda versteinerte. »Lass uns ein andermal weitertelefonieren«, sagte sie schnell, um ihn nicht anzuschreien oder laut zu weinen.

»Gut. Dann machen wir jetzt Schluss. Ich gebe dir noch genau durch, mit welchem Zug ich am Wochenende ankomme. Und bitte denk immer daran: Ich liebe dich - ganz egal, was geschieht.«

Magda nickte, aber das konnte er weder sehen noch hören, und legte auf.

In ihrem Kopf drehte sich alles. Er hatte gelogen. In der Firma gab es nichts zu klären, das hatte sein Vater übernommen. Er musste auch keinen Geschäftsführer einstellen. Nein, es gab nur einen Grund, der ihn in Berlin hielt: Carolina.

Sie blieb noch eine Weile im Liegestuhl liegen, las nicht und schlief nicht. War so unglücklich, dass sie noch nicht einmal weinen konnte.

Magda war ganz in Gedanken, als sie am Nachmittag den Weg von Solata Richtung La Roccia hinunterfuhr. Daher achtete sie auch nicht auf eine Bewegung im Gebüsch und hatte keine Chance, rechtzeitig zu bremsen, als ihr ein Tier vors Auto lief. Sie hörte den dumpfen Knall, als der kleine Körper gegen den Wagen prallte. Das Tier flog durch die Luft und blieb ungefähr drei Meter weiter auf dem gemähten Randstreifen liegen.

Erst jetzt sah sie, dass es ein Fuchs war, und stieß einen schrillen Schrei aus.

Sie sprang aus dem Auto, kniete sich neben ihn, streichelte ihn und tastete ihn dabei vorsichtig ab.

Er wimmerte leise.

»Keine Sorge, Füchslein, ich bring dich zum Tierarzt, es

wird alles wieder gut.«

Der schmale Körper war scheinbar unverletzt, warm und geschmeidig, aber ihm lief ein dünnes Rinnsal Blut aus Maul und Nase.

Sie versuchte, den kleinen Körper hochzuheben. Vor Schmerzen bellte er heiser, und sie ließ erschrocken von ihm ab.

»Füchslein«, flüsterte sie, »Füchslein, was hast du? Es tut mir so leid, es tut mir so verdammt leid, aber ich hab dich doch nicht gesehen!«

Gut zehn Minuten saß sie bei ihm und streichelte ihm übers orangebraune Fell, dann spürte sie keinen Herzschlag mehr.

Die Augen des Fuchses blickten starr in die grelle Sonne.

»Du darfst nicht tot sein!«, flüsterte sie. »Bitte! Ich brauch dich doch …«

Ihre Tränen tropften dem Fuchs aufs Fell. »Komm mit, Füchslein«, sagte sie leise, »hier kannst du nicht bleiben.«

Sie öffnete den Kofferraum, hob den Fuchs vorsichtig hoch und legte ihn sanft hinein.

Dann fuhr sie im Schritttempo bis zum Haus, als könnten ihm die Erschütterung und das Rumpeln auf der Straße noch immer Schmerzen bereiten.

Bis zum frühen Abend ließ sie ihn im Kofferraum.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang begann sie das Grab auszuheben und begrub ihn, als die Sonne hinter den Bergen versank, neben Bingo. Auf das Grab pflanzte sie einen roten Rosenstock.

73

Am nächsten Morgen stand sie früh auf, fuhr nach Montevarchi und kaufte ein Olivenbäumchen.

74

Liebster Thorben,

eigentlich wollte ich Dir vor Deiner Ankunft gar keinen Brief mehr schreiben, aber ich muss es doch tun, so wunderbar ist das, was geschehen ist.

Ich hatte mich schon gewundert, dass Füchslein in letzter Zeit immer dicker geworden ist. Manchmal hab ich gedacht, ich gebe ihm zu viel zu fressen, oder das Hundetrockenfutter ist zu fett für einen kleinen Fuchs, aber dann habe ich ihn ein paar Tage nicht gesehen, und er war noch dicker als zuvor. Mit meiner Fütterung konnte es also nichts zu tun haben.

Und dann legte er sich unter die blaue Zeder direkt unterhalb der kleinen Natursteinmauer. Dort blieb er liegen, und immer, wenn ich mich vorsichtig näherte, wimmerte er leise. Ich bekam richtig Angst um ihn.

Aber was red ich, es ist völlig falsch, dass ich immer von »ihm« spreche. Thorben, wir haben immer gedacht, er ist ein »Fuchs«, dabei ist es eine »Füchsin«! Eine schwangere Füchsin! Und sie hatte sich unter unsere Zeder gelegt, um ihre Jungen zu bekommen.

Einer von uns, Papa oder ich, war immer in ihrer Nähe. Natürlich mit respektvollem Abstand, um sie nicht nervös

zu machen.

Es dauerte zwei Stunden, bis das erste Füchslein kam. Scheinbar problemlos. Papa fotografierte wie ein Wahnsinniger. (Du kannst Dir in Ruhe die vielen Fotos angucken, wenn Du hier bist.) Und dann ging es ganz flott. Insgesamt vier Stück nacheinander. Wir dachten, jetzt ist alles überstanden, aber eine Stunde später kam noch ein Nachzügler. Füchslein Nummer fünf.

Die Füchsin hatte'ne Menge zu tun, all ihre Kinder sauber zu lecken und ins Leben zu stupsen. Wir mussten überhaupt nicht helfen, und man weiß auch nicht, ob sie es sich gefallen lassen würde. Jedenfalls scheint es so, als ob alle fünf Fuchsbabys okay sind. Sie saufen friedlich, und Papa meint, sie hätten auch schon zugenommen.

Jedenfalls hat sich die Füchsin entschieden, mit ihren Jungen bei uns zu bleiben, und das finden wir sagenhaft. Es ist wirklich ein Wunder. Wir hatten einen (fast zahmen) Fuchs, und jetzt haben wir sechs.

Wir wissen dieses Vertrauen der Füchsin zu schätzen und stellen ihr jeden Tag Futter hin. Papa hat schon überlegt, ob er versucht, Mäuse zu fangen. Die sind für einen Fuchs bestimmt nahrhafter als Hundefutter, aber wir wissen beide nicht, wie er das machen soll. Er könnte natürlich Fallen aufstellen, aber fressen Füchse Mäuse, die schon tot sind?

Du siehst, unsere kleine Familie wird mächtig größer,

und Du wirst Deine helle Freude an den süßen Winzlingen haben, wenn Du kommst.

Das wollte ich Dir nur erzählen.

Ich freu mich auf Dich!

Deine Mama

PS: Bitte grüße Arabella ganz lieb von uns. Schade, dass wir sie diesmal nicht kennenlernen können, aber vielleicht klappt es ja im Winter.

75

Als Lukas in Florenz aus dem Flughafengebäude kam, schlug ihm die Hitze ins Gesicht, und er hatte das Gefühl, eine Sauna zu betreten. Seine leichte Jacke empfand er schon auf dem kurzen Weg zu den Taxen als unangenehm und viel zu warm.

»Alla stazione«, sagte er zum Taxifahrer, als er sich dankbar auf die Plastiksitze fallen ließ. Dankbar, weil die Reise bis jetzt reibungslos verlaufen war und es nicht mehr weit war. Noch eine Stunde, und er würde Magda auf dem Bahnhof von Montevarchi wieder in die Arme schließen. Er war zu Hause. Niemals hätte er geglaubt, dass er die Toskana einmal als Heimat bezeichnen würde, und jetzt war es schon so weit. Nach wenigen Wochen. In Berlin hatte er nichts mehr verloren. Das spürte er ganz deutlich.

Der Taxifahrer war schweigsam, kaute auf einem Zahnstocher herum und raste durch die Stadt, als hätte er einen Autoscooter und könnte sich gewaltsam einen Weg durch die überfüllten Straßen bahnen.

Sie erreichten den Bahnhof in Rekordzeit, und Lukas bekam noch den Zug um siebzehn Uhr neun, der nur eine halbe Stunde bis Montevarchi brauchte.

Aus dem Zug rief er Anneliese an. Er wollte dies

eigentlich noch am Freitag in Berlin erledigen, aber dann hatte er sich mit Erich auf einen Abschiedsschluck getroffen. Sie aßen in Mitte in einem Restaurant, zogen hinterher noch durch mehrere Kneipen, und darüber hatte er den Anruf vergessen.

»Ich wollte mich noch mal für die Drehtage bedanken«, sagte er zu Anneliese, »war klasse. Hat mir gut gefallen.«

»Ach nee. Was sind denn das für Töne? Ich dachte, du willst diese Schinderei nicht mehr machen, Kindchen?«

»Bitte, Anneliese, lassen Sie uns diese Diskussion jetzt nicht wiederholen, ich rufe aus Italien an, das kostet per Handy ein Vermögen. Ich wollte nur sagen, dass ich nicht Theater spielen kann, aber ein paar Drehtage mache ich jederzeit gern.«

»Hab ich schon verstanden«, schnauzte Anneliese. »So verkalkt bin ich noch nicht, dass ich unsere reizende kleine Unterhaltung schon wieder vergessen hätte. Aber ich sag dir eins, Kindchen: Es wird schwer. Verdammt schwer.«

»Ich weiß.« Lukas verdrehte die Augen.

»Das deutsche Fernsehen wartet nicht auf Lukas Tillmann, den kein Schwein kennt.«

»Ich weiß.«

»Na, dann ist es ja gut.«

»Ich melde mich wieder bei Ihnen. Und noch mal, vielen Dank für alles.«

»Gern geschehen, Kindchen«, murmelte Anneliese und legte auf. Lukas hatte den Eindruck, dass im Hintergrund Paulinchen gequiekt hatte.

Magda stand auf dem Bahnsteig. Mit hängenden Armen. Sie winkte nicht, als sie ihn auf sich zukommen sah, sie lief ihm auch nicht entgegen. Lukas spürte, dass er sich vor Angst verkrampfte. Irgendetwas musste geschehen sein.

Als er sie an sich drückte, ließ sie die Arme immer noch hängen, erwiderte die Umarmung nicht. Aber sie lächelte zaghaft.

»Ich bin so froh, wieder bei dir zu sein«, sagte er und küsste sie. »Endlich wieder zu Hause.«

Die Distanz, die Magda ihm gegenüber zeigte, fand Lukas irritierend, aber er sagte nichts dazu, fragte nicht nach, wollte sehen, wann Magda von allein mit der Sprache herausrückte.

Er musste nicht lange warten.

»Hast du jetzt eigentlich einen Geschäftsführer gefunden?«, fragte sie beim Abendessen.

Lukas nickte. Er war auf dem Standbein erwischt und versuchte sich blitzschnell eine glaubhafte Geschichte zusammenzuschustern. »Ja. Endlich. Einen vierundvierzigjährigen Schwaben. Macht einen sehr korrekten, sehr integren Eindruck. Hat eine Frau und zwei

Kinder. Er war jetzt fünf Monate arbeitslos, weil seine letzte Firma in die Insolvenz gegangen ist, und ist heilfroh, dass er wieder einen Job gefunden hat. Ich glaube, dass er sehr fleißig ist und sich schnell einarbeiten wird. Jedenfalls hatte ich vom ersten Moment an ein gutes Gefühl.«

»Wie hast du ihn denn gefunden?«

»Übers Internet.«

»Und wie heißt er?«

»Gregor Majewski.«

Magda starrte Lukas an. Dann sagte sie leise: »Was bist du doch für ein gottverdammter Lügner.«

Lukas spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoss.

Magda sprach ruhig weiter. »Ich habe letzte Woche bei deinen Eltern angerufen, weil ich dich eigentlich mit deinem Lieblingskuchen überraschen wollte. Aber ich hab das Rezept nicht mehr gefunden und wollte deine Mutter fragen, ob sie es mir schnell diktieren kann. Aber deine Mutter war beim Arzt. Ich habe nur ganz kurz mit deinem Vater gesprochen. Er hat mir erzählt, dass er die Firma bis auf Weiteres leitet.«

Was für eine Scheiße, dachte Lukas, dümmer hätte es nicht laufen können.

»Jetzt frage ich mich natürlich, was du in dieser Woche in Berlin noch unbedingt zu erledigen hattest? Einen Geschäftsführer hast du jedenfalls nicht gesucht, und dieser

Herr Majewski ist reine Fantasie.« Sie lächelte kalt.

Lukas suchte in seinem Kopf verzweifelt nach einem plausiblen Grund, aber ihm fiel nichts ein. »Es war einfach noch so viel zu erledigen, Magda, tausend Kleinigkeiten …«

»Und mit Carolina hast du dich getroffen«, sagte sie ruhig. »Also doch. Also schon wieder.«

»Magda! Carolina ist tot!«

Magda hörte und registrierte nicht, was er gesagt hatte, und redete einfach weiter. »Du hast mich angelogen, weil du eine ganze Woche Zeit für sie haben wolltest. Ist es immer noch Carolina, oder schon wieder eine andere Frau?«

»Magda, es tut mir wahnsinnig leid, dass ich dich angelogen habe, wirklich! Es war total bescheuert von mir, aber ich brauchte in Berlin einfach noch ein bisschen Zeit. Ich wollte nicht, dass du sauer wirst, ich hatte auch Angst, dass du das nicht verstehst, darum hab ich das mit dem Geschäftsführer erzählt. Es tut mir wirklich leid!«

»Warum tust du das immer wieder, Johannes? Warum machst du alles kaputt?«

»Es gibt keine andere Frau, Magda. Für mich gibt es nur dich. Niemanden sonst.«

»Du lügst ja schon wieder!« Ihre Stimme kippte. Sie sprang auf und schrie ihn an. Hoch und schrill. »Ich kann es

nicht aushalten, ich schaffe es einfach nicht! Du betrügst mich, du verletzt mich, warum? Warum tust du mir das an? Sag es mir, Johannes, warum?«

Lukas schwieg und sah zu Boden. Er konnte ihren anklagenden Blick nicht ertragen.

»Du warst wieder bei ihr. Stimmt's? Eine Woche lang. Nacht für Nacht. Hab ich recht? Warum gibst du es nicht einfach zu? Warum lügst du immer weiter? Das ist so erbärmlich, Johannes, so erniedrigend. Bedeute ich dir so wenig, dass du mir nicht die Wahrheit sagen und offen mit mir reden kannst?«

Lukas dachte daran, was Frau Dr. Nienburg gesagt hatte: *Dann tun Sie jetzt das, was Ihr Bruder nicht gewagt hat. Sagen Sie ihr, dass Sie sich scheiden lassen wollen, weil Sie eine andere Frau kennengelernt haben, mit der Sie leben möchten. Klipp und klar. Ohne Wenn und Aber.*

Er sah Magda unglücklich an, und dann tat er etwas Entscheidendes.

»Ja«, sagte er. »Du hast recht. Es gibt eine andere Frau. Ich habe mich nur nicht getraut, mit dir darüber zu reden.«

»Und in Berlin warst du mit ihr zusammen?« Magda war plötzlich weiß wie die Wand.

»Ja.«

»Mit Carolina?«

»Ja.« Er sagte einfach »ja«, weil es einfacher war.

Magda wusste von Carolinas tödlichem Unfall offensichtlich nichts mehr. »Carolina« war eindeutig und bedurfte keiner weiteren Erklärungen.

Magda setzte sich. In ihren Augen schwammen Tränen. Als sie so dasaß, in sich zusammengesunken, kam sie ihm zart und zerbrechlich vor, und er hätte sie am liebsten in den Arm genommen, aber jetzt war es passiert. Ohne zu überlegen und ohne es wirklich zu wollen, hatte er die Strategie von Frau Dr. Nienburg übernommen.

Es kam Lukas wie eine Ewigkeit vor, und keiner hatte den Mut und die Kraft, das Schweigen zu brechen.

Schließlich stand Magda auf und ging ins Haus.

Lukas saß unschlüssig auf der Terrasse. Was für ein verkorkster Samstagabend. Er wusste nicht, was er machen sollte, hatte keine Lust fernzusehen, und an Lesen war überhaupt nicht zu denken. Innerlich war er viel zu aufgewühlt, um sich auf irgendetwas konzentrieren zu können. Aus dem Schlafzimmer drang Magdas Schluchzen, er hörte es bis auf die Terrasse, und es zerriss ihm fast das Herz. Am liebsten wäre er zu ihr gegangen und hätte sich neben sie gelegt, aber er tat es nicht, weil er völlig durcheinander war. Er wusste nicht mehr, was richtig oder falsch war.

In diesem Moment erklang die Melodie des »Paten«, und er empfand es fast als tröstlich, dass ihn in dieser

Situation jemand anrief und ablenkte. Es war Frau Dr. Nienburg.

»Sind Sie gut in Italien angekommen?«, fragte sie.

»Ja. Sehr gut. Danke.«

»Ich hoffe, ich störe nicht …?«

»Nein. Überhaupt nicht.«

»Sie klingen nicht gerade fröhlich. Wie geht es denn so mit Ihrer Schwägerin?«

»Schlecht. Ganz schlecht. Wir hatten einen kleinen Streit, und die Situation ist irgendwie eskaliert. Jedenfalls …«, er zögerte, stand auf und entfernte sich ein bisschen weiter vom Haus weg, weil er Angst hatte, Magda könnte ihn hören, »na, jedenfalls habe ich in der Hitze des Gefechts mit ihr Schluss gemacht. So wie Sie es mir geraten haben. Wegen einer anderen Frau, ohne Wenn und Aber. Ich weiß gar nicht mehr, wie es passiert ist, es kam so spontan, dass ich mich selbst erschrocken habe. Auf jeden Fall war es kein gut durchdachter Entschluss, und jetzt fühle ich mich hundsmiserabel.«

»Das ist klar. Aber Sie haben alles gut und richtig gemacht. Es ist der erste und wahrscheinlich auch der schwerste Schritt, aus diesem Dilemma herauszukommen.«

»Ich wünschte, ich könnte alles wieder rückgängig machen.«

»Tun Sie das nicht! Auf gar keinen Fall«, bat Dr. Nienburg so eindringlich, wie es am Telefon überhaupt möglich war. »Sie müssen jetzt da durch. Schieben Sie alle Zweifel weit von sich weg und bleiben Sie stark! Unbedingt! Sie dürfen jetzt nicht wieder einknicken!«

»Das sagt sich so leicht.«

»Ich weiß. Aber Sie schaffen das. Da bin ich mir ganz sicher.«

»Hoffentlich«, sagte Lukas und wusste, dass er es nicht schaffen würde.

»Ich habe gar nicht damit gerechnet, dass Sie meinen Rat so schnell beherzigen und in die Tat umsetzen würden, aber so macht mein Besuch in der Toskana natürlich noch mehr Sinn. Magda ist jetzt an einem ganz tiefen Punkt und steht allein da. Das ist ein guter Ansatz für eine Therapie.« Sie bekam einen Hustenanfall, und Lukas wartete geduldig, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

»Aber weswegen ich anrufe, Herr Tillmann. Ich wollte nur noch ein paar Dinge klären. Haben Sie schon die Zeit gefunden, ein Hotelzimmer für mich zu reservieren?«

»Nein. Aber das mache ich morgen Vormittag. Im Albergo in Ambra. Da ist immer etwas frei. Auch in der Saison. Machen Sie sich keine Sorgen. Es ist allerdings sehr einfach. Sonst wüsste ich nur noch ein anderes Hotel in der Nähe, aber das kostet vierhundert Euro die Nacht, und das ist mir ein bisschen zu teuer.«

»Kein Problem«, sagte Frau Dr. Nienburg, »wirklich, zerbrechen Sie sich darüber nicht den Kopf, ich bin auch mit einem sehr einfachen Zimmer zufrieden. Ich möchte nur sicher sein, dass wirklich etwas für mich reserviert ist und ich morgen Abend nicht dumm auf der Straße stehe.«

»Das werden Sie nicht, das verspreche ich Ihnen.«

»Sie brauchen mich nicht vom Bahnhof abzuholen, ich nehme mir einen Mietwagen für die gesamte Zeit und komme dann am Montagvormittag direkt zu Ihnen nach La Roccia. Passt es Ihnen um zehn?«

»Ja, das ist wunderbar. Sie können sich nicht vorstellen, wie froh ich bin, denn ich habe das Gefühl, ich brauche Ihre Hilfe jetzt fast mehr als Magda. Ob ich allein mit dieser Situation klarkomme, weiß ich wirklich nicht.«

»Halten Sie durch bis übermorgen früh, dann reden wir über alles, ja?«

»Ja. Ich warte auf Sie. Soll ich Magda auf Ihren Besuch vorbereiten?«

»Das kann nicht schaden. Im Moment ist es vielleicht nicht ratsam, sie ständig zu überrumpeln. Sie darf den Boden nicht völlig unter den Füßen verlieren. Denn wir wollen sie ja aufbauen und nicht noch mehr verunsichern.«

»Gut, ich werde mit ihr reden.«

»Prima. Na, dann wünsche ich Ihnen alles Gute, und wir sehen uns Montag!«

»Danke, vielen Dank. Bis Montag!«

Lukas legte auf. Er sah, dass sein Handy dringend aufgeladen werden musste, und beschloss, jetzt ins Bett zu gehen und es über Nacht an die Steckdose zu hängen.

Als er ins Schlafzimmer kam, sah er, dass Magda fest schlief.

Lukas lag noch lange wach und hörte den Schrei des Käuzchens und das Rauschen des Windes in den Bäumen.

Während das erste fahle Licht des Morgens hinter den Hügeln heraufzog, war ihm klar, dass er den größten Fehler seines Lebens gemacht hatte. Er wollte sie lieben und mit ihr leben. Sie hatte den Schmerz über den Verlust von Johannes verdrängt, aber diese momentane Bewusstseinsstörung war reparabel. Auf jeden Fall half er ihr nicht, wenn er ihr erneut einen ebenso großen Schmerz zufügte.

Er nahm sich vor, sie um Verzeihung zu bitten. Auch wenn Frau Dr. Nienburg es für einen Fehler hielt. Er würde ihr erklären, dass es keine andere Frau in seinem Leben gab, niemals gegeben hatte und niemals geben würde. Carolina war tot, sie brauchte sie nicht mehr zu fürchten. Er würde sie in die Arme nehmen und ihr versprechen, niemals wieder zu lügen. Nie mehr. Was auch geschehen sollte. Und dann wollte er ihr die Kette schenken, die er für sie in Berlin gekauft hatte. Durch den gestrigen Streit war

er gar nicht dazu gekommen, sie ihr zu geben. Ein zartes, goldenes Kettchen mit einem Aquamarin als Anhänger in Form eines Tropfens, oder auch einer Träne, die zu einer Kostbarkeit geworden war.

Sie war die große Liebe seines Lebens, und das würde er ihr sagen.

Morgen früh. Oder besser, heute Morgen, beim Frühstück, in wenigen Stunden.

Sie wird mich verstehen und mir verzeihen, da war er sich ganz sicher.

Alles wird gut, dachte er, alles wird gut.

76

Sie hatte sich in den Schlaf geweint. Den ganzen Abend hatte sie gehofft, dass er kommen, sie in den Arm nehmen und sich neben sie legen würde - aber er kam nicht.

Schließlich war sie erschöpft eingeschlafen.

Als sie gegen sechs aufwachte, dröhnte ihr Kopf, und sie spürte, dass ihre Augen zugeschwollen waren.

Johannes lag neben ihr. Sie hatte nicht gehört, wann er ins Schlafzimmer gekommen war, aber jetzt sah sie, dass er tief und fest schlief. Sein Atem ging gleichmäßig.

Magda stand leise auf, zog sich ihren Bademantel über und die Hausschuhe an. Sie ging ins Bad, putzte sich die Zähne, und als sie unter der Dusche stand und das warme Wasser auf ihrem Körper spürte, kreiste wieder nur der eine Gedanke in ihrem Kopf: Er hat alles kaputt gemacht.

Sie zog sich Shorts und ein T-Shirt an und ging in die Küche. Erst um sieben würde sich der Radiowecker im Schlafzimmer einschalten. Genug Zeit, denn es würde noch mindestens eine halbe Stunde dauern, bis er zum Frühstück herunterkam.

Sie öffnete die Terrassentür und trat hinaus. Es würde wieder ein heißer Tag werden. Aber noch war es kühl. Sie atmete tief durch, legte den Kopf in den Nacken und

genoss einen Moment die frische Morgenluft.

Es gab keinen Zweifel mehr, sie war sich vollkommen sicher. Es war richtig und gut.

Magda ging zurück in die Küche und setzte Teewasser auf. Dann wischte sie den Küchentisch ab und deckte ihn mit zwei leuchtend blauen Sets, Besteck, Teller und Tassen, mit Salami, Pecorino und ein paar Radieschen.

Als das Wasser kochte, goss sie den Tee auf. Dann fing sie an, Johannes' Müsli vorzubereiten. Sie schnitt das Obst in kleine Würfel. Einen Apfel, eine halbe Banane, eine halbe Orange. Darüber drei Esslöffel Müsli.

Sie hörte, dass oben die Schlafzimmertür geöffnet wurde. Kurz darauf klappte die Badezimmertür. Er war also aufgestanden. Wahrscheinlich noch zehn Minuten, bis er kam. Mit der Milch wollte sie noch warten, damit das Müsli nicht zu weich wurde.

Das Gift hatte sie in ihrer Hosentasche. Er würde nichts merken und keine Schmerzen haben. Das war sie ihm schuldig.

Sie wartete ungeduldig. Ging in der Küche auf und ab, säuberte die Brotschneidemaschine, machte sich eine Einkaufsliste und sah im Küchenschrank nach, ob irgendeines von den Gläsern und Konserven ein bereits abgelaufenes Verfallsdatum hatte.

Sieben Minuten später fand sie, dass die Zeit gekommen sei. Sie zog das Fläschchen aus der

Hosentasche, schraubte es auf und ließ zwanzig Tropfen in die Milch fallen.

Jetzt gab es keinen Weg mehr zurück.

Lukas war zuversichtlich, als er an diesem Morgen aufstand. Er konnte es kaum erwarten, sie zu sehen und mit ihr zu reden, damit dieser Albdruck, der auf seiner Seele lastete, endlich verschwand. Er duschte schnell und zog sich Jeans und das blaue T-Shirt an, von dem er wusste, dass es ihr ganz besonders gefiel.

Dann nahm er das immer noch angeschaltete, aber mittlerweile voll aufgeladene Handy von der Steckdose, schob es in seine Hosentasche, holte das kleine Schmuckkästchen mit der Kette aus seiner Reisetasche und ging nach unten in die Küche.

Magda lächelte, als Lukas in die Küche kam. Er ging auf sie zu, nahm sie fest in die Arme und küsste sie leidenschaftlich.

»Bitte, vergiss alles, was ich gestern Abend gesagt habe. Es war gelogen. Es gibt keine andere Frau, es gibt keine Carolina, Carolina ist tot, in meinem Leben existierst nur du.«

Einen Moment glaubte sie ihm. Aber dann nagte erneut der Zweifel in ihr. Warum hatte er ihr dieses Märchen von der Geschäftsführersuche erzählt? Es wäre nicht nötig

gewesen, wenn er nicht doch etwas zu verbergen hatte.

Nein. Es war richtig. Sie hatte sich entschieden.

Lukas setzte sich und begann, sein Müsli zu essen.

»Lass uns heute ans Meer fahren«, schlug er vor. »Wir gehen am Strand spazieren, schwimmen ein bisschen und dann entführe ich dich in ein wunderbares Fischrestaurant. Was hältst du davon?«

»Das wäre schön«, sagte sie zaghaft.

»Ach«, rief er und sprang auf, »jetzt hätte ich es beinah schon wieder vergessen. Ich habe ein Geschenk für dich!«

Er gab ihr das kleine, samtene Kästchen. »Mach es auf.«

Magda öffnete es. Der Aquamarin funkelte im Sonnenlicht.

»Das ist ja ein Traum«, flüsterte sie. »Wunderschön.«

Lukas grinste zufrieden. »Ich hatte gehofft, dass es dir gefällt.«

Er aß wieder einige Löffel seines Müslis. Magda schenkte ihm Tee ein.

»Wir können uns auch ein Hotel nehmen und zwei, drei Tage am Meer bleiben, wenn du willst?«

»Lieber nicht«, meinte sie zögernd, »ich weiß nicht genau, wann Thorben kommt, und es wäre ja schrecklich, wenn wir dann nicht hier wären.«

Lukas zuckte zusammen. Aber er hatte keine Zeit mehr, darauf zu reagieren, denn ihm wurde übel. Furchtbar schlecht, und er merkte, dass ihm sein Körper kaum noch gehorchte und seine Gedanken davonschwammen.

So war das also mit Johannes, dachte er noch, und ich auch …

Dann fiel er nach vorn und kippte vom Stuhl.

Magda kniete sich neben ihn. »Schatz«, flüsterte sie, »es ist gar nicht schlimm, es wird auch nicht wehtun, ich helfe dir.«

Sie zog seine Lider hoch. Er war bereits bewusstlos.

Magda betrachtete ihn eine Weile, streichelte seine Wange und ging dann zur Küchenschublade, in der die Spritze lag.

Sie musste den Gürtel und den Reißverschluss öffnen, um die Hose bis zu den Knien herunterziehen zu können. Dann injizierte sie ihm das Succinylcholin in den Oberschenkel.

Magda nahm seine Hand und streichelte sie. »Mach's gut«, flüsterte sie, »wo immer du jetzt auch hingehst. Wir hatten eine schöne Zeit, und ich werde dich nie vergessen. Schade um dich, schade um uns, Johannes. Schade, dass du Carolina kennengelernt hast, wir hätten sonst bestimmt noch viele gute Jahre gehabt. Mein Freund, mein Liebster, schlaf gut. Schlaf für immer.« Sie küsste ihn aufs Haar und

fühlte seinen Puls. Noch schlug sein Herz.

»Nur noch einen Moment, nicht mehr lange, dann fliegt deine Seele davon, Hannes. Es tut mir so leid, dass ich es tun musste. Aber ich hätte dir nie wieder vertrauen können. Und ich wollte dich auch keiner anderen überlassen. Es gab nur diesen einen Weg. Ciao, mein Liebster.«

Lukas' Kopf kippte plötzlich zur Seite, sie sah, wie seine Halsschlagader noch einmal heftig pulsierte, und dann setzte sein Atem aus.

Magda spürte keinen Puls mehr. Lukas war tot.

Wenig später ging sie in den Garten und begann, ein Grab auszuheben. In der ersten halben Stunde arbeitete sie zügig und schaffte eine Menge, dann ließen ihre Kräfte nach. Sie hatte es sich nicht so schwer vorgestellt, ein Loch zu buddeln. Aber die Erde auf La Roccia war steinig, sie hatte die Arbeit unterschätzt.

Nach zwei Stunden war sie am Ende ihrer Kräfte und musste eine lange Pause einlegen.

Eine Stunde später machte sie weiter. Sie grub und grub. Kämpfte. Scheuerte sich Blasen, riss sich die Hände auf. Der Schweiß lief ihr über die Stirn, die Haare klebten im Nacken. Sie aß ein paar Bissen und grub weiter. Als ihr das Grab tief genug erschien, schlief sie zwei Stunden.

Anschließend begann sie die Leiche einzupacken. Bevor sie den Müllsack über Lukas' Kopf stülpte, küsste sie ihn. »Ich habe dich so sehr geliebt, Johannes«, flüsterte sie.

»Vielleicht sehen wir uns irgendwann wieder. In einem anderen Leben.«

Sie verschnürte die Leiche im Müllsack mit Klebeband. Wie ein Paket.

Nach Sonnenuntergang begann sie, die Leiche aus der Küche bis zu ihrem Grab zu ziehen. Es wurde schnell dunkel. Sie zog sie auf einer Wolldecke, aber es war eine Tortur. Der leblose Körper war einfach zu schwer.

Erst lange nach Mitternacht hatte sie es geschafft. Sie rollte die Leiche in das vorbereitete Grab, schaufelte Erde darüber, pflanzte das Olivenbäumchen und harkte die Stelle glatt.

Danach setzte sie sich an den großen Holztisch vor dem Haus und trank ein Glas Wein. Ihr Mann war tot. Sie hatte ihn getötet und begraben.

Und sie sang ein leises Lied in der Stille der Nacht:

»… So darlin', darlin', stand by me, oh, stand by me. Oh, stand, stand by me. Stand by me.«

Das Käuzchen schrie, aber sie hörte es nicht.

Sie ging ins Haus, legte sich ins Bett und schlief ein. Ganz ruhig, ganz zufrieden, ganz leicht.

77

Pünktlich um zehn am Montagmorgen kam Frau Dr. Nienburg mit ihrem Mietwagen nach La Roccia.

Die Haustür stand offen.

Frau Dr. Nienburg rief leise »Hallo!«, und dann etwas lauter: »Buongiorno! Ist da jemand?«

Magda kam um die Hausecke und blieb überrascht stehen, als sie die große, ältere Frau vor ihrer Haustür stehen sah.

»Guten Tag«, begann Frau Dr. Nienburg, »mein Name ist Nienburg. Sind Sie Frau Tillmann?«

Magda nickte nur, verschränkte die Arme vor der Brust und sagte nichts.

»Entschuldigen Sie, wenn ich störe und hier so hereinplatze. Aber ich wollte eigentlich mit Herrn Tillmann sprechen.«

»Der ist nicht da. Der ist in Rom. Aber ich nehme an, dass er am Wochenende zurück sein wird.«

Frau Dr. Nienburg überlegte blitzschnell. Die ganze Sache war fürchterlich kompliziert. Natürlich, Frau Tillmann hielt Lukas für ihren Mann, aber warum sagte sie, er wäre in Rom? Oder erinnerte sie sich jetzt wieder an den

verschwundenen Johannes? Dann wäre sie völlig klar im Kopf. - Nein, das konnte sie sich nicht vorstellen. Alles, was Lukas erzählt hatte, hörte sich nicht nach einem vorübergehenden Phänomen an.

»Sie sagen, Ihr Mann ist in Rom? Das wundert mich aber. Denn wir sind hier heute Morgen um zehn fest verabredet. Hat er Ihnen nichts davon erzählt?«

»Nein, hat er nicht.« Magda seufzte genervt.

»Das verstehe ich nicht. Ich bin nämlich extra nach Italien gekommen, um ihn hier zu treffen.«

»Was wollen Sie denn von ihm?«

»Es geht um ein schwieriges Problem, das wir besprechen wollten.«

»Aha.«

Mein Gott, ist diese Frau unzugänglich, dachte Mechthild Nienburg, das ist ja schrecklich.

»Kleinen Moment, ich werde ihn mal kurz versuchen anzurufen.« Frau Dr. Nienburg wählte Lukas' Handynummer, es klingelte lange, aber er ging nicht ran.

»Er hebt nicht ab«, sagte sie zu Magda. »Sind Sie sicher, dass Ihr Mann in Rom ist?«

Langsam wurde Magda ungeduldig. »Wenn er sagt, dass er nach Rom fährt, dann wird er wohl auch nach Rom gefahren sein. Wo sollte er denn sonst sein?«

In Rom war Lukas ganz sicher nicht, überlegte Frau Dr. Nienburg, aber wo war er dann? Entweder war ihm etwas passiert, oder er wohnte hier nicht mehr. Hatte so rigoros und konsequent mit Magda Schluss gemacht, dass er ihre Anwesenheit nicht länger ertragen konnte.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich eine Weile warte? Ich bin sicher, dass er gleich kommen wird. Am Samstagabend haben wir nämlich noch telefoniert und diesen Termin hier vereinbart. Wenn er nach Rom gewollt hätte, hätte er es mir gesagt.«

Magda deutete auf den Tisch vor dem Haus. »Meinetwegen, setzen Sie sich.«

»Danke. Das ist wirklich sehr freundlich von Ihnen.«

Frau Dr. Nienburg setzte sich, und Magda kam wenig später mit einer Flasche Mineralwasser und zwei Gläsern dazu. Sie schenkte ein, und man konnte ihren Bewegungen und ihrem unbewegten Gesichtsausdruck ansehen, wie ungern sie das alles tat.

»Sehr schön haben Sie es hier«, sagte Frau Dr. Nienburg lächelnd, »wirklich ein fantastisches Anwesen! Ein herrlicher Blick, und dann diese Ruhe, das ist für einen großstadtgeplagten Menschen einfach unglaublich. Ich könnte mir vorstellen, dass man nachts wach liegt, weil es einfach zu ruhig ist.«

»Man gewöhnt sich dran. Am Anfang war es merkwürdig. Das stimmt.«

»Wie lange sind Sie schon hier in der Toskana?«

»Zehn Jahre. Aber das Haus ist erst seit vier Jahren fertig.«

Frau Dr. Nienburg nickte. »Traumhaft. Wirklich einmalig. Man kann Ihnen dazu nur gratulieren.«

Die Unterhaltung stockte.

Wie komme ich an sie ran, überlegte Dr. Nienburg, irgendwie muss diese harte Nuss doch zu knacken sein!

»Ihr Mann kommt nicht wieder, Frau Tillmann«, sagte Frau Dr. Nienburg plötzlich in die Stille, »er hat Sie wegen einer anderen Frau verlassen. Das hat er mir auch am Samstagabend gesagt.«

Magda fing an zu zittern. Was war das bloß für eine widerliche Schmeißfliege, diese Frau. Es war an der Zeit, dass sie sie loswurde.

»Ich weiß nicht, was Sie das überhaupt angeht.«

»Ihr Mann ist nicht in Rom. Wahrscheinlich ist er schon wieder auf dem Weg nach Deutschland, zu seiner Geliebten. Machen Sie sich doch nichts vor, Frau Tillmann. Er wird am Wochenende nicht wiederkommen, er wird überhaupt nicht mehr wiederkommen. Sie sind allein, und Sie müssen zusehen, dass Sie sich jetzt in der neuen Situation zurechtfinden.«

Magda sprang auf und rannte ins Haus.

Sie floh. Hielt das Gespräch nicht aus. Nun gut, das war eine nachvollziehbare Reaktion, dachte die Therapeutin. Irgendwann würde sie schon kommen. So wie der Wolf davonläuft, wenn man ihm einen Brocken Fleisch hinwirft, sich dann aber doch langsam und vorsichtig wieder nähert.

Daher machte Frau Dr. Nienburg nicht die geringsten Anstalten zu gehen. Irgendetwas stimmte hier nicht. Sie hatte sich gestern Abend schon gewundert, dass kein Hotelzimmer im Albergo di Ambra für sie reserviert gewesen war. Aber sie hatte dies der Schusseligkeit des Pförtners zugeschrieben und sich keine weiteren Gedanken darüber gemacht, zumal noch genügend Zimmer frei waren. Sie bekam sogar eines mit Blick auf die Ambra. Kurz vor dem Schlafengehen hatte sie noch eine halbe Stunde auf dem Balkon gesessen und auf den kleinen Fluss und die Lichter der Altstadt geguckt und war dankbar, dass sie nicht zur anderen Seite hinaus wohnte, direkt an der Durchgangsstraße, wo Tag und Nacht die Lastwagen zwischen Arezzo und Siena entlangdonnerten.

Sie verzichtete am Abend darauf, Lukas anzurufen, und wollte ihn am Montagmorgen fragen, was schiefgelaufen war. Aber nun traf sie ihn nicht einmal an. Nicht im Traum hatte sie an diese Möglichkeit gedacht. Und dieses Verhalten, sie einfach zu versetzen, ohne den Termin abzusagen, passte auch überhaupt nicht zu dem Lukas, den sie kennengelernt hatte.

Daher war sie fest entschlossen zu bleiben, um

herauszufinden, warum dieses Treffen nicht wie geplant stattfinden konnte.

Frau Dr. Nienburg stand auf, um sich ein bisschen umzusehen. Seit einer Thrombose im linken Knie vor zwei Jahren machte ihr langes Sitzen große Schwierigkeiten.

Sie schlenderte ums Haus und versuchte, sich ein Bild von der Frau zu machen, die hier ihren Sommer verbrachte. Der Garten war ungepflegt, aber die kurzen Blicke, die sie durch offen stehende Fenster ins Haus werfen konnte, zeigten einen überaus ordentlichen und sauberen Haushalt und eine auffallend geschmackvolle Einrichtung.

Warum lässt mich Lukas so hängen, überlegte sie, warum bloß? Dafür muss es doch einen Grund geben?

Sie zog ihr Handy aus der Tasche und wählte erneut Lukas' Nummer.

Und einen Augenblick später hörte sie die Titelmelodie aus dem Film »Der Pate«. Lukas' Klingelton. Sehr leise zwar, aber sie hörte ihn.

Irritiert sah sie sich um. Lukas war also ganz in der Nähe. Aber sie sah ihn nicht, obwohl der Gemüsegarten überschaubar war. Hier gab es keine Möglichkeit, sich zu verstecken. Die Mailbox schaltete sich ein.

»Lukas«, sprach sie aufs Band, »um Himmels willen, Lukas, wo sind Sie? Hier ist Mechthild Nienburg, bitte rufen Sie mich unbedingt zurück!«

Sie knipste das Gespräch wieder weg.

Langsam und nachdenklich ging sie durch den Garten. Was war hier los? Wieso hörte sie Lukas' Klingelton? Ein Olivenbäumchen war frisch gepflanzt, das sah man sofort, obwohl es ungewöhnlich war, eine Olive in ein Gemüsebeet zu setzen.

Sie blickte zum Haus, Magda war nicht zu sehen.

Noch einmal rief sie Lukas an, und wieder hörte sie leise die Melodie.

Mechthild Nienburg hockte sich hin, um besser orten zu können, woher die Musik kam. Und aus dieser Perspektive fiel ihr etwas auf, was sie zuvor noch nicht bemerkt hatte: Die Erde in der Umgebung des Bäumchens war leicht erhöht. Schmal und länglich.

Ihr Herz klopfte wie wild, als sie sich mühsam erhob und näher an die Stelle heranging. Und jetzt sah sie es ganz deutlich: Die frische Erde hatte die Form und die Größe eines Grabes.

Mit zitternden Lippen murmelte sie ein Gebet und drückte erneut auf die Wahlwiederholungstaste ihres Handys.

Und wieder die Melodie des »Paten«. Leise, aber deutlich.

Frau Dr. Nienburg bekam eine Gänsehaut am ganzen Körper. Sie wusste noch nicht genau warum, aber sie hatte

Angst. Eine diffuse Todesangst, wie man sie spürt, einen Augenblick, bevor die Erde bebt.

Magda beobachtete Dr. Nienburg vom Küchenfenster aus. Genau dort, wo sie gestern Johannes vergraben hatte, stand diese widerliche Schnüfflerin. Was hatte sie mit Johannes zu schaffen? Warum reiste sie ihm bis nach Italien hinterher? Und warum verschwand sie nicht einfach und ließ sie in Ruhe?

Gerade wollte sie zwei große Milchkaffee auf die Terrasse tragen, da sah sie, dass die Therapeutin auf der Erde kniete und ihr Ohr auf das frisch geharkte Beet legte.

Die Musik kam aus der Tiefe. Jetzt konnte sie es noch deutlicher hören. Die langsame, melancholische Melodie schnitt ihr in die Seele. Niemand vergrub ein funktionierendes Handy im Gemüsebeet. Lukas war hier. Ganz nah. Sie hatte sein Grab gefunden.

Der Entschluss kam schnell. Die Kaffeetasse, die sie für die Therapeutin gedacht hatte, hatte eine kleine Kerbe am Henkel. Magda ließ die Tropfen in den Kaffee fallen und ging auf die Terrasse.

Es waren erst wenige Sekunden vergangen, da hörte sie

Magda rufen und sah zum Haus. Magda kam mit zwei Kaffeetassen heraus.

Frau Dr. Nienburg begann zu begreifen: Magda Tillmann war eine Mörderin, die ihren Mann Johannes und wahrscheinlich auch ihren Schwager Lukas getötet hatte. Wie die schwarze Spinne, die die Männchen nach der Begattung frisst.

In fieberhafter Eile überlegte sie, was sie jetzt tun sollte. Schnell stand sie auf und hoffte inständig, dass Magda sie nicht beobachtet hatte.

»Ich komme«, rief sie und ging zur Terrasse. Der Schreck über das soeben Erlebte saß ihr schwer in den Knochen.

»Ich habe uns zwei Kaffee gemacht«, sagte Magda, »und hier ist ein bisschen Gebäck. Ich denke, dann kommen unsere Lebensgeister wieder, und wir können uns unterhalten.«

Woher denn dieser plötzliche Sinneswandel?, überlegte Dr. Nienburg. Innerhalb von zehn Minuten eine Kehrtwendung um hundertachtzig Grad von der totalen Ablehnung zur freundlichen Hinwendung? Das war eigentümlich.

»Mein Kaffee ist legendär«, sagte Magda lächelnd. »Besser als in der Bar. Da bin ich ganz stolz drauf.«

Frau Dr. Nienburg war schon lange nicht mehr so durcheinander gewesen. Sie saß hier mit einer Frau in der

Sonne, die keine Skrupel kannte und wahrscheinlich erst gestern ihr letztes Opfer vergraben hatte. Daher durfte sie sie auf keinen Fall misstrauisch machen. Das Beste war, in Ruhe den Kaffee zu trinken, sich dabei möglichst nett und freundlich zu unterhalten, sich dann zu verabschieden und schleunigst zur Polizei zu fahren.

78

Hildegard wusste, dass sie Lukas mit ihren ständigen Anrufen auf die Nerven ging. Seit Samstagabend war er wieder in Italien, und er hatte noch nicht einmal kurz Bescheid gesagt, dass er gut angekommen war. Wahrscheinlich war ihm auch das schon zu viel. Den ganzen Sonntag ärgerte sie sich darüber, aber hatte dem Drang widerstanden, ihn anzurufen. Wollte sich selbst beweisen, dass sie es zwei Tage schaffte, nicht mit ihm zu telefonieren.

Aber jetzt - am Montagvormittag - hielt sie es nicht mehr aus. Wieder hatte sie die ganze Nacht wach gelegen und sich Sorgen gemacht. Vielleicht war es ja nicht nur Nachlässigkeit, dass er sie nicht angerufen hatte, sondern es gab einen anderen Grund. Sie wollte jetzt unbedingt seine Stimme hören, um dieses endlose Drama um Johannes weiter durchhalten zu können.

Zuerst rief sie auf Lukas' Handy an, es klingelte mehrmals, aber dann meldete sich nur die Mailbox.

Ihre Hände zitterten, als sie die Festnetznummer von La Roccia wählte.

Der Kaffee dampfte.

»Mögen Sie Milchkaffee?«, fragte Magda.

»O ja, sehr gern.«

»Dann lassen Sie ihn sich schmecken.«

Der Kaffee war Dr. Nienburg eigentlich noch zu heiß. Sie nahm die Tasse und pustete hinein, um ihn abzukühlen, als im Haus das Telefon klingelte.

Magda reagierte überhaupt nicht.

»Wollen Sie denn nicht rangehen?«, fragte die Therapeutin verwundert.

»Nein.«

»Aber warum denn nicht?«

»Weil es mich nicht interessiert. Mir ist egal, wer jetzt anruft. Außerdem möchte ich nicht unhöflich sein und mich hier lieber mit Ihnen in Ruhe unterhalten.«

»Aber Sie sind nicht unhöflich. Im Gegenteil.«

Das Telefon klingelte immer noch. Magda nippte an ihrem Kaffee und schlug die Beine übereinander.

Dieses Verhalten machte Frau Dr. Nienburg stutzig. In diesem Moment kam ihr der Gedanke, dass der Kaffee vergiftet sein könnte. Die Kaffeetrinkerei war Magda einfach zu wichtig gewesen.

»Aber es könnte Johannes sein, der anruft«, sagte Frau Dr. Nienburg leise.

Magda hielt einen Augenblick inne, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und rannte ins Haus.

Mechthild Nienburg überlegte blitzschnell, ob sie die Tassen austauschen solle, aber dann sah sie die kleine Kerbe am Henkel. Magda würde den Tausch bemerken. Daher stand sie auf, goss den Kaffee in den Rasen und hatte sich gerade wieder gesetzt, als Magda aus dem Haus kam.

»Als ich den Hörer abnahm, hatte der Anrufer aufgelegt«, sagte sie. »Aber wenn es Johannes war, probiert er es sicher noch mal.«

Dr. Nienburg stellte die leere Tasse auf den Tisch und stand auf. »Der Kaffee war ganz ausgezeichnet, Frau Tillmann, aber jetzt muss ich wirklich los. Vielleicht komme ich ja bei Gelegenheit wieder. Vielen Dank für alles.«

Sie gab Magda die Hand, griff ihre Handtasche und ging zu ihrem Auto. Als sie den Wagen startete, hoffte sie, dass sie nicht zu schnell gelaufen und Magda misstrauisch gemacht hatte.

Im Rückspiegel sah sie, dass Magda eine Sonnenbrille aufsetzte und ihr hinterherschaute.

79

Die zentrale Bar eines Ortes war Kontaktbörse für alles, das wusste sie, seit sie einmal auf Sardinien Urlaub gemacht hatte. Daher fragte sie in der Bar della Piazza nach einer Person, die sowohl Deutsch als auch Italienisch sprach und ihr beim Dolmetschen helfen könnte. Man gab ihr die Adresse und Telefonnummer von Katharina.

Mechthild Nienburg fuhr direkt nach Rapale.

Katharina arbeitete an einem Bild, fühlte sich durch den überraschenden Besuch aber überhaupt nicht gestört und begrüßte die Therapeutin so herzlich, als würde sie sie schon seit Jahren kennen.

»Was kann ich denn für Sie tun?«, fragte sie.

»Es geht um Signora Tillmann«, begann Dr. Nienburg vorsichtig. »Und es geht auch um ihren verschwundenen Mann. Ich habe eine Entdeckung gemacht und möchte Sie bitten, mich zur Polizei zu begleiten. Ich kann den Carabinieri mit meinen nicht vorhandenen Italienischkenntnissen nicht erklären, was ich ihnen erklären muss.«

Katharina schien erfreut. »Magda Tillmann ist eine sehr gute Bekannte von mir. Beinah eine Freundin. Darum helfe ich Ihnen natürlich gern. Aber ich dachte, ihr Mann wäre

wieder da?«

»Nein. Ihr Schwager war zu Besuch. Vielleicht ist dadurch das Gerücht entstanden, ihr Mann wäre aus Rom zurück.«

»Das kann sein. Aber was ist denn passiert? Ich meine, was für eine Entdeckung haben Sie denn gemacht?«

»Kann ich Ihnen das im Auto erklären? Ich hab's eilig, und wir sollten jetzt wirklich sofort zur Polizei fahren.«

Frau Dr. Nienburg erzählte Katharina im Auto alles, was sie wusste. Und sie verschwieg auch nicht den unheimlichen Klingelton, der aus der Erde kam.

Katharina hörte sich das alles an, fuhr auf der engen kurvigen Straße zügig nach Ambra und unterbrach Dr. Nienburg nicht ein einziges Mal. Erst als sie geendet hatte, sagte sie tonlos: »Ich kann das nicht glauben.«

»Ich auch nicht. Aber wichtig ist jetzt, dass Sie dies alles ganz genau so und detailliert der Polizei schildern. Können Sie das?«

»Natürlich. Italienisch ist genauso meine Muttersprache wie Deutsch. Aber das Ganze kommt mir vor wie ein böser Traum.«

Neri begrüßte die beiden Frauen äußerst zuvorkommend,

bat sie, in der Amtsstube Platz zu nehmen und ihr Problem zu schildern.

Katharina war aufgeregt, und ihre Augen glänzten fiebrig, als sie Neri die ganze Geschichte erzählte.

Neri wurde schwindlig und ihm fiel siedend heiß ein, dass er die Identität des angeblich wieder aufgetauchten Mannes nicht überprüft hatte. Signore Tillmann war auch nie erschienen, um seinen Führerschein nachzureichen, den er bei der Verkehrskontrolle nicht dabeigehabt hatte.

»Es geht darum, dass beide Brüder, Johannes und Lukas Tillmann, vermisst werden. Signora Nienburg vermutet, dass sie auf dem Grundstück im Gemüsegarten vergraben sind. Warum, haben Sie ja eben gehört. Sie müssen etwas unternehmen, und zwar sofort«, erklärte Katharina.

»Ich kümmere mich darum«, meinte Neri ausweichend.

Katharina übersetzte den Satz.

»Nein, kümmern ist nicht genug«, sagte Dr. Nienburg auf Deutsch, und ihr Ton wurde schärfer. »Durchsuchen Sie das Haus, graben Sie das Grundstück um. Sprechen Sie mit der Frau. Vielleicht haben wir es mit einer mehrfachen Mörderin zu tun. Ich weiß nicht, was, aber es muss etwas geschehen.«

In diesem Moment betrat Alfonso den Raum. »Was gibt's?«, fragte er.

Neri schilderte ihm den Sachverhalt in wenigen Worten. Alfonso runzelte die Stirn.

»Wir werden der Sache nachgehen, Signora«, sagte er ernst. »Das verspreche ich Ihnen.«

»Wann?«

»Sofort.«

»Ja. Das ist gut. Und das ist auch unbedingt notwendig. Damit die Signora keine Gelegenheit hat, sich noch schnell nach Deutschland abzusetzen.«

Frau Dr. Nienburg und Katharina verließen das Büro.

Neri sah seinen Kollegen an. »Was hältst du von der ganzen Sache?«

»Das hört sich gar nicht gut an«, meinte Alfonso, »jetzt habe sogar *ich* Lust, der Signora mal auf den Zahn zu fühlen. Wir werden eine Hausdurchsuchung beantragen, und außerdem graben wir das ganze Grundstück um.«

Neri zog eine Augenbraue hoch und lächelte spöttisch. »Tu, was du nicht lassen kannst, Kollege. Ich habe mir bei der Suche nach meiner Schwiegermutter schon gehörig die Finger verbrannt, ich brauche nicht noch eine zweite Großaktion, die in die Hose geht. Ich halte mich da raus.«

Aus Erfahrung wird man klug, dachte Neri, und fühlte sich ungemein wohl dabei, Alfonso eine Abfuhr erteilt und ihm

die Verantwortung für den Fall abgegeben zu haben.

Für einen Fall, der in Neris Augen noch nie ein Fall gewesen war.

Alfonso hatte Blut geleckt. Verbissen wie eine Zecke im Fleisch des Opfers setzte er es noch an diesem Nachmittag durch, dass er eine Erlaubnis bekam, La Roccia zu durchsuchen. Haus und Grundstück.

Er legte Magda den richterlichen Beschluss vor. Magda warf noch nicht einmal einen Blick darauf.

»Wo ist Ihr Mann, Signora?«, fragte Alfonso.

»Er ist in Rom. Aber er kommt bald zurück.«

Alfonso nickte. »Gut, aber wenn Sie nichts dagegen haben, sehen wir uns jetzt einmal ein bisschen um.«

Magda machte lediglich eine große, einladende Handbewegung, was so viel hieß wie: Bitte schön. Tun Sie, was Sie nicht lassen können.

Alfonso und Neri gingen direkt zum Gemüsegarten.

»Bevor wir hier irgendwo anfangen zu buddeln und uns noch Verstärkung anfordern, wollen wir doch die Leiche erst mal anrufen!« Alfonso grinste, und Neri schwieg. Ihm war überhaupt nicht nach Scherzen zumute.

Aus seiner Jacketttasche fischte Alfonso einen kleinen Zettel, auf dem er sich die Handynummer von Lukas

Tillmann notiert hatte, und wählte mit seinem Handy. Dann legte er den Finger auf die Lippen, um Neri zu signalisieren, sich absolut still zu verhalten.

Leise, sehr leise und wie aus einer anderen Welt drang die Melodie des »Paten« durch die Erde und wurde allmählich lauter.

»Porcamiseria«, flüsterte Alfonso, und der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Neri schlug die Hand vor den Mund und glaubte, ohnmächtig zu werden.

Die Melodie verstummte. Alfonso wählte erneut. Und wieder die Musik aus der Tiefe.

Alfonso tat jetzt genau das, was am Morgen auch schon Frau Dr. Nienburg getan hatte. Er kniete sich hin und legte das Ohr auf die Erde, um das Ungeheuerliche noch deutlicher hören zu können.

Und dann wurde er plötzlich ganz hektisch. »Ich brauche einen Spaten«, schrie er, »verflucht noch mal, hier liegt eine Leiche, Neri. Die Signora hat ihren Mann verbuddelt, und das Handy klingelt noch. Ich fasse es nicht!« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Schnell, Neri, hol die Gartengeräte aus dem Auto, ich verhafte die Signora. Nicht dass sie uns jetzt noch abhaut.«

Angesteckt von der Nervosität Alfonsos stürzte Neri los. Alfonso betrat das Haus.

Magda saß am Küchentisch und schrieb einen Brief.

»Signora Tillmann«, sagte Alfonso mit fester Stimme, »wir haben Grund zu der Annahme, dass auf Ihrem Grundstück eine Leiche vergraben ist. Daher muss ich Sie vorläufig festnehmen. Es tut mir leid.«

Magda sah ihn an, als habe sie kein Wort verstanden. Sie erschien Alfonso vollkommen teilnahmslos, als er ihr eine Handschelle anlegte und sie zum Wagen der Carabinieri führte. Dort bat er sie, auf dem Rücksitz Platz zu nehmen, und kettete sie an den Türgriff.

Als er zurück zum Gemüsegarten kam, fing Neri gerade an zu graben. Genau dort, wo die Melodie des »Paten« ihm wie Hohn in den Ohren geklungen hatte. Alfonso stand mit gespreizten Beinen daneben und beobachtete Neri.

»Mach das fix, aber vorsichtig«, ermahnte Alfonso, »nicht, dass du irgendwas kaputt machst.«

Neri grub und versuchte, alles richtig zu machen, obwohl er der Meinung war, dass es viel besser funktionieren würde, wenn Alfonso nicht wie der Donnergott neben ihm stünde. Dennoch dauerte es nur wenige Minuten, bis er den Plastiksack freigelegt hatte.

»Siehst du das, Neri?«, brüllte Alfonso und zeigte auf das verschnürte Müllpaket, »verdammt noch mal, siehst du das? Das ist Wahnsinn, Neri, das gibt es nicht!«

Neri blieb stumm wie ein Fisch.

Alfonso kniete sich hin und riss den Müllsack an der Stelle auf, wo er den Kopf vermutete, und während Lukas' blasses Gesicht zum Vorschein kam, schrie er unentwegt: »Oh Dio, oh Dio, oh Dio!«

In Neris Kopf drehte sich alles. Hatte Gabriella also mal wieder recht gehabt.

Alfonso sah Neri fassungslos an. »Vaffanculo«, brummte er, »das ist der größte Hammer, den ich in meiner Laufbahn je erlebt habe.«

Den Eindruck hatte Neri auch. »Das ist Signore Tillmann«, sagte er.

»Signore Tillmann?« Alfonso kniff die Augen zusammen und runzelte die Stirn. »Der, den die Signora vor sechs Wochen als vermisst gemeldet hat?«

Neri nickte zaghaft.

»Sag mal, Neri«, Alfonso gab ihm einen aufmunternden oder abfälligen Schlag auf den Rücken, »auf welchem Stern lebst du eigentlich? Das Handy von dieser Leiche hätte ich auch gerne, das einen Akku hat, der sechs Wochen durchhält! Du glaubst, dass der Signore Tillmann hier sechs Wochen vergraben liegt, munter telefoniert und dann noch so frisch aussieht wie dieser Tote hier? Den Umständen entsprechend ein bisschen blass, aber mehr auch nicht? Das glaubst du im Ernst, Kollege?«

Dass er mal wieder die falschen Schlüsse gezogen und Unsinn erzählt hatte, begriff Neri jetzt auch. Aber er sagte

nichts und rechtfertigte sich nicht. Es hatte ja alles keinen Sinn.

Einen Moment atmete Alfonso tief durch. Dann zeigte er auf das zweite Olivenbäumchen. »Guck mal, Kollege, da ist noch so ein Billigbaum von Ipercoop. Wollen wir doch mal sehen, ob hier System in der Sache ist und ob wir vielleicht wirklich einen Signore Tillmann finden.«

Er nahm Neri den Spaten aus der Hand und fing bei dem anderen Olivenbaum an zu graben.

Es war ähnlich wie bei der ersten Leiche. Zuerst legte er den Plastiksack, dann den Kopf des Opfers frei. Allerdings war das Plastik über dem Gesicht bereits völlig zerfetzt.

»Guck mal einer an«, meinte Alfonso, »da sind wir nicht die Ersten, die eine grausige Entdeckung machen. Irgendein Mitbürger oder ein Rudel Wildschweine waren schon vor uns da. Und siehst du das, Neri?« Neri würgte. »Nein, guck hin. Mach jetzt nicht schlapp! Der ist schon erheblich verwest. So wie es sich gehört, wenn man sich wochenlang die Radieschen von unten ansieht. Mit großer Wahrscheinlichkeit hast du hier die Leiche von deinem Signore Tillmann. Aber wer der andere ist, wissen die Götter.«

Alfonso setzte sich auf einen Stein. Er war vollkommen erschöpft. »Ruf Verstärkung, Neri«, sagte er, »jetzt brauchen wir Leute, die den gesamten Garten umgraben, ganz sorgfältig, Stück für Stück. Und die Spurensicherung muss auch kommen. Und zwar sofort. Wir dürfen hier nicht

weiter an den Leichen herumfummeln.«

Neri nickte und tätigte die erforderlichen Anrufe. Vielleicht die schwersten seiner Amtszeit. Dabei erinnerte er sich daran, dass er unlängst hier an dieser Stelle schon einmal gestanden hatte, mit einer Hacke in der Hand. Er hatte keine Lust gehabt, das Olivenbäumchen neu einzupflanzen. Gartenarbeit war ihm zuwider, und darum hatte er eigentlich nur rumgestanden und sich mit Massimo unterhalten. Schließlich war die Signora gekommen, und sie hatten mit der Arbeit aufgehört.

Warum hatte er bloß nicht gegraben? Wenn er die Leiche von Signore Tillmann gefunden hätte, hätte sich wahrscheinlich sein ganzes Leben verändert. Aber nein, er wollte sich die Hände und seine blank geputzten Schuhe nicht schmutzig machen und hatte es mal wieder vermasselt.

Man fand insgesamt drei Tote, und die Bevölkerung des Valdarno stand unter Schock.

Die Leiche in der Klärgrube wurde relativ schnell als Stefano Topo, florentinischer Literatur- und Theaterkritiker, identifiziert, den bisher noch niemand vermisst hatte. Die anderen beiden Leichen wurden eindeutig als Johannes und Lukas Tillmann identifiziert.

Alfonso wurde wie ein Held gefeiert. Er hatte die Leichen entdeckt und den Fall gelöst. Und er bekam sogar das

Angebot, eine Stelle in Rom anzutreten.

»Ach du meine Güte«, sagte er zu Neri, »was soll ich denn in Rom? Nur weil ich die Leichen ausgebuddelt habe, wollen die mich von zu Hause weglocken? Niemals! Hier fühle ich mich wohl, hier bleibe ich auch. Rom ist ja wohl das Letzte!«

Neri schluckte, und sein Gesicht glühte. Zum Glück hatte Gabriella nichts von dem gehört, was Alfonso gesagt hatte, und sie würde es auch nie erfahren.

Vielleicht war das seine allerletzte und allergrößte Chance gewesen. Er hatte sie nicht genutzt, und Rom lag mehr denn je in unerreichbarer Ferne.

80

Signora Tillmann, die angab, von allen drei Leichen auf ihrem Grundstück nichts gewusst zu haben, wurde ins Staatsgefängnis nach Florenz gebracht. Obwohl sie einen deutschen Verteidiger hatte, schwieg sie zu allen Vorwürfen.

Mechthild Nienburg nahm sich ein Hotelzimmer in Florenz und verbrachte jeden Tag mehrere Stunden bei Magda. Sie versuchte, ihr Vertrauen zu gewinnen und ihr zu helfen, aber es war aussichtslos.

Magda empörte sich nicht, sie verteidigte sich nicht, sie lächelte nur still in sich hinein. Und manchmal, wenn sie besonders glücklich schien, summte sie ein leises Lied.

Liebster Thorben,

jetzt kommt der Herbst mit Macht! Der Sturm fegt die Blätter von den Bäumen, und morgens wabert der Nebel ums Haus. Dann kann ich weder den Hügel noch den Weg erkennen, der nach Solata führt.

Ich weiß, ich hab es Dir schon ein paarmal gesagt und geschrieben, aber egal, ich muss es immer wieder tun: Es war eine so schöne Zeit mit Dir auf La Roccia! Auch dass in der letzten Woche

noch Arabella vorbeigekommen ist, war wunderbar. So haben wir sie wenigstens kennengelernt.

Sie ist ein entzückendes Mädchen, und ich kann gut verstehen, dass Du sie liebst.

Du kannst Dir nicht vorstellen, wie glücklich es uns macht, dass Ihr hier bei uns auf La Roccia leben wollt! Ich bin sicher, Ihr werdet keine Schwierigkeiten haben, in Florenz oder Arezzo einen Job zu bekommen. Papa hat schon angefangen, das Haus für Euch umzubauen. Ihr könnt sein Arbeitszimmer haben und den gesamten östlichen Trakt. Das sind über hundert Quadratmeter. Papa baut auch bereits zwei Kinderzimmer, denn wir wissen ja, wie sehr Ihr Euch Kinder wünscht. Wir übrigens auch! Es gäbe nichts Schöneres, als wenn wir bald Enkelkinder auf La Roccia haben würden!

Johannes kommt gut voran. Ich denke, zu Weihnachten werden bereits drei Räume fertig sein. Wenn Ihr kommt, könnt Ihr noch Eure ganz speziellen Wünsche anmelden, Papa wird versuchen, sie alle zu erfüllen.

Ich bin so froh und zufrieden wie noch nie in meinem Leben. Es hat sich alles wunderbar gefügt. Wir werden zusammenleben, wir werden Euch unterstützen, so viel wir können, und wir werden im Alter nicht allein sein. Eine Hand wäscht

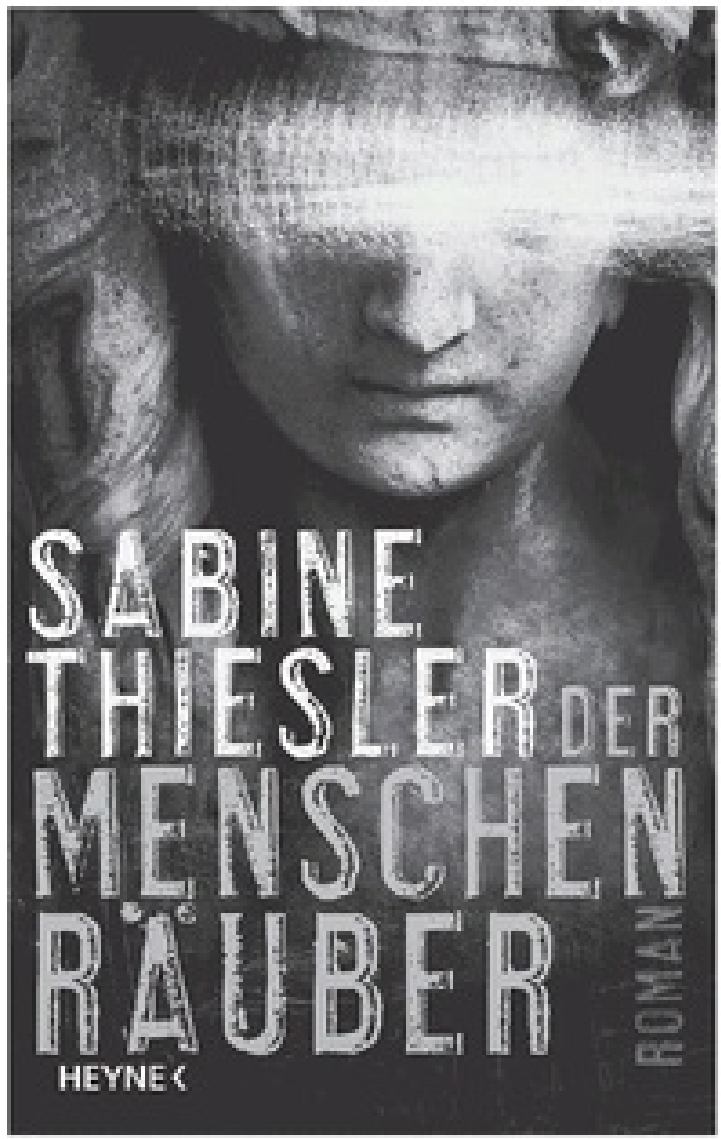
die andere. Vor ein paar Jahren noch hatte ich schreckliche Zukunftsängste, jetzt sind sie wie weggeblasen.

Und das alles habe ich nur Dir zu verdanken. Dir, Thorben, meinem wunderbaren Sohn.

Ich liebe Dich und danke dem Himmel, dass es Dich gibt.

Deine Mama

Nach *Der Kindersammler*, *Hexenkind* und *Die Totengräberin* liegt jetzt der neue Bestseller von Sabine Thiesler im Heyne-Verlag vor:
DER MENSCHENRÄUBER



Wehe, wenn wir uns wiedersehen...

Zuerst verliert er durch einen schrecklichen Unfall seine Tochter. Dann seinen Beruf und schließlich seine Frau. Als

der erfolgreiche Medienmanager Jonathan in einem einsamen Bergdorf in der Toskana ankommt, scheint er am Ende zu sein. Doch dann trifft er die junge Sophia und beginnt mit ihr ein neues Leben, bis ihn die Vergangenheit einholt. Aus Rache wird er zum Mörder, aber das ist erst der Anfang …

Am vierzehnten Januar bezog er sein Quartier im Wald. Bei einem Outdoor-Ausrüster hatte er sich spezielle Winterkleidung zugelegt. Jacke, Hose und Stiefel, die auch für eine Tour in der Arktis geeignet gewesen wären, denn er rechnete damit, eventuell tagelang auf seinem Beobachtungsposten liegen zu müssen.

Seit zehn Tagen waren die Temperaturen in Deutschland nicht mehr über null Grad gestiegen, und der Boden war hartgefroren. Jonathan hatte eine Isomatte dabei und hoffte, sie würde die Kälte abhalten und ihm ermöglichen, sich wenigstens ab und zu hinzusetzen und ein bisschen auszustrecken. Außerdem hatte er in den geräumigen Taschen seiner Jacke heißen Tee in einer Thermoskanne, belegte Brötchen, ein Taschenmesser und eine Taschenlampe verstaut. Sein Handy hatte er leise und nur auf Vibration gestellt.

Das Risiko, von Spaziergängern entdeckt zu werden, war ziemlich gering, der Weg befand sich auf der anderen Seite des Hauses, hier gab es nur Dickicht, und es war davon auszugehen, dass bei diesem ungemütlichen Wetter niemand durchs Unterholz schlich. Lediglich von einem Hund konnte er aufgespürt werden, aber mit dieser Gefahr

wollte er sich jetzt nicht auseinandersetzen. Wenn es so weit war, würde er darauf reagieren, vorher nicht.

Er wartete fünf Stunden, bis er sie zum ersten Mal sah. Vollkommen zerzaust und ziemlich verschlafen schleppte sie sich zur Küche, nahm ein Glas aus dem Schrank, füllte es mit Wasser aus der Leitung und trank es hastig aus. Dann stützte sie sich auf den Tresen, wartete einen Moment und rang pumpend nach Atem, so dass sich ihr Brustkorb extrem hob und senkte.

Als hätte sie einen Hundertmetersprint hinter sich, dachte Jonathan.

Ihr Bauch, den sie mit der rechten Hand umfasste und zu stabilisieren versuchte, hatte bedrohliche Ausmaße angenommen, die sich unter dem engen T-Shirt, das sie trug, deutlich abzeichneten.

Jonathan jubilierte innerlich. Ich bin also noch nicht zu spät! Gott sei Dank bin ich noch rechtzeitig gekommen. Und wie es aussieht, dauert es nicht mehr lange.

Ein Auto fuhr vor und parkte in der Einfahrt. Es war nicht Tobias' Wagen, das sah Jonathan sofort.

Hella stieg aus. Sie hatte zwei Einkaufstüten und eine Babytragetasche dabei, an der noch das Preisschild baumelte, und ging ins Haus. Im Wohnzimmer umarmten sich die beiden Frauen, Leonie begutachtete die Tragetasche von allen Seiten und strahlte. Sie küsste ihre Schwiegermutter auf die Wange.

Diese lächelte und begann, sich in der Küche zu schaffen zu machen.

Jetzt werden sie das Abendbrot zubereiten, überlegte

Jonathan. Vielleicht konnte er sich für ein paar Stunden entfernen. Babys kamen meist in den frühen Morgenstunden zur Welt. Spätestens um Mitternacht wollte er wieder auf seinem Posten sein.

Erst als er durch den Wald zurück zu seinem Auto ging, merkte er, wie verfroren er war und wie steif seine Knochen geworden waren. Er konnte kaum gehen, und seine Nase lief. Eine Erkältung konnte er jetzt auf keinen Fall gebrauchen.

Er fuhr zu seiner kleinen Pension außerhalb von Buchholz, in der er sich unter falschem Namen eingemietet hatte, ließ heißes Wasser einlaufen und legte sich in die Badewanne. Allmählich wurde ihm warm, und er spürte, wie das Blut wieder zu fließen begann und sein Körper weich und geschmeidig wurde. Die Augen fielen ihm zu, aber bevor er tatsächlich in der Wanne einschlief, stand er auf, frottierte sich ab, zog sich an und fuhr nach Buchholz in ein kleines Bistro. Dort aß er eine gemischte Nudelpfanne, trank zwei Bier und fuhr zurück in seine Pension. Den Weckruf seines Handys stellte er auf kurz vor Mitternacht und fiel augenblicklich in einen tiefen Schlaf.

»Dreiundzwanzig Uhr und fünfzig Minuten. Zeit aufzustehen!«, sagte die monotone Computerstimme. Nach der dritten Wiederholung begriff Jonathan, dass er gemeint war. Im ersten Moment hatte er nicht gewusst, wo er sich befand. Sofia, dachte er und tastete links neben sich, aber seine Hand fiel ins Leere. Da war nicht Sofias

Bett, sondern nur ein abgetretener und verblichener Bettvorleger.

Augenblicklich war er hellwach, richtete sich ruckartig auf und schaltete den Weckruf des Handys aus.

BEEIL DICH!

Jonathan zog sich eilig an, kochte frischen Tee mit einem altmodischen Tauchsieder, den er in Amandas Küchenschrank gefunden und mitgebracht hatte, füllte den Tee in die Thermoskanne, steckte sich zwei Äpfel ein, kontrollierte, ob er auch wirklich die Taschenlampe dabeihatte, und fuhr los.

In der Nacht wagte er sich bis auf dreißig Meter in die Nähe des Hauses. Er parkte den Wagen in einem kleinen, fast zugewucherten Waldweg, von dem er ausging, dass er nicht mehr benutzt wurde, und schlich zum Grundstück, ohne die Taschenlampe einzuschalten.

Mittlerweile kannte er sich gut aus und fand die Stelle, wo er tagsüber gelegen hatte und von der aus er Wohnzimmer, Arbeitszimmer und Küche im Blick hatte, trotz Dunkelheit auf Anhieb. So geht es Sofia immer, dachte er, sie bewegt sich nur in der Dunkelheit, das ist ja unerträglich.

Im Haus war alles dunkel, und auch die Gartenbeleuchtung war nicht angeschaltet. Jonathan konnte absolut nichts erkennen. Trotz Isomatte und Bergsteigerbekleidung kroch ihm die Kälte bereits nach zehn Minuten durch sämtliche Glieder. Seine Nase tropfte, und er zog sie so laut und ungeniert hoch, dass er in der Stille der Nacht selbst über das Geräusch erschrak.

Ich hau ab, überlegte er, ich geh in mein Zimmer und schlafe bis morgen früh. Auf keinen Fall kann ich hier übernachten. Schwiegermutter, Mutter und Kind schlafen fest, und ich Idiot liege hier im festgefrorenen Laub. Irgendwie werde ich morgen früh schon rauskriegen, falls sie heute Nacht noch in die Klinik gefahren ist.

BLEIB!

Jonathan wagte es nicht aufzustehen und hörte zumindest für eine Weile auf, über seine missliche Situation nachzudenken. Die Augen wurden schwer und fielen ihm immer wieder zu. Ihm wurde klar, dass er erfrieren würde, wenn er jetzt einschlief, und er ertappte sich bei dem Gedanken, dass es ein schöner Tod wäre. Jetzt einfach schlafen, und alles wäre vorbei. Ein für alle Mal.

In diesem Moment ging im Wohnzimmer das Licht an.

Leonie kam herein. Sie war barfuß und hatte ein Nachthemd an, das über ihrem prallen Leib spannte, ging zum Kühlschrank, nahm Milch heraus und trank sie direkt aus der Tüte. Dabei hielt sie sich den Rücken und streckte ab und zu den Kopf in den Nacken, als habe sie große Schmerzen.

Plötzlich wandte sie sich um und sah in den Garten. Jonathan hatte das Gefühl, sie sähe ihn direkt an, und hielt den Atem an, aber dann - erst nach einigen Sekunden - sagte er sich, dass es unmöglich war. Aus dem hell erleuchteten Wohnzimmer konnte sie niemals erkennen, was sich draußen in der Dunkelheit abspielte.

Er war so mit seinen Gedanken und seiner eigenen

Beruhigung beschäftigt, dass er zu spät registrierte, dass Leonie die drei Schritte zum Kamin gegangen war und die Gartenbeleuchtung angeschaltet hatte.

Jonathan machte einen Satz nach hinten. Der Busch bewegte sich, Zweige knackten.

Leonie rief ihre Schwiegermutter und deutete mit ausgestrecktem Arm angstvoll nach draußen. Hella ging vor direkt bis ans Fenster, sah angestrengt nach draußen und schüttelte schließlich den Kopf.

Jonathan vermutete erleichtert, dass sie wahrscheinlich »da ist nichts« zu Leonie gesagt hatte.

Er war jetzt hoch konzentriert und übervorsichtig, immerhin war es möglich, dass eine der beiden in den Garten kam, um genauer nachzuschauen, und so schnell konnte er unbemerkt nicht flüchten. Aber dann vertraute er darauf, dass sie sich beide zu sehr davor fürchteten, das schützende Haus zu verlassen. Wenn Tobias da gewesen wäre - er wäre bestimmt hinausgegangen, schon um Leonie zu beruhigen, aber Tobias war zum Glück nicht da. Wahrscheinlich machte er seinen Job in Bangkok oder Singapur. Gut so.

Eine halbe Stunde später ging das Licht wieder aus, Hella und Leonie verließen das Wohnzimmer, und dann war alles ruhig. Nichts passierte. Kein Laut. Jonathan fror erbärmlich.

BLEIB! , sagte die Stimme.

Jonathan blieb und musste doch eingeschlafen sein, denn plötzlich schreckte er hoch. Im Wohnzimmer war alles dunkel, aber er hörte, wie die Haustür zugeschlagen und

kurz darauf ein Wagen angelassen wurde.

Innerlich fluchend, robbte er zurück, aber als er die Straße erreichte und zu seinem Auto rannte, sah er in der Ferne nur noch die Rücklichter, deren Leuchtkraft immer schwächer wurde, und plötzlich war da nur noch tiefschwarze Nacht.

Er war wütend auf sich selbst. Er tobte innerlich. Leonie war ins Krankenhaus gefahren, und er wusste nicht, in welches. Wenn das Kind auf normalem Weg zur Welt kam, hatte er jetzt zwölf, maximal vierundzwanzig Stunden Zeit herauszukriegen, wo sich Leonie befand. Spätestens dann würde sie mit dem Kind wieder zu Hause sein, und seine Chance war vertan.

Jetzt musste er erst einmal den Vormittag abwarten, und dann brauchte er Geduld und ein bisschen Glück.

* * *

Jonathan erwachte um zehn und fluchte innerlich. Das Frühstück in dieser lausigen Pension war gerade vorbei, aber er hatte den Schlaf gebraucht. Für das, was er vorhatte, benötigte er seine ganze Konzentration.

Um sieben war er schon einmal aufgewacht. Völlig zerschlagen und mit zentnerschwerem Kopf, als habe er die Nacht durchgesoffen. Er schleppte sich zur Toilette und spürte, dass er beim Schlucken Schmerzen hatte. Verdammt nochmal, es hat mich erwischt, es hat mich also

wirklich erwischt.

So schnell wie möglich verkroch er sich wieder im Bett und hoffte beim Einschlafen, dass ein Wunder geschehen und er die drohende Erkältung wegschlafen könnte, aber als er aufwachte, hatte er nicht nur Hals-, sondern auch Kopf-und Ohrenschmerzen.

Er ging schnell ins Bad und duschte sehr heiß und sehr lange. Danach fühlte er sich wesentlich besser, kochte sich einen Tee und war schließlich davon überzeugt, die Kraft zu haben, die Erkältung wegzudrücken. Schließlich musste er nun keine Nächte mehr in der Kälte verbringen.

Um elf rief er bei Engelberts Witwe, Ingrid Kerner, an. Er hatte erwartet, eine gedämpfte und immer noch von Trauer erfüllte Stimme zu hören, aber sie war erschreckend laut und aufgekratzt.

»Nein!«, rief sie. »Sie? Wie geht es Ihnen?«

»Gut. Danke. Aber eigentlich wollte ich mich erkundigen, wie es Ihnen geht?«

Sie wurde ruhiger, als fiele ihr erst in diesem Moment ihr Schicksal wieder ein. »Besser. Danke. Ich gewöhne mich allmählich an den Zustand, allein zu leben. Es ist schwer, aber es geht. Und Sie? Von wo rufen Sie an?«

»Aus Italien! Wie immer. Ich habe mich nur gerade daran erinnert, bei der Trauerfeier gehört zu haben, dass das Kind von Leonie und Tobias im Januar geboren wird. Wie sieht es denn aus?«

Ingrid kiekste, und dann überschlug sich ihre Stimme fast. »Na so was! Sie scheinen den siebten Sinn zu haben, oder es war Gedankenübertragung. Ja, wirklich, heute

Morgen hat Leonie ein kleines Mädchen geboren! Lisa-Marie soll sie heißen. Ich habe den Anruf auch erst vor zwei Stunden von Hella bekommen. Leider habe ich heute noch einen Zahnarzttermin - aber ich denke, morgen früh fahre ich nach Buchholz.«

»Das ist ja wunderbar. Nein, das freut mich wirklich!«

»Soviel ich weiß, ist Tobias gerade in New York, aber vielleicht schafft er es ja, seine Frau und seine Tochter ein paar Tage zu besuchen.«

»Ich würde es ihm wünschen. Sagen Sie, Frau Kerner, wissen Sie zufällig, in welchem Krankenhaus Leonie liegt? Ich würde ihr gerne ein paar Blumen schicken.«

»Aber natürlich. Moment.« Ingrid legte den Hörer zur Seite und suchte nach ihrem Notizbuch. Dann gab sie Jonathan Adresse und Telefonnummer des Krankenhauses, außerdem Station und Zimmernummer von Leonie und legte auf. Sie war überrascht und gerührt, was der Vermieter aus Italien für einen regen Anteil am Schicksal ihrer Familie und ihrer Freunde nahm.

Und Jonathan war äußerst zufrieden mit sich. Jetzt musste er noch ein paar Einkäufe tätigen, dann hatte er so ziemlich alles, was er brauchte.

Leonie war jetzt seit fast zweiunddreißig Stunden ununterbrochen wach. Sie war den ganzen Tag über von dem kleinen Wesen in ihrem Arm so fasziniert gewesen, dass sie die Müdigkeit gar nicht gespürt hatte, aber jetzt merkte sie, dass ihre Kräfte rapide nachließen, sie musste

dringend schlafen. Die Milch schoss in ihre Brüste, sie hatte Lisa-Marie schon einmal gestillt und war ganz glücklich. Alles war gut. Um neun hatte Tobias aus New York angerufen. Er hatte so mit den Tränen gekämpft, dass er kaum sprechen konnte.

»Ich komme«, hatte er immer wieder gestottert, »ich komme, so schnell ich kann. Pass gut auf unseren kleinen Schatz auf. Ich bin stolz auf dich, Leonie, du bist die tollste Frau der Welt, und ich liebe dich.«

Dann war er weg. Ob er aufgelegt hatte oder das Gespräch unterbrochen worden war, wusste sie nicht, es war ja auch egal. Alles war in Ordnung. Sie liebte ihre kleine Tochter, die eine Stupsnase und einen weichen blonden Flaum auf dem Kopf hatte, jetzt schon über alles. Ich geb dich nie wieder her, dachte sie. Nie wieder. Du bist das größte Wunder und das größte Glück meines Lebens.

Dann klingelte sie nach der Schwester. »Tillie«, sagte sie matt, »ich bin so müde, ich muss unbedingt eine Weile schlafen. Können Sie die Kleine mit ins Wachzimmer nehmen?«

»Aber natürlich!« Tillie nahm Lisa-Marie aus ihrem Bettchen. »Wir passen auf sie auf und werden sie wickeln, wenn es nötig ist. Sollen wir Sie wecken, wenn sie gestillt werden muss?«

»Ja, bitte.« Leonie lächelte dankbar, drehte sich auf die Seite und schlief augenblicklich ein.

Jonathan ging ins Bad, betrachtete ein paar Sekunden sein

Gesicht im Spiegel eines altmodischen Allibert und begann, sich sorgfältig zurechtzumachen.

Es war jetzt zwanzig vor elf. Zeit der Visite und daher viel zu gefährlich. Er wollte noch zwei Stunden warten, denn es erschien ihm günstiger, wenn auf den Stationen das Mittagessen gerade vorbei war und das Geschirr abgeräumt wurde.

In den letzten zwei Wochen hatte er sich einen Bart wachsen lassen, den er jetzt sorgfältig schnitt, so dass er gepflegt wirkte. Der schlohweiße Bart störte ihn maßlos, er kam sich verwahrlost und unsauber vor, geradezu verwildert. Aber es handelte sich ja nur noch um wenige Stunden. Wenn alles erledigt war, würde er ihn abrasieren.

Die Perücke hatte er schon vor Wochen in Florenz gekauft. Sie war aus Echthaar, handgeknüpft, und hatte über fünfhundert Euro gekostet. Das war es ihm wert. Graue, drei bis vier Zentimeter lange Haare, die sehr natürlich wirkten und gut zu seinem schmalen Gesicht passten. Er streifte sie über seine eigenen millimeterkurzen Haare, und damit die Perücke nicht verrutschte, fixierte er sie an den Schläfen und oberhalb der Stirn am Haaransatz mit Mastix. Ein Spezialklebstoff, der im Theater in der Maske verwendet wurde. Hinterher würde er die Perücke so bald wie möglich verbrennen.

Zum Schluss setzte er eine Brille mit Fensterglas und zartgoldenem Rand auf, die ihm einen intellektuellen, distinguierten Touch gab. Kein Problem, sie danach auf der Autobahn aus dem Fenster zu werfen.

Er wirkte wie ein Professor Anfang sechzig, dem man ohne weiteres Respekt zollte und Vertrauen schenkte. Perfekt. Er war zufrieden.

Das Zimmer hatte er bereits am Abend zuvor bezahlt. Er packte seine Sachen und verließ zwanzig Minuten später das Hotel vollkommen unbemerkt. Die Rezeption war in diesem kleinen Hotel nur selten besetzt.

Ideal für ihn, der ungesehen verschwinden wollte.

Es war jetzt kurz nach elf. Noch zu früh. In Gedanken ging er noch einmal die Liste durch, ob irgendetwas fehlte. Aber ihm fiel nichts ein. Er hatte an alles gedacht.

Also blieb ihm nur noch ein Waldspaziergang, um zwei weitere Stunden totzuschlagen.

Um dreizehn Uhr fünfundzwanzig hielt er vor der Klinik und parkte am Nebeneingang auf einem für Ärzte reservierten Parkplatz. Weiße Hosen, weißes Hemd und weißen Kittel hatte er bereits im Auto angezogen, Stethoskop und obligatorischer Kugelschreiber steckten in der Brusttasche.

So betrat er das Krankenhaus. Dem Pförtner nickte er kurz zu, und dieser grüßte automatisch zurück.

Um dreizehn Uhr achtundzwanzig bekam Schwester Tillie auf der Station einen Anruf von einem hausinternen Apparat.

»Hier Dr. Werner, Kardiologie«, sagte eine Männerstimme, »es geht um Lisa-Marie Altmann. Die Hebamme hat Meldung gemacht, sie hat Auffälligkeiten bei

den Herztönen festgestellt. Wir wollen kurz Ultraschall machen. Bringen Sie die Kleine runter auf die 3 A? Ich habe gerade einen Moment Zeit.«

Komisch, dachte Tillie, warum sagte das die Hebamme nicht direkt auf der Station, sondern informierte gleich die Kardiologen? Stand es so schlecht um die kleine Lisa-Marie?

»Ist gut, ich komme runter«, sagte sie. »Es ist günstig, die Mutter schläft gerade.«

»In einer Viertelstunde hat sie das Baby wieder.« Dr. Werner legte auf.

Tillie steckte ihr Rufgerät ein, nahm die Patientenakte von Lisa-Marie Altmann, die immer noch auf dem Tisch im Schwesternzimmer lag, und schob das Bettchen mit dem Baby aus der Station und in den Aufzug, um in den dritten Stock zu fahren.

Vor der Milchglastür der Kardiologie wartete schon Dr. Werner. Er trug einen Arztkittel, hatte einen Bart und eine Brille. Tillie hatte ihn noch nie gesehen.

»Guten Tag, ich bin Dr. Werner, der neue Oberarzt der Kardiologie.«

Tillie lächelte und erwiderte den Gruß. »Schwester Tillie.«

Dr. Werner beugte sich über das Bettchen. »Da haben wir ja das kleine Mädchen. Eine ganz Hübsche! Na, dann woll'n wir mal sehen, ob die Vermutung der Kollegin stimmt. Ich denke, ich brauche fünfzehn bis zwanzig Minuten für die Untersuchung. Wenn ich fertig bin, rufe ich Sie an, und dann können Sie sie wieder abholen, ja?«

»In Ordnung.« Tillie drehte sich um. Die Fahrstuhltür stand immer noch offen. Tillie ging hinein, die Tür schloss sich, und der Fahrstuhl fuhr nach oben.

Jonathan atmete tief durch. Dann nahm er den nächsten Fahrstuhl und fuhr mit Lisa-Marie in ihrem rollenden Bettchen ins Erdgeschoss.

Als er die Klinik durch einen Notausgang verließ, trug er das Neugeborene hinaus in die Kälte und die wenigen Meter bis zu seinem Auto, legte es in die Tragetasche auf dem Beifahrersitz und fuhr davon.

Er war so glücklich wie seit Jahren nicht mehr. Hatte keinerlei Schuldbewusstsein. Denn er hatte das Kind nicht entführt, sondern zu sich geholt. Und das war - verdammt nochmal - sein gutes Recht.

Auf der Säuglingsstation war die Hölle los. Tillie wickelte im Akkord, ein Baby übergab sich pausenlos, eine Mutter mit Brustentzündung hatte starke Schmerzen, und inmitten dieses Chaos, als Tillie an alles gedacht hatte, aber nicht an Lisa-Marie in der Kardiologie, klingelte um Viertel nach zwei Leonie und verlangte ihr Kind.

Tillie sah auf die Uhr. Eine Dreiviertelstunde war um. Die brauchten aber lange mit der Untersuchung, hoffentlich war das kein schlechtes Zeichen. Sie erklärte der erschrockenen Leonie die Situation und versprach, gleich mal in der Kardiologie anzurufen und zu fragen, ob sie Lisa-Marie jetzt abholen könne.

»Waaaaas?«, brüllte Oberschwester Ute aus der Kardiologie entsetzt, und es tat Tillie in den Ohren weh. »Was erzählen Sie da? Hier gibt es keinen Dr. Werner. Ich habe den Namen noch nie gehört. Und - warten Sie mal kurz …« Tillie, die sich wunderte, dass sie überhaupt noch am Leben war, so eine Angst breitete sich in ihrem Bauch aus, hörte das Rascheln von Papieren. »Nein, hier ist nichts notiert. Kein Hinweis, dass ein Neugeborenenultraschall angeordnet worden ist. Du lieber Himmel, was ist denn da los bei euch?«

Tillie legte auf. In ihrem Kopf drehte sich alles. Das war der Supergau. Das Schlimmste, was überhaupt passieren konnte. Wer war dieser Mann gewesen? Jemand, der sich als Arzt verkleidet hatte, um einen Säugling zu stehlen? War sie wirklich auf einen Verbrecher und einen ganz miesen, aber simplen Trick hereingefallen? Nein, das konnte nicht sein! Das war unmöglich!

Es ist sicher nur ein Missverständnis, dachte sie, ein Kommunikationsproblem, die haben in der Kardiologie irgendwas falsch verstanden, Lisa-Marie ist irgendwo, vielleicht haben sie sie zum Röntgen gebracht.

So eine Klinik war ein Moloch, ein Gewirr aus Fluren, Etagen, Stationen und Zimmern, von Mitarbeitern, Zuständigen, Verantwortlichen, Chefs und Untergebenen, ein bürokratischer Riesenapparat. Dennoch löste sich ein Baby in einem Krankenhaus nicht einfach in Luft auf.

Ihre Angst wurde stärker. Es hatte keinen Zweck, weiter zu spekulieren, sie musste Alarm schlagen.

Bevor sie der Mutter Bescheid sagte, alarmierte sie den

Oberarzt und all ihre Kolleginnen, dieser informierte den Chefarzt. Man sprach mit sämtlichen Kollegen in der Kardiologie, befragte den Pförtner, aber auch dem war nichts Außergewöhnliches aufgefallen.

Und dann erfuhren Leonie und Hella das Ungeheuerliche: Ihre neugeborene, kerngesunde, hübsche Lisa-Marie war von einem Unbekannten aus der Klinik entführt worden. Leonie sagte gar nichts. Sie war kalkweiß im Gesicht und unfähig zu begreifen, was geschehen war. Ganz ruhig lag sie da und wartete darauf, aus diesem Alptraum zu erwachen.

Weiter geht es in:
SABINE THIESLER
DER MENSCHENRÄUBER
ISBN 978-3-453-26631-5

4. Auflage
Vollständige Taschenbuchausgabe 08/10
Copyright © 2009 by Sabine Thiesler
Copyright © 2009 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

eISBN 978-3-641-05135-8

www.heyne.de

www.randomhouse.de